

Anzeige

Nummer 5 – 3. Februar 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90



# DIE WELTWOCHEN

GENEVA | LUGANO | ZURICH | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG

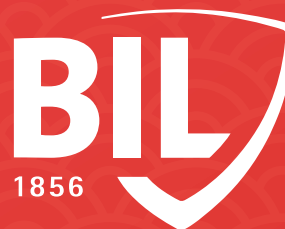
祝您虎年大吉，财源广进

BIL Suisse wishes you success and happiness  
in the new year of the Tiger



Swiss tradition • European roots • Eastern expertise

[www.bil.ch](http://www.bil.ch)



BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE

GENEVA | LUGANO | ZURICH | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG

祝您虎年大吉，财源广进

BIL Suisse wishes you success and happiness  
in the new year of the Tiger



Swiss tradition • European roots • Eastern expertise

[www.bil.ch](http://www.bil.ch)



BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE

**Jonas Projer schützt Alain Berset, Justin Trudeau duckt sich weg**

Nummer 5 – 3. Februar 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Das Wunder der Schweizer Volksschule**

Und warum es heute gefährdet ist.

*Alain Pichard*

## **Dänemark weist den Weg**

Corona und Migration: Die Skandinavier machen's besser. *Wolfgang Koydl*

## **Tod am Mont Crosin**

Windrad schnetzelt Steinadler.

Wer stoppt den Energiewende-Wahnsinn? *Alex Baur*

«Wir leben in einer Parodie  
der Diktatur»  
Philosoph Robert Redeker  
im grossen Gespräch



## VIP-Arrangement «Carlton Hotel St. Moritz»

# Alles, was das Herz begehrt

Hoch über dem St. Moritzersee thront das Fünf-Sterne-Boutique-hotel «Carlton». Gibt es einen schöneren Ort, um Vitalität und Lebensfreude zu fördern und die Natur zu zelebrieren? Inspiriert von der majestätischen Kulisse, haben wir für Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis erschaffen.

Wissenschaftlich fundiert, beruht «Moving Mountains» auf fünf Säulen: MOVE, PLAY, NOURISH, REST und GIVE. Als unser Gast wählen dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.

Das 1913 erbaute Anwesen präsentiert sich zeitgenössisch modernisiert und bietet vollkommene Ruhe und Privatsphäre. Während Ihres Aufenthalts logieren Sie stilvoll in einer Suite oder einem Zimmer mit unvergleich-

licher Aussicht. Hochstehender Service und authentische Gastfreundschaft sind selbstverständlich.

Für vollkommenes Wohlbefinden sorgt der grosszügige Wellnessbereich. Ausgewiesene Fachleute aus den Bereichen Personal Training, Yoga und Beauty-Treatment lassen keinen Ihrer Wünsche offen. Für kulinarische Höhenflüge sorgen das historische Restaurant «Romanoff» und das Gourmetrestaurant «Da Vittorio – St. Moritz».



### Platin-Club-Spezialangebot

«Moving Mountains Special»  
im «Carlton Hotel St. Moritz»

**Leistungen:**

- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- Moving-Mountains-Dinner (5 Gänge)
- 1 Immune-Recovery-Gesichtsbehandlung pro Person
- Moving-Mountains-Fackelwanderung
- Kostenlose Teilnahme am MOVE-Wochenprogramm: Gruppenkurse mit unseren Fitnesstrainern und privates Yoga-Programm auf dem Zimmer
- Zugang zum «Carlton Spa»
- Butler-Service
- 24-Stunden-Limousinenservice in St. Moritz

**Spezialpreis:**

Weltwoche-Abonnenten erhalten eine Ermässigung von 10 Prozent auf das «Moving Mountains»-Package. Die Preise sind datumsabhängig.

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 081 836 70 00 oder per Mail an [info@carlton-stmoritz.ch](mailto:info@carlton-stmoritz.ch)

**Termine:**

Das Angebot ist buchbar vom 7. Januar bis 11. Februar 2022 und vom 27. Februar bis 26. März 2022.

**Veranstalter:**

«Carlton Hotel St. Moritz»  
[www.carlton-stmoritz.ch](http://www.carlton-stmoritz.ch)



## Macbeth, Wannsee und das Böse

Zwei Filme geben zu reden. Beide beschäftigen sich mit dem Bösen. «Macbeth», die berühmte Tragödie von William Shakespeare, neu verfilmt mit Staraufgebot von US-Regisseur Joel Coen, beschreibt, wie die Hauptfigur, ein mittelalterlicher schottischer Adliger, der wirklich gelebt hat, an sich kein schlechter Mensch, vom Bösen verführt, übermannt und schliesslich zerstört wird.

Der andere Film ist die beängstigend präzise Inszenierung der Wannseekonferenz, auf der Grundlage der Originalprotokolle, jener monströsen Sitzung in einer herrschaftlichen Berliner Villa vor achtzig Jahren, als führende Funktionäre des nationalsozialistischen Deutschlands ganz bürokratisch, fast alltäglich die Ermordung von elf Millionen Juden in Europa planten.

Beide Filme ergründen das gleiche Rätsel, von unterschiedlichen Seiten. Wie ist das Böse möglich? Wie kommt es über die Menschen? Und was können wir heute daraus lernen? «Macbeth» geht die Frage von innen, gleichsam seelisch an. Der Titelheld ist sich des Bösen bewusst. Er mordet, um an die Macht zu kommen. Dauernd mit sich selber ringend, endet Macbeth in Wahnsinn und Tod.

Eine beunruhigendere Seite des Bösen beschreibt «Die Wannseekonferenz» von Matti Geschonneck. Die in gepflegter Ambiente einen noch nie dagewesenen Massenmord beratenden Deutschen, kultiviert, viele promovierte Akademiker, halten sich nicht für die Bösen. Im Gegenteil. Sie scheinen überzeugt, mit ihrem Verbrechen der Menschheit einen Dienst zu erweisen.

«Was wir auf uns nehmen», sagt zu Beginn der Sitzungsleiter Reinhard Heydrich, «wird für die kommenden Generationen ein Glück sein.» Anders als Macbeth hadern die Massenmörder des 20. Jahrhunderts nicht mit sich und ihren Plänen. Heydrich, ein begabter Geiger, steht für den Typus des Killers, der seine Untat im Licht einer übergeordneten Ideologie als moralische Heldentat empfindet.

Der Philosoph Hermann Lübbe hat den Vorgang in seiner Studie «Politischer Moralismus.

Der Triumph der Gesinnung über die Urteils-kraft» erforscht. Gegen die Tendenz, die Nazi-Massenmörder als geisteskranke Verbrecher oder dämonische Erscheinungen abzustempeln, was sie auf komfortable Distanz zu uns gewöhnlichen Menschen rückt, öffnet Lübbe den Blick auf eine weit gruseligere Wirklichkeit.

Gerade nicht eine Veranlagung krankhafter Börsartigkeit, ihre angeblich teuflische Natur befähigte die Teilnehmer der Wannseekonferenz zu ihren Gräueltaten. Es ist vielmehr ihr absolutes ideologisches Überzeugtsein, der fast schon religiöse Glaube an die Richtigkeit und moralische Wünschbarkeit ihrer Ziele und Absichten, der diese kultivierten Deutschen zu lebenden Monstern machte.

Es gibt das pure, destruktive Böse, die dunkle Seite. Shakespeare war auch dafür ein Spezialist. Sein faszinierendster, finsterster Bösewicht ist Jago im Drama «Othello». Intrigenreich stürzt er alle Menschen um sich herum ins Unheil, ohne ersichtliches Motiv, ohne persönlichen

Nutzen, ausser dem Vergnügen an der von ihm selber so virtuos orchestrierten Zerstörung.

Macbeth ist anders. Er beginnt als ruhmreicher Heerführer, wird von seinem König, der ihn liebt, mit Ehren und Titeln überhäuft. Trotzdem sinnt er, gegen seine Natur, auf Mord, um sich an Stelle seines Förderers auf dessen Thron zu setzen. Lady Macbeth treibt ihren Gatten kaltblütig an, doch nicht die Frau ist schuld. Der von der Macht bereits Verführte erliegt aus eigener Schwäche seinen Dämonen.

«Macbeth» handelt davon, wie Menschen, die von Natur aus nicht böse sind, vom Bösen überwältigt werden. Die Botschaft des Stücks ist alles andere als tröstlich, auch wenn am Schluss die Guten gewinnen. Wenn es einen Macbeth erwischt, dann kann es alle treffen. Soll sich niemand etwas einbilden. Unser Immunsystem ist schwach. Jeder Mensch bleibt verführbar, korrumpierbar.

Macbeth allerdings weiss, was er tut, und er ahnt, dass es schlimm ausgehen wird für ihn. Sein schlechtes Gewissen kann er nicht betäuben. Die Teilnehmer der Wannseekonferenz haben kein schlechtes Gewissen. Sie sind sich ihrer Sache sicher, so sicher, dass sie das Böse, das sie ins Werk setzen, für das Gute halten. Wer wie Heydrich glaubt, das Glück künftiger Generationen zu bewirken, fühlt sich zu allem ermächtigt, was seinen Zielen dient.

Das Böse kann, mit Macbeth, der klare, das Gewissen peinigende Bruch mit der hergebrachten moralischen Ordnung sein. Das Böse kann aber auch, noch gefährlicher, unheimlicher, das überschliessende, angebliche Gute sein, Giftfrucht der Ideologie, die den Menschen verblendet, sein Gewissen narkotisiert, ja abtötet, wie es «Die Wannseekonferenz» so eindringlich vorführt.

Beide Filme sind, grundverschieden, auf ihre Weise grossartig. Ihre Wirkung besteht auch darin, dass sie ein Gefühl der Beklemmung hinterlassen. Sie bieten keinen Zuspruch, keine moralische Bestätigung. Man lernt allerdings den Menschen und damit sich selber besser kennen, die Abgründe unserer Natur, die oft das Gute will und doch immer wieder das Böse schafft. R. K.

Das Herz in  
unserer Brust  
schlägt für die  
Patientinnen.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie



## Dänemark, Martin Rikli, Robert Redeker, «Der Verrat an Anne Frank», Kurt Pelda

Dänemark hat nur halb so viele Einwohner wie die Schweiz, und sein höchster, nun ja, Berg ist 172,52 Meter hoch. Dennoch überragt der kleine Staat nicht nur die Schweiz, sondern den Rest Europas um Längen: Ob im Umgang mit der Pandemie oder beim Problem der Massenzuwanderung – die Dänen schwimmen gegen den Mainstream und machen damit alles richtig. Loben würden sie sich selbst nie dafür: *Janteloven* heisst das Prinzip, dass man sein Licht unter den Scheffel stellen muss. **Seite 26**

Der Schweizer Martin Rikli (1898–1969) ist hierzulande nahezu unbekannt. Eigentlich erstaunlich, war er doch als Dokumentarfilmer des nationalsozialistischen Deutschland einer der lautstärksten Propagandisten von Hitlers Regime. Er gilt nach Leni Riefenstahl als wichtigster Dokumentarist des Dritten Reiches. Seine populärwissenschaftlichen Vorfilme kamen beim Kinopublikum weniger gut an als seine Streifen über ferne Länder oder zur Verherrlichung von Kriegsmarine, Flugwaffe oder Autobahnen. 1940 begleitete Rikli als «eingebetteter» Reporter die Wehrmacht bei der Besetzung Norwegens, bevor er 1944 seine «schöne Wahlheimat» Deutschland still und leise in Richtung Zürich verliess. **Seite 30**

Robert Redeker war der erste französische Philosoph, der nach Todesdrohungen der Islamisten monatelang untertauchen musste und unter Polizeischutz stand. Leser von

Michel Houellebecq kennen ihn als «Robert Rédiger» aus dem Roman «Unterwerfung». Im Gespräch mit Jürg Altwegg äussert er sich über eine Gesellschaft, die keine Helden und Heiligen mehr hat. Frankreich, sagt Redeker, sei in der Pandemie zur «Parodie einer Diktatur» geworden. Eric Zemmour konfrontiere das Land mit seiner verdrängten Wahrheit – wählen wird er ihn dennoch «eher nicht». **Seite 34**

Ein Sachbuch der Kanadierin Rosemary Sullivan sollte enthüllen, wer das Versteck von Anne Frank an die Nazibehörden verrät. Aber die These, dass der jüdische Notar Arnold van den Bergh der Hauptverdächtige sei, wird von vielen Historikern als unglaubwürdig bezeichnet. Dieser Meinung hat sich nun auch der Amsterdamer Verlag Ambo Anthos angeschlossen, bei dem die niederländische Übersetzung erschienen ist. Er hat den Entschluss, eine weitere Auflage zu drucken, verschoben und sich bei allen entschuldigt, «die sich durch das Buch beleidigt fühlen könnten». Pierre Heumann rezensiert «Der Verrat an Anne Frank», dessen deutsche Übersetzung für kommenden März angekündigt worden ist. **Seite 67**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* baut weiter aus. Mit dieser Ausgabe stösst Kurt Pelda, promovierter Ökonom und Schweizer Journalist des Jahres 2014, als Reporter zur Redaktion. In seiner langen erfolgreichen Karriere arbeitete Pelda, 56, für das Schweizer Fernsehen, die *NZZ*, den *Tages-Anzeiger*, die *Financial Times* und als freier Autor auch für die *Weltwoche*. Nun wird der gebürtige Basler seine grossen Erfahrungen als Kriegsreporter und Rechercheur voll und ganz in die *Weltwoche* einbringen. Wir heissen den neuen Kollegen herzlich willkommen und wünschen ihm für die neue Aufgabe viel Erfolg.

*Ihre Weltwoche*

DAS SCHWEIZER  
PORTAL FÜR  
HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die  
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

worker jobs.ch

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

# CUPRA BORN

100% ELEKTRISCH



THE IMPULSE  
OF A NEW GENERATION

Er ist da. Der neue CUPRA Born: 100% elektrisch, 100% CUPRA. Er überzeugt mit gewohnt stilsicherem Design innen wie aussen. Dank seiner hochentwickelten elektrischen Antriebstechnologie schafft er ein bislang unerreichtes Fahrerlebnis. Tauchen Sie ein in eine neue Ära der Mobilität.



Klein- und Kompakwagen Elektro  
AUTO BILD, Ausgabe 45/2021 &  
BILD AM SONNTAG, Ausgabe 46/2021

[cupraofficial.ch](https://www.cupraofficial.ch)

CUPRA Born, 204 PS, 19.4 kWh/100km, 0 g CO<sub>2</sub>/km. Kat. A





*Gefährdeter König der Lüfte:* Seite 38



*Bildung als Erfolgsmodell:* Seite 14



*Gegen den Strom:* Mette Frederiksen. Seite 26

## DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung Der grosse Geldtopf
- 11 Peter Rothenbühler  
Lieber Martin Suter
- 12 Tagebuch Thomas Borer
- 13 Bern Bundeshaus  
Sommarugas Knallerbsen
- 14 Das Wunder der Schweizer Volksschule  
Hommage von Alain Pichard
- 16 Erziehung der Gefühle
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Inflationsdaten falsch frisiert
- 20 Mörgeli  
Unverdienter Bonus für die Medien
- 20 Rufschädigende Ausgrenzung  
Alan M. Dershowitz kritisiert Joe Biden
- 21 Peter Bodenmann  
Energie: Reinfälle und Dachschäden
- 22 Inside Washington
- 23 Drei Risiken für die Sicherheit  
Gegner der Schweizer Neutralität
- 24 Trudeau im Trucker-Krieg  
Aufstand gegen Kanadas Covid-Politik
- 25 Der Mann, der nie lacht  
Strafverteidiger Lorenz Erni
- 26 Broder Waffen gegen Spaziergänger
- 26 Leuchtturm Europas  
Was die Dänen besser machen
- 28 News Neil Young vs. Joe Rogan
- 28 Meine Schwester Sonja Debatte  
um einen Artikel im *Tages-Anzeiger*
- 29 Königin aller Spielerfrauen Cristiano  
Ronaldos Muse Georgina Rodriguez
- 30 Hitlers Schweizer Dokumentarfilmer  
Die Geschichte von Martin Rikli

- 32 Stempelsteuer-Referendum  
Frischer Wind bei den Befürwortern
- 33 Kurt W. Zimmermann  
Die Seitensprünge des Alain B.
- 34 Robert Redeker  
«Wir leben in einer Parodie der Diktatur»
- 37 Reise durch ein Europa der Schikanen  
Protokoll von Alexander Gauland
- 38 Windräder Der geschnitzelte Steinadler
- 39 Faszination der fünf Ringe  
Endlich beginnen die Spiele in Peking
- 40 Tröpfchen auf den heissen Stein  
Sozialhilfe-Kosten ausser Kontrolle
- 41 Die Superlative sind bereit  
Mario Widmer über Rafael Nadal
- 42 Gerät die Inflation ausser Kontrolle?  
Analyse von Christoph Schaltegger
- 44 News Gerhard Schröder verteidigt Putin
- 44 Journalismus, der hinschaut  
Simon Jacoby verteidigt die Lokalmedien
- 45 Rhetorik und Realität  
Die neue Grünen-Chefin Ricarda Lang
- 46 Unentbehrliches Stück Heimat  
Kunsthause-Direktor Christoph Becker
- 47 News Terror-Sympathisant:  
Muss Staat bezahlen?
- 48 Arnold Schwarzenegger  
Der hungrige Perfektionist
- 49 Anabel Schunke  
Schneewittchen ohne Zwerge
- 50 Ukraine  
Europa als Aggressor
- 51 Thiel Lobbying
- 52 Vogel des Jahres Die Feldlerche
- 53 Tamara Wernli Nicht erpressbar
- 54 Leserbriefe
- 55 Nachrufe Werner Grossmann, «Ozzie»
- 56 Beat Gygi Teure grüne Farbe

## PHILOSOPHIE: ENTFREMUNG

- 58 Dialektik der Moderne  
Essay von Alexander Grau

## LITERATUR UND KUNST

- 61 Ikone der Woche
- 62 Enzyklopädie des Erzählens «Ulysses»
- 64 Bücher der Woche
- 67 Die Sprache
- 68 Garten des Glücks Zaz und Lindemann
- 70 Film «Die Wannseekonferenz»
- 70 Comics Yuval Noah Harari
- 71 TV-Kritik «Quer»
- 72 Serien «Pam & Tommy»
- 72 Klassik Lise Davidsen
- 73 Jazz Marcin Wasilewski Trio

## LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt / Unten durch
- 75 Fast verliebt
- 76 Frauen Carrie Symonds
- 76 Häuser «Schlosshotel Kronberg»
- 77 Was macht eigentlich? Walter Brun
- 78 Essen / Wein
- 79 Auto / Objekt der Woche
- 80 Bei den Leuten «This Is Rock»
- 82 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 83 Abendessen mit ... Daiana Zemskova
- 84 Menschen von morgen  
Muhammed Kaltuk
- 86 Das indiskrete Interview  
Nicole Berchtold, Moderatorin



# Schutz vor Inflation mit realen Werten

**Vermögenssicherung** Mit Anlagen in reale Werte schützen Sie Privatvermögen und Firmenliquidität vor Negativzinsen und Inflation. Der RealUnit bietet erhöhte Sicherheit und Krisenresistenz.

**W**er sein Geld nur auf dem Konto lässt, wird doppelt bestraft - die Inflation vermindert die Kaufkraft und für Bankguthaben gibt es keinen Zins. Hohe Barbeträge werden sogar mit einem Negativzins belastet.

## Geldschwemme der Zentralbanken

Der Grund dafür ist eindeutig. Seit Jahren fluten die Zentralbanken das Finanzsystem mit billigem Geld, um die Wirtschaft zu stabilisieren. Die Aktienmärkte profitieren von diesen Finanzspritzen, aber wer seine Liquidität nicht investiert, geht leer aus und muss zusehen, wie die Inflation die Kaufkraft schwächt. Die Teuerung ist in Europa und in den USA schon bedrohlich hoch. Die Preise in der Schweiz sind zwar erst moderat gestiegen, die Tendenz ist aber klar nach oben. Wie schützt man sich nun vor dem Wertverlust?

## Alternative ausserhalb des Bankensystems

Die Lösung heisst RealUnit. Mindestens die Hälfte der Anlagen werden physisch und ausserhalb des Bankensystems in der Schweiz aufbewahrt. Konsequenterweise können InvestorInnen deshalb auch zwischen einer klassischen Aktie oder einem digitalen Token wählen. Für den Handel und die Aufbewahrung des Tokens, der auf einer Ethereum-Blockchain basiert, braucht es keine Bank.



## Inflationsschutz und Krisenresistenz

Die wichtigsten Ziele des RealUnit sind der Erhalt der Kaufkraft und der Schutz des Vermögens vor Krisen. Dabei stehen physisches Gold, Silber und weitere Edelmetalle im Vordergrund. Dazu kommen Beteiligungen an mehrheitlich Schweizer Unternehmen mit solider Bilanz und nachhaltigen Erträgen. Die Zusammensetzung der uns anvertrauten Gelder wird je nach Marktlage dynamisch angepasst. Das erhöht die Krisenresistenz und die Fähigkeit, die Vermögen bestmöglich zu schützen.

## Sichere Anlage mit angemessener Rendite

Das Renditeziel des RealUnit besteht darin, das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) der Schweiz zu übertreffen. In den letzten vier Geschäftsjahren betrug die durchschnittliche Netto-Anlagerendite +1.60% pro Jahr. Bei einer Teuerung von ca. 0.3% und Negativzinsen von bis zu

0.75% sind das rund 2.5% Unterschied zu Ihren Gunsten. Nutzen Sie unseren Online-Inflationsrechner und staunen Sie selbst, wie viel Sie durch Inflation verlieren könnten.

## MiteigentümerIn und nicht nur AnlegerIn

Seit dem Börsengang der RealUnit Schweiz AG im November 2021 steht die Anlagephilosophie allen in der Schweiz ansässigen Firmen und Privatpersonen offen. Da die RealUnit Schweiz AG eine Investmentgesellschaft ist, sind Sie mit dem Kauf von Real Unit als Aktie oder Token indirekt an den realen Vermögenswerten beteiligt.

## Der Fels im Nebel

Bei trüber Sicht, grosser Unsicherheit und unklarem Weg ist es wertvoll, auf Experten zu vertrauen. Die Anlagephilosophie des RealUnit ist langjährig erprobt und basiert auf Jahrzehnten an Erfahrung.

## Investieren Sie in reale Werte

Der RealUnit zielt darauf ab, den Schutz vor Inflation und dem Verlust der Kaufkraft von Ersparnissen und liquiden Mittel zu erhöhen. Er soll den langfristigen Werterhalt, speziell in Krisenzeiten sichern und ermöglicht zudem Privatpersonen einen steuerfreien Kapitalgewinn.

## Weitere Informationen

Unter [realunit.ch/anlegen](https://realunit.ch/anlegen) finden Sie zusätzliche Argumente, weshalb eine Investition in Realwerte Ihr Vermögen langfristig vor Inflation und Wertverlust schützen kann.

## RealUnit Schweiz AG

Schutzengelstrasse 36  
6340 Baar  
Telefon: 041 761 00 90  
[info@realunit.ch](mailto:info@realunit.ch)



# RealUnit

MEIN REAL GEDECKTES GELD



Die Informationen in dieser Anzeige richten sich nur an Personen mit Sitz in der Schweiz. Sie richten sich nicht an Personen, die dem Recht eines Staates unterworfen sind, der die Distribution oder Nutzung dieser Informationen verbietet (u.a. USA, EEA und Grossbritannien). Die Informationen in dieser Anzeige (Stand per 31.12.2021) stellen Werbemitteilungen im Sinne von Art. 68 FIDLEG dar. Die Angaben dienen ausschliesslich der Information und stellen weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Offertstellung dar. Es besteht keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der Inhalte dieser Anzeige. Anlageentscheide sollten erst nach der gründlichen Lektüre des aktuellen Prospekts getätigt werden, der spesenfrei unter <https://realunit.ch/downloads/> oder [info@realunit.ch](mailto:info@realunit.ch) bezogen werden kann.

# Grösste Chance für den Forschungsplatz

Die EU schliesst die Schweiz von ihren Programmen aus. Jetzt können sich unsere Hochschulen befreien. Doch ETH-Rats-Präsident Michael Hengartner bevorzugt die Bürokratie.

Beat Gygi

ETH-Rats-Präsident Michael Hengartner wehrt sich auf allen möglichen Kanälen gegen die Politik der EU-Verwaltung, die der Schweizer Wissenschaft keinen Zugang mehr zu den grossen Forschungsprogrammen der EU gewähren will, dies als Vergeltung für das Scheitern des Rahmenabkommens. Es geht um die Teilnahme an «Horizon Europe», dem neunten Forschungsrahmenprogramm der EU, das von 2021 bis 2027 läuft und mit einem Budget von 95,5 Millionen Euro ausgestattet ist.

Die Schweiz wird vom Europäischen Forschungsrat jetzt nur noch als nicht assoziierter Drittstaat behandelt, nicht mehr als Mitglied. Forscher in der Schweiz erhalten somit keine spezielle EU-Förderung mehr. Hengartner reist von Termin zu Termin, sagt in Interviews, dieses grösste Forschungsunterstützungsprogramm der Welt betreffe fast alle Bereiche der Wissenschaft, und es tue weh, dass sich die Schweiz nicht im Wettbewerb zeigen und gewinnen könne.

## Brüssel milde stimmen

Man müsse Projekte oder sogenannte ERC-Grants, die prestigeträchtigen Goldmedaillen in der Forschung, fahrenlassen. Und Spitzenwissenschaftler aus der Schweiz, darunter Nobelpreisverdächtige, verlören ihre Möglichkeiten, in international zusammengesetzten Forschungsgruppen Team-Captain zu sein. Frustrierend sei das für diese Menschen. Hengartner hat eine ganze Koalition aus Hochschulen, Unternehmen, Verbänden und Verwaltung um sich geschart, um publikumswirksam gegen verschlossene Türen in Europa zu protestieren, nach Öffnung zu rufen und zu versuchen, Brüssel milder zu stimmen – auch mit Hilfe von Bundesrat und Verwaltung. Die Schweiz wolle wieder eintreten.

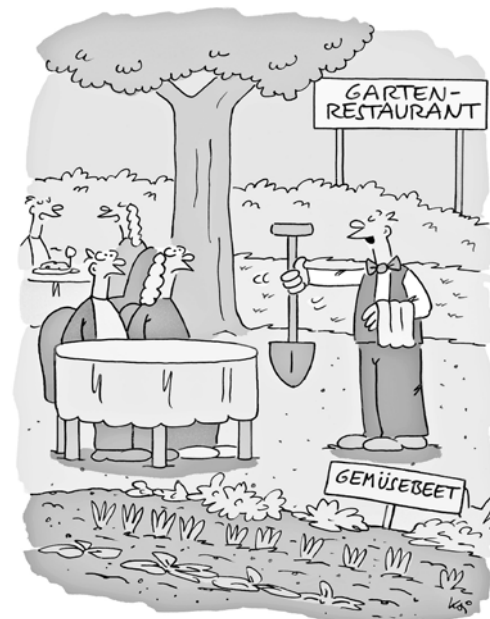
Schon früher einmal wurde das Land aus dem EU-Forschungsprogramm hinausspediert, aus dem Vorgänger «Horizon 2020» (80 Milliarden Euro). Das war 2014, als die EU die Schweizer nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative zur Strafe teilweise vom Programm ausschloss. Erst als 2017 klar wurde, dass diese

Initiative so schwach umgesetzt wurde, dass sie die Personenfreizügigkeit nicht einschränkte, durfte die Schweiz wieder voll mitmachen. Sich zeigen und gewinnen im Wettbewerb, wie Hengartner es möchte.

Die Schweiz kann es. Seit der Assoziierung 2004 haben die hiesigen Forschungseinrichtungen und Projekte mehr Geld aus dem EU-Fördertopf geholt, als die Eidgenossenschaft

*Es zählt primär das Hereinholen von Geld aus der EU-Zentrale, man misst den Input für die Forschung.*

einbezahlt hat. Netto ein Plusgeschäft. Möglichst viel Fördergelder aus den EU-Programmen in die Schweiz zu holen, das ist der Masstab, mit dem man die Stärke des Forschungsstandorts misst. Die Bundesverwaltung hat dafür den sogenannten Wettbewerbsfähigkeits-Indikator (WFI) als Messgrösse definiert: «die Fähigkeit der Forschenden eines Landes, kompetitiv vergebene Forschungsgelder zugesprochen zu erhalten».



„Graben Sie sich einfach was aus.“

Anders gesagt: Es zählt primär das Hereinholen von Geld aus der EU-Zentrale, man misst den Input für die Forschung. Der Output, die Ergebnisse der Arbeiten, interessieren weniger, sie sind auch schwierig zu beobachten und zu beurteilen. Wer im Wettbewerb von «Horizon Europe» gewinnen will, muss stark sein im Antragswesen, im Schreiben von Gesuchen, im Knüpfen von Allianzen zum Gewinnen von Ausschreibungen, im Lobbying bei Kommissionen, kurz: in der Forschungsbürokratie.

## Frische Arrangements

Hengartner hat jetzt die Chance, darauf hinzuwirken, dass man davon wekommt, also die Forschung zu befreien vom administrativen Korsett. Das Geld, das die Schweiz nicht in den Brüsseler Topf einzahlt, kann den hiesigen Forschenden zum freieren Arbeiten und für frische Arrangements in der Forschungszusammenarbeit anvertraut werden. Schweizer Wissenschaftler wären nicht mehr unter Druck, all die Nationalitätsquoten und politisch korrekten Formulierungen von Forschungsfragen zu beachten. Und die EU könnte die Forschung nicht mehr für Vergeltungsaktionen missbrauchen.

Eine starke Führung könnte jetzt diesen Kurswechsel herbeiführen. Aber Führung – da hat Hengartner bei sich selber noch einige Pendenzen offen. Seit er vor zwei Jahren als Präsident des ETH-Rats angetreten ist, der die oberste Aufsicht über die ETH Zürich, die ETH Lausanne und die vier Forschungsanstalten hat, wartet die Öffentlichkeit auf die Klärung etlicher Fragen. 2019 hat der Rat die Fusion der beiden Anstalten Eawag (Wasser) und WSL (Wald, Schnee und Landschaft) beschlossen, um ein Institut von Weltklasseformat mit Blick auf die Klimaforschung zu schaffen. Das Vorhaben kam offenbar nicht weiter, es gab internen Widerstand. Fürs WSL wurde inzwischen eine Direktorin gewählt, deren fachlicher Ausweis nicht zu den offiziellen Anforderungen passt, und an der ETH Lausanne werden Rezepte gegen die hohen Kosten gesucht. Zu all diesen Punkten sagt Hengartner weniger als jetzt gegen den Ausschluss aus dem EU-Programm.

# Lieber Martin Suter

Jahrelang haben sich die Literaturkritiker hinterfragt, ob Ihre Romane schon als Literatur gelten könnten oder nur tief-fliegende Unterhaltungsschreibe seien. Man hat sich darauf geeinigt, dass doch etwas an diesem Starautor dran ist, der einen Bestseller nach dem andern schreibt. Aber man hoffte dennoch insgeheim, dass Sie irgendwann der Kritik in den Hammer laufen würden. Jetzt kam die Erlösung: Die gesamte Kritikerkaste des deutschen Sprachraums freut sich, Sie als Autor unter Häme zu begraben.

Ihr neuer Roman «Einer von euch. Bastian Schweinsteiger», eine als Roman deklarierte, autorisierte Biografie des Fussballers Bastian Schweinsteiger, ist «ein richtig schlechtes Buch». So lautet das Urteil. Ohne jegliche Beisshemmung wird ihr Roman runtergemacht. «Kitsch», «ein fürchterlicher Fehlschuss», «missglücktes Buch», «furchtbar öde» «kitschige Heldengeschichte», «ging lei-



*Er spielt einfach göttlich Fussball:*  
Bestsellerautor Suter.

der komplett schiefe» – und so weiter. Nun, ich hab's mit den Literaturkritikern so wie mit den Filmkritikern: Wenn sie einen Film sehr gut finden, gehe ich nicht hin, umgekehrt schon.

Jetzt habe ich gerade Ihren Roman gelesen, zum Trotz, und sofort gecheckt, warum das Feuilleton so wild tut: «Einer von euch» ist

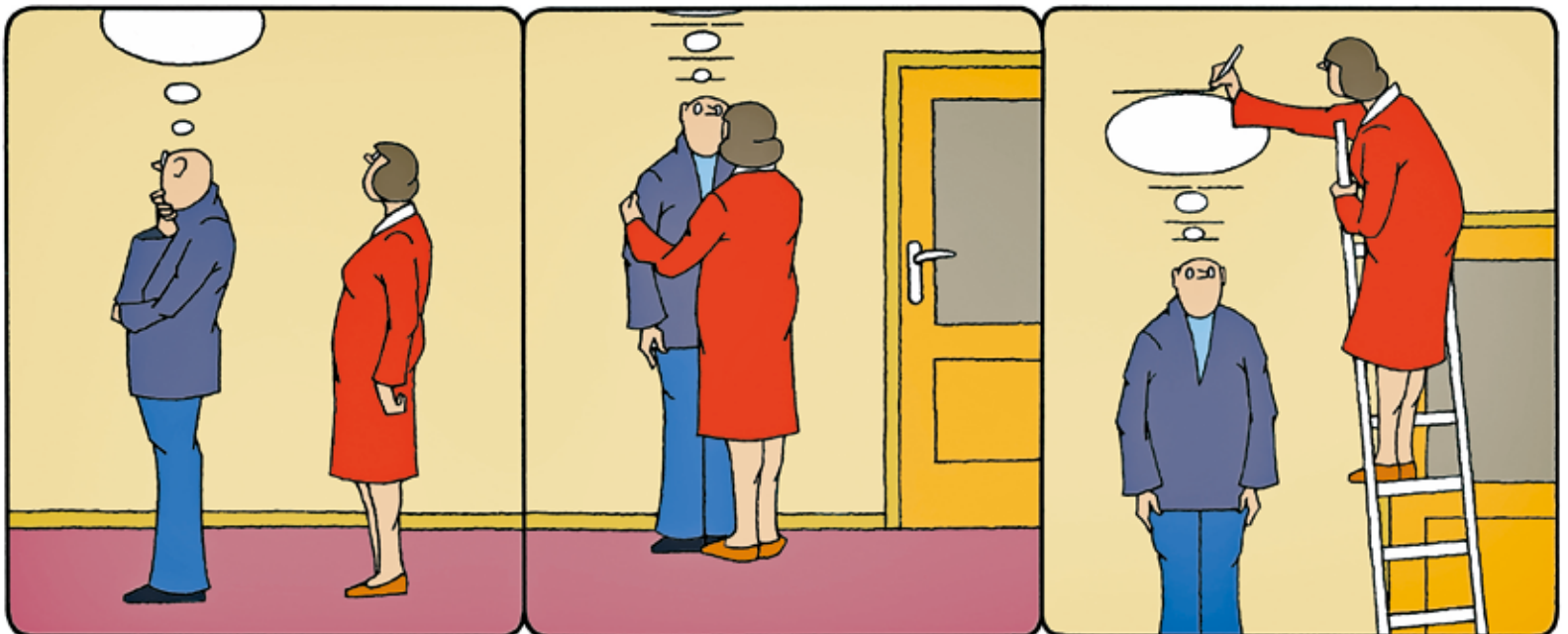
ein normaler Mensch, in dessen Leben es keine grossen Brüche gibt. Er wurde nicht von den Eltern verprügelt, hatte als Junge ausser Pickel keine grossen Leiden. Er spielt einfach göttlich Fussball, und das erst noch nur aus Freude.

Das ist kein Romanstoff, wie man ihn heute bei jedem Anfängerautor findet, mit viel perversen Charakteren oder Opfern von Perversen, mit Mord und Totschlag, Verrat und viel bedeutungsvollem Hintergrundigem, angeblichem. Nein, Bastian Schweinsteigers grösste Verletzungen kommen nur vom Sport. Und sonst tickt er eher einfach. Das gibt's!

Gerade das scheint Sie an dieser Figur gereizt zu haben. Und gerade das gefällt mir an dem wunderbar geschriebenen, höchst unterhaltenden Roman.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Thomas Borer



**A**m 24. Januar dieses Jahres durfte ich einen Workshop über Krisenmanagement leiten. Ich wurde nach meinem eindrücklichsten Krisenerlebnis gefragt. Es war der Januar 1997, der mich ein Leben lang prägen sollte. Ein Vierteljahrhundert ist es her, dass ich als junger Diplomat im Oktober 1996 zum Chef der Task-Force «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» ernannt wurde. Mit einem Mal stand ich inmitten einer der grössten aussenpolitischen Krisen der Schweiz.

Wir haben es nach 1945 versäumt, die Frage der nachrichtenlosen Vermögen von Holocaust-Opfern abschliessend zu lösen. Als deren Erben sich an unsere Banken wenden, reagieren diese völlig falsch. Mit Unterstützung der US-Regierung eröffnen jüdische Organisationen ein Trommelfeuer. Wir werden als «Kollaborateure» und «Bankiers der Nazis» verleumdet, die sich am Unglück anderer bereichert haben und bis heute «Totengold» unterschlagen. Man fordert Milliarden Reparationen. Als Transmissionsriemen für diese Ansprüche werden die internationalen Medien benutzt. Wir erleben zum ersten Mal einen «CNN-Effekt» und die internationale Skandalisierungsmaschinerie. So gerät die Schweiz 1996 unter ungeheuren Druck.

**I**n dieser Notlage muss ich meine Aufgabe antreten. Als einziges Instrument bekomme ich den Titel eines Botschafters in die Hand – und viele gute Wünsche mit auf den Weg. Doch wo löscht man zuerst, wenn das Haus vom Keller bis zum Dachstock brennt? Und noch viel wichtiger: Wie macht man das ohne eingespielte Feuerwehrmannschaft und Löschfahrzeuge? Dank der Unterstützung der besten jungen Diplomaten,

die unser Land je hatte, und viel Fortüne gelingt es bis Ende 1996, die Lage einigermaßen zu beruhigen. Ich handle einen «Weihnachtsfrieden» aus, um danach in die Offensive gehen zu können. Dieser Plan wird durch Eigentore verunmöglicht.

**E**ntgegen einer vom Gesamtbundesrat abgesehenen Sprachregelung palavert der joviale Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz in einem Neujahrs-Interview von «Lösegeld-Erpressung» und reproduziert Stereotype, die im Ausland als antisemitisch ausgelegt werden. Ein Sturm der Entrüstung geht um die Welt. «Joseph Goebbels wäre stolz auf einen Schüler wie Delamuraz», titelt eine israelische Zeitung. Der unbelehrbare Waadtländer verweigert die Entschuldigung und giesst mit unbeholfenen Erklärungen weiteres Öl ins Feuer. Die internationalen Medien und Akteure beginnen gegen die Schweiz zu trommeln, als ginge es gegen den Iran oder Nordkorea. Man droht mit Boykotten. Wir handeln eine Art Entschuldigung aus. Schliesslich gibt Delamuraz dem hohen Druck nach und presst am 14. Januar widerwillig ein «I am very sorry» raus. Mir fällt eine schwere Last von den Schultern; ich kann endlich in die Offensive.

Aber wie heisst es so schön: Das Leben ist das, was mit einem geschieht, während man andere Pläne hat. Am Tag von Delamuraz' Entschuldigung wird ein zweiter Skandal publik. Sein Protagonist, Christoph Meili, wird Geschichte schreiben, sein Leben sogar verfilmt. Der Wachmann findet im Keller der UBS historische Dokumente, die entgegen einem gesetzlichen Verbot vernichtet werden. Die Bankiers hören nicht auf uns und reagieren erneut falsch. Statt Meili als «Whistleblower» zu be-

lobigen, greifen sie ihn an und machen ihn zum «Märtyrer», der in den USA Asyl erhält. Meili wird uns viel Glaubwürdigkeit und Millionen kosten.

Kann ich nun aufatmen? Nein, denn es gilt: «Aller schlechten Dinge sind drei!» Am 26. Januar publiziert die *Sonntagszeitung* diabolisch herausgerissene Sätze aus einem vertraulichen Dokument unseres Botschafters in Washington. Dieser wird als «Kriegstreiber» und «Antisemit» wahrgenommen. Die mediale Empörung begräbt Carlo Jagmetti. Der Staatsdiener tritt staatsmännisch zurück, um weiteren Schaden von der Schweiz abzuhalten.

**E**ndlich geht der «Horror-Monat» zu Ende. Murphy's Law hat unerbittlich zugeschlagen: Wenn einmal etwas schiefgegangen ist, gehen noch viele andere Dinge schief. Nach Anfangserfolgen stehen wir vor einem Scherbenhaufen. Das Krisenmanagement geht noch Jahre weiter. Ich muntere meine deprimierte Truppe mit einem Satz auf, der Churchill zugeschrieben wird: «If you're going through hell, keep going!» Ich verinnerliche die eiserne Regeln: Prävention ist das beste Krisenmanagement. Wenn der Schadensfall eintritt, ist die Kommunikation entscheidend. Und keine Feuerwehr der Welt tritt mit sieben gleichberechtigten Kommandanten zum Löschen an – nur die Schweizer Regierung. Daher bewältigt die Eidgenossenschaft Krisen notorisch schlecht.

Thomas Borer ist Unternehmensberater. Von 1997 bis 1999 war er Leiter der Task-Force «Schweiz – Zweiter Weltkrieg», von 1999 bis 2002 Schweizer Botschafter in Deutschland.

# Sommarugas Knallerbsen

Die Energieministerin will mit abenteuerlichen Plänen vom Scheitern ihrer Politik ablenken: Häuser, Autobahnen, Landschaften – alles soll unter Solarmodulen verschwinden.

**B**ern, Rainmattenstrasse, einen Steinwurf entfernt von der Dreifaltigkeitskirche und der US-Botschaft. Hier haben die Vorsteherin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek), Bundesrätin Simonetta Sommaruga, und ihr schriftstellernder Ehemann Lukas Hartmann ein Haus gekauft, umgebaut und energetisch saniert. Vorbildlich haben sie auch auf dem Dach Solarmodule installieren lassen, wie ihre Sprecherin Annetta Bundi bestätigt. Nun sollen alle Schweizer Hausbesitzer sozusagen auf ihren Befehl hin diesem leuchtenden Beispiel folgen.

Vergangene Woche berichtete CH Media über die radikalen Pläne der Uvek-Chefin, den Hausbesitzern «die Pflicht zur Nutzung der Solarenergie bei Gebäuden» per Gesetz aufzudrücken. Beim Bau neuer Gebäude müsse auf den Dächern oder an der Fassade eine Solaranlage erstellt werden, so die geplanten Vorgaben aus Bern. Der Zeitungsbericht stützt sich laut Uvek-Sprecherin auf Angaben aus der Ämterkonsultation zu einer Vorlage, mit der man die Bewilligungsverfahren von Wind- und Wasserkraftprojekten beschleunigen wolle. Inhaltlich will man erst Stellung nehmen, wenn der Bundesrat entschieden hat. Zwei Tage später doppelte die NZZ am Sonntag mit der Story nach, dass der Bund die Autobahnen zur Solarstromproduktion verwenden wolle. Lärmschutzwände sollen mit Sonnenkollektoren ausgerüstet, Strassenabschnitte mit einem Dach aus Solarmodulen überdeckt werden.

## Aufziehende Unwetter

Was ist bloss in die sonst um Natur und Umwelt besorgte Sommaruga gefahren, dass sie nun das ganze Land mit Solarpanels tapezieren will? Die Gegner sprechen von Knallerbsen. Ohne Zweifel steht die Uvek-Chefin unter starkem Druck. Der Ausstieg aus der Atomenergie und den fossilen Energieträgern, von der Energieministerin selber eifrig vorangetrieben, lässt sich nicht einfach mit dem Zubau von Solarenergie und anderen alternativen Energien kompensieren. Besonders die SVP kritisiert als einzige Partei seit Jahren die aufgehende Lücke



Fataler Trugschluss: Sommaruga.

zwischen Wunsch und Wirklichkeit und bekommt nun recht. Seit einigen Monaten mehrten sich Stimmen, die vor einer Strommangelange warnen. Namhafte Experten wie die Chefin der Berner Elektrizitätswerke (BKW), Suzanne Thoma, mahnen zudem, dass eine seriöse Klimaschutzpolitik ohne neue AKW nicht funktionieren werde. Sogar die Spitze der FDP hat eine Kehrtwende vollzogen und ist für neue AKW. Vor dem aufziehenden Unwetter scheint es, als habe Sommaruga die Flucht nach vorne angetreten. Die Nutzung der Autobahnen zur Stromerzeugung hatte sie schon immer im Hinterkopf. Aber dass sie jetzt Sonnendächer befiehlt, das ist neu. Während der Herbstsession 2021, als es bei einer Motion darum ging, bei jedem Neubau automatisch Solarpanels zu montieren, wehrte sie sich noch dagegen. «Für die Massnahmen, die den Verbrauch von Energie in Gebäuden betreffen, sind gemäss Bundesverfassung die Kantone zuständig», monierte sie. Das Parlament nahm den Vorstoss trotzdem an und lieferte ihr jetzt die Legitimation, um die ganz grosse Sonnenwende einzuläuten.

Sommaruga orientiert sich dabei stark an SP-Fraktionschef Roger Nordmann, bis vor kurzem als Swissolar-Präsident der Schweizer Cheflobbyist für Solarenergie. Er lieferte mit seinem Buch «Sonne für den Klimaschutz – Ein Solarplan für die Schweiz» die utopische Vorlage. Dä-

cher, Industriefassaden, Parkplätze, Lärmschutzwände und auch Autobahnüberdachungen: Es gebe ein enormes Potenzial in unmittelbarer Nähe der Verbraucher, schwärmt Nordmann. Er weibelt auch für Anlagen in alpinen Zonen, weil dort der Ertrag im Winter höher ist. Man müsse die Panels jedoch steil montieren, damit der Neuschnee nicht haften. Anders gesagt: Angetrieben von den fast gleichen Kreisen, die sich um Biosphären und verbaute Landschaften sorgen, soll das Land unter Quadratkilometern von Sonnenmodulen verschwinden.

## Zehn Jahre nach Fukushima

Dabei erliegen Sommaruga, Nordmann und Co. einem weiteren fatalen Trugschluss. «Die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt hat vor drei Jahren schon in einer Studie aufgezeigt, dass, selbst wenn man 50 Prozent aller Schweizer Dächer mit Solarmodulen belegen würde, wir nicht einmal die Hälfte der Energie ersetzen könnten, die durch den Ausstieg aus der Atomenergie im Winter fehlen wird», sagt SVP-Nationalrat Christian Imark. Nur wahrhaben wolle man das nicht.

Zehn Jahre nach Fukushima deckt die Solarproduktion nicht einmal 5 Prozent des Strombedarfes, obwohl inzwischen gewaltige Beträge in deren Ausbau fliessen, die vor allem einen Effekt hatten: die Verteuerung der Elektrizität. Leider gelingt es der Energieministerin, die Öffentlichkeit in die Irre zu führen. Unwiderrprochen streut sie Falschinformationen in Interviews, um ihre Pläne zu rechtfertigen. So behauptete sie unlängst, kein Unternehmen plane Investitionen in Atomkraftwerke, weil es der teuerste Strom überhaupt sei.

Tatsächlich? Die Tabellen ihrer Experten des Bundesamtes für Energie (BfE) ergeben ein anderes Bild: Die Atomkraft weist mit 5 bis 15 Rappen pro Kilowattstunde mit Abstand die tiefsten Produktionskosten aus. Der Solarstrom, für den Sommaruga das Land umpflügen will, kommt auf Produktionskosten zwischen 10 und 26 Rappen pro Kilowattstunde. An dieser Differenz wird sich laut BfE in den kommenden fünfzehn Jahren nicht viel ändern.



Die Schüler müssen etwas lernen.

# Das Wunder der Schweizer Volksschule

Die Schweiz hat das teuerste Bildungssystem der Welt.

Die Lehrer halten die Qualität hoch und trotzen einer ausufernden Bürokratie.

*Alain Pichard*

**A**n meiner einstigen Schule pflegte unser Schulkommissionspräsident die Eltern jeweils bei seiner Begrüßungsrede zum neuen Schuljahr mit dem Satz zu entlassen: «Ihre Kinder kommen in eine gute Schule!»

Einmal fragte ich ihn beim Hinausgehen, woher er eigentlich wisse, dass wir eine gute Schule seien. Er schmunzelte, überlegte und sagte schliesslich: «Aus dem Gespräch mit den Leuten!»

«Und was verstehst du unter einer guten Schule?», fuhr ich weiter. Wie aus der Pistole geschossen antwortete dieser: «Na, wenn die Schüler hier etwas lernen.» Diese einfache Weisheit eines KMU-Mannes sollte man beherzigen, wenn es um die Frage geht, wie es generell um unsere Volksschule bestellt ist.

Zu Beginn einer Analyse über die Schweizer Schule gilt es allerdings festzuhalten: Die Schweizer Volksschule gibt es nicht. Trotz aller Zentralisierungsbemühungen und Top-down-Reformen ist unser Schulsystem immer noch föderal aufgebaut. Die Kantone haben die Schulhoheit, und die einzelnen Schulen sind in den jeweiligen Gemeinden eingebettet. Von vielen als Flickenteppich verspottet, ist diese Konstruktion die eigentliche Stärke unseres Bildungswesens. Sie ist ein Laboratorium, in dem man ex-

perimentiert, aus Fehlern lernt, und ein Lernort, der stark mit den Behörden, Eltern und Schülern verbunden bleibt. Da haben es Masterpläne zum Leidwesen der Bildungszentralen naturgemäss schwer. Dieser Bildungsföderalismus mag auch ein Grund dafür sein, dass unsere Schulen immer noch in einem recht guten Zustand sind.

Sie geniessen einen hohen Stellenwert in der Bevölkerung. Schweizweit besuchen nur sechs Prozent der Heranwachsenden eine Privatschule. Die Tendenz ist zwar steigend. Aber das ist kein hoher Marktanteil.

## Absurde Länderrankings

Der Schweiz gelingt es immer noch, den Grossteil unserer fremdsprachigen Schülerinnen und Schüler in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Und dies obwohl sie im Verhältnis mehr Migranten aufgenommen hat als beispielsweise die USA. Im Vergleich zum Pisa-Wunderknaben Finnland mit einer Jugendarbeitslosigkeit von 19 Prozent bringt die Schweiz – je nach Berechnungsmodell – einen rekordtiefen Prozentsatz von 2,5 bis 5 Prozent hervor.

An den Berufsweltmeisterschaften halten sich unsere Lehrlinge – obwohl nicht mehr ganz so souverän wie in früheren Zeiten – immer noch in den Spitzenrängen, und in

den internationalen TIMSS-Studien (Trends in International Mathematics and Science Study) lag die Schweiz bis vor kurzem im oberen Drittel. Das sind, im Grunde genommen, recht gute Indikatoren für ein solides Bildungssystem.

Folgt man der öffentlichen Debatte und den Medien, prasseln allerdings dramatische Untergangsfantasien auf uns ein. Wer die Schweizer Schulen besucht, könnte meinen, dass sie bewusst übersehen werden sollen. Oft werden negative Einzelfälle skandalisiert oder tolle Leistungen etwa bei Preisverleihungen gehehlt. Die alltägliche profane Arbeit der Lehrkräfte liefert zu wenig Schlagzeilen.

2001 wurde der «Pisa-Schock» erfunden, der in unseren Medien flugs zur Bildungskatastrophe hochstilisiert wurde. Rundherum «hysterisierten» Journalisten, Politiker und Funktionäre den doch eher simplen Test als «das Armageddon der öffentlichen Bildung». Damit eines klar ist: Ich gehöre nicht zu den Pisa-Gegnern. Pisa liefert uns ausserordentlich interessante Ergebnisse zu einzelnen Teilbereichen unserer Schule. Pisa hatte aber nie den Anspruch, nationale Schulsysteme als Ganzes zu bewerten. Absurde Länderrankings ohne tiefgehende Analysen erfolgten durch die Medien und Bildungspolitiker, die zu einem beispiellosen Schul-Bashing an-

setzten. Es war die Stunde einer neuen Allianz von Politik, Verwaltung und Wissenschaft, die sich zu den eigentlichen Playern unseres Bildungssystems entwickelten.

Die Politik sorgte dafür, dass die Bildungsausgaben massiv erhöht wurden, von 16 Milliarden Franken (1990) auf rund 38 Milliarden Franken (2018). Dieses Geld floss nicht nur in die Praxis und die neugegründeten Fachhochschulen. Wie auch in anderen Gefilden unseres Staats-

## Nach und nach geriet die Schule in den Würgegriff dieser Technokraten.

systems wurde ein massiver Ausbau des Überbaus vorangetrieben. Evaluatoren, Lehrplanelentwickler, Berater, Bildungsforscher besetzten die Schaltstellen der Bildungszentralen. Sie begannen zielstrebig unser Schulsystem umzubauen. Lehrkräfte wanderten in Scharen in die neuen Berufsfelder, wirkten an Weiterbildungs-instituten, wurden Dozenten an der Pädagogischen Hochschule oder arbeiteten in den nun immer zahlreicheren Arbeitsgruppen und Lehrmittelkommissionen und Funktionärsstellen der Verbände. Schmiss der alte Gilgen als Zürcher Bildungsdirektor seinen Laden noch mit ein paar Dutzend Mitarbeitern, so arbeiten heute in der Zürcher Bildungsverwaltung an die 1800 Angestellte.

### Frühfranzösisch und Frühenglisch

Die EDK (Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) schlug 2004 mit einem Weissbuch vor, das Schulsystem auf die Pisa-Test-Formate umzustellen. Von da an entwickelte sich vieles zwangsläufig: Wer eine Vergleichbarkeit will, braucht Standards. Wer Standards hat, muss diese überprüfen und benötigt Tests, und wer diese Tests will, braucht zu erwerbende Kompetenzen. Nach und nach geriet die Schule in den Würgegriff dieser Technokraten. Allein in meinem Kanton Bern gab es in dieser Zeit zwanzig Schulreformen, von denen die Hälfte in ein regelrechtes Desaster mündeten.

Die Folge waren der Lehrplan 21, Kompetenzraster, neue Beurteilungsformen, Bewertung überfachlicher Kompetenzen, siebenseitige Beobachtungsfragebögen im Kindergarten, flächendeckende Tests in der Nordwestschweiz, Umbau des Hauswirtschaftsunterrichts, eine abenteuerliche Fremdsprachendidaktik, «Classroom Walkthrough»-Kontrollen der Schulleitungen, neue Inklusionskonzepte und vieles mehr. Auch pädagogische Vorgaben wie Konstruktivismus, entdeckendes oder selbstbestimmtes Lernen begannen die Methodenfreiheit der Lehrkräfte einzuschränken.

Die Pisa-Tests wurden uns als Schritt in eine datenbasierte Forschung verkauft, welche gezielt die Schwächen und Stärken unseres Bildungs-

systems erkunden helfe. Das Zauberwort «Bildungsmonitoring» machte die Runde.

Wie es mit der Ernsthaftigkeit dieser Vorhaben bestellt ist, zeigt der Umgang mit dem Illettrismus, also der Schreib- und Leseunfähigkeit. Eine der wirklich fundierten Erkenntnisse von Pisa zeigte uns, dass das teuerste Schulsystem der Welt, unseres, es fertigbringt, dass ein Fünftel der Schüler nicht einmal die niedrigsten Standards beim Lesen erreichen, also praktisch als Illettristen aus der Schulpflicht entlassen werden. Ein ernstgemeintes Bildungsmonitoring – so müsste man annehmen – würde diese dramatische Entwicklung zu beheben versuchen. Stattdessen führte man Frühfranzösisch und Frühenglisch ein.

Dies zeigt uns, dass sich die Allianz von Politik, Verwaltung und Wissenschaft von den Erfordernissen der Schulen längst entkoppelt hat. Neben der Steuerung geht es schliesslich um Auftrags-sicherheit und Jobs. In den Lehrerzimmern des Landes zirkuliert der alte Sponti-Spruch: «Die probieren mal was. Wenn es nicht klappt, versuchen sie was Neues. Vielleicht klappt es dann ja auch nicht.»

Schliesslich gilt es, festzuhalten, dass unser Bildungssystem ein Mittelstandsprojekt ist. Die Nöte der Illettristen, weitestgehend Migrantenkinder und Kinder der unterprivilegierten Schichten, interessiert diese Mittelschicht nur in Sonntagspredigten. Das Frühenglisch wurde denn auch in Zürich in einer Volksabstimmung bestätigt. In links-grün regierten Städten werden zurzeit staatlich finanzierte Privatschulen – zweisprachige Schulen – in Mittelstands-quartieren eingeführt, was die Restschulproblematik in den Aussenquartieren erhöht.

Was haben uns all die Reformen der Allianz gebracht ausser einer ideologischen Phrasendrescherei und einer «verschurbelten» Kompetenzrhetorik? Trotz gewaltiger Bildungs-investitionen sinken die Leistungen unserer Schüler in den Pisa-Studien, die Fremdsprachendidaktik mit dem Lehrmittel «Passepartout» hat das Französisch an unseren Schulen mehr oder weniger «gekillt». Der Drang ans Gymnasium nimmt zu, die Berufsbildung, eine starke Säule unseres Bildungssystems, kommt unter Druck. Untaugliche, weil holistisch geprägte Integrationskonzepte bringen viele Schulklassen an ihre Belastungsgrenze. Ein eklatanter, in dieser Form noch nie dagewesener Lehrermangel untergräbt die Unterrichtsqualität. An meiner früheren Schule arbeiten derzeit zwei Lehrkräfte, die kein Wort Deutsch sprechen.

Verfalle ich jetzt selber dem von mir am Anfang dieses Textes gegeisselten Alarmismus? Dass all die negativen Auswirkungen bisher nicht voll durchgeschlagen haben, ist den meisten der rund 90 000 an der Volksschule arbeitenden Lehrkräfte zu verdanken. Sie halten wacker stand, unterlaufen die praxisfernen Lehrplan-vorgaben und unausgeregten pädagogischen

Konzepte und versuchen das umzusetzen, was der Kommissionspräsident einst meinte: Die Schüler müssen etwas lernen.

### Wiedereinführung der Kleinklassen?

Und sie beginnen sich zu wehren. Zaghaft zwar, aber immer energischer. Sie treten kaum noch in die Lehrerverbände ein, welche diese unheilvolle Bildungspolitik stets unkritisch unterstützt haben, sie erkämpften sich in einigen Kantonen die Lehrmittelfreiheit, und ausgerechnet in Basel lancierte nun der behördenfreundlichste Lehrerverband der Schweiz eine Volksinitiative für die Wiedereinführung der Kleinklassen.

Letztlich sind es die verantwortliche Lehrerin beziehungsweise der verantwortliche Lehrer, die mit ihrer Person unterrichten und dabei überzeugen müssen. Das ist vielen Lehrkräften bewusst. «In einer demokratischen Gesellschaft muss die öffentliche Schule überzeugen, und zwar mit ihren Leistungen und so mit ihrer Qualität. Sie muss sich entwickeln, damit auch für die künftigen Generationen eine verlässliche Bildungsversorgung gegeben ist. Dafür stehen gute Schulen ein» (Professor Jürgen Oelkers).

Alain Pichard ist Lehrer und Gemeindepolitiker (GLP) in Biel.

# Pensionierung

## AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

## Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

## Hypothek

Soll ich amortisieren?

## Steuern

Wie kann ich sparen?

## Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

# Irgendwo zwischen Inferno und Elysium

Erinnerungsfragmente zu einem jungen Mann, der noch keine Vergänglichkeit kannte.



*Keine Ahnung vom Nichts.*

Of t ist da das Gefühl, dass man allein sei mit seiner Seele, die umherschwirrt in diesem bruchstückhaften Allem, sich einsam aufmacht zu all den Rändern der Kontinente jenseits des Horizontes. Und es ist ja so, man ist allein mit seiner Seelensuche, zumindest auf den letzten Wegstücken. Davor aber finden sich, wenn man Glück hat, Menschen, die einen ein Stück weit begleiten können und das Gefühl geben, die Seele könnte schon dort sein, wo die Füße noch gar nicht hingekommen sind.

Ich erhielt den Brief von Frau A.-M. E. aus B. Anfang dieses Jahres. Geschrieben auf blauem Briefpapier, mit einer Schrift, deren Präzision den Wirrungen und dem Chaos des Lebens standgehalten hat. Frau A.-M. E. mag eine Dame sein am Anfang des Herbstes ihres Seins, voller Geist, eine Seelensucherin auf Lebenszeit, die das Inferno kennt und das Elysium und weiss, dass das eine ohne das andere stets unerreichbar bleibt.

Ich wollte antworten, zuerst unverzüglich, dann bald, dann irgendwann. Ich schaffte es nicht, weil einen Monat lang meine Seele in existenziellen Ausnahmezonen verharrte, oft taumelte, gelegentlich verzweifelte und Mühe hatte, einen Silberstreifen am Horizont auszumachen; ich bin umgezogen, von der Stadt aufs Land, von einer Wohnung in ein kleines Häuschen. Ich lebte über den Dächern Basels, da war nur noch Himmel über mir. Jetzt sitze ich im Häuschen, seit zwei Tagen, ganz unten

auf der Erde, und vielleicht tut mir das gut; weniger Himmel und mehr Erde.

Nicht, dass ich Anflüge von Entfremdung oder ein diffuses Gefühl von Heimatverlust gehabt hätte in diesen Tagen, als das Alte eingepackt wurde und das Neue noch nicht da war. Die Mühsal war der Umgang mit den Dingen,

*Ich erinnere mich an die Sehnsüchte, an all die inneren Kontinente, die ich mir für mich selbst erobern wollte.*

die sich über Jahre angesammelt hatten. All die Erinnerungen, all der Staub, der sich auf sie gelegt hat. All die kleinen und grösseren Dinge, die mir meine eigene Geschichte erzählten, die ich manchmal nicht hören mochte.

All die vielen Bücher, in denen ich Welten zu finden erhoffte, und all die wenigen, in denen ich eine fand. Jahrelang standen sie im Regal, unberührt, und sie alterten im Gleichschritt mit mir selbst und erzählen Geschichten aus dem früheren und so fernen Leben, das meines ist, das mir aber bei lebendigem Bewusstsein wie entronnen scheint, weil ich keine Gefühlsbasis erzeugen kann, die mir zu verstehen geben könnte, wie sich mein Leben damals angefühlt hat.

Natürlich, ich erinnere mich an die Sehnsüchte, an all die inneren Kontinente, die ich mir für mich selbst erobern wollte, in deren

Sichtweite ich gelegentlich kam, die ich oft nie erreichte, zu denen ich mich hätte aufmachen sollen, es aber aus irgendwelchen Gründen nicht tat, weil ich ein Tagedieb bin und mich oft in der Faulheit geborgen fühle. Und all die inneren und äusseren Orte, die ich allem zum Trotz erreicht habe, oft, weil ein wenig Glück mein Wegbegleiter war. Und all die Orte auch, an denen ich vorbeigegangen bin aus welchen Gründen auch immer, obwohl ich hätte bleiben sollen. Und all die Orte schliesslich, um die ich nicht genug gekämpft habe.

All die Fotos noch, die analogen, angegilbten auch, von einem jungen Mann an Stränden und in den Bergen und in den Bars und Dschungeln dieser Welt. Dieser junge Mann, der noch keine Vergänglichkeit kannte und deshalb keine grosse Ahnung hatte vom Wert der Dinge, der Zeit und der Menschen auch. Der keine Ahnung vom Nichts hatte, sich mit dem Tod nur als einer philosophischen Möglichkeit auseinandersetzte und der im Kostüm des damals, Anfang der 1980er Jahre, noch angesagten Nihilismus voller konsumierender Hoffnung durch die Welt tappte.

Und der immer noch tappt, wenn auch inzwischen etwas trittsicherer, der ein bisschen weiss, wer er nicht ist. Der gelernt hat, zwischen wirklichen und künstlichen Paradiesen zu unterscheiden, aber immer noch sagt, Hauptsache, Paradies. Und der Frau A.-M. E. sagen möchte, sehr gerne, vielleicht Ende Februar?



# Ihr Immobilienraum?



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23  
[www.erlenkoning.ch](http://www.erlenkoning.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
«Durch Rekurse von vier Nachbarn blockiert»  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



3 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'516'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



«Gemeinde mit 6 DEFH überfordert, 9 Wochen für die Vorprüfung!»

5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Februar 2022  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis «Publikation beendet 18.11.21»  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis «Publikation beendet 23.09.21»  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»

3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.vistadelsol.ch](http://www.vistadelsol.ch)



5 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottensbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



«Sorry, letzte Einheit reserviert»

3 ½ Zi. Gartenwohnung  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'407'000.-, Bezug Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



«Durch Rekurs eines Nachbarn und eines Anstössers blockiert»

2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**.+



Zürcherstrasse 124 Postfach  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden  
Immobilienmesse teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
18. - 20. März 2022, Kongresshaus



# Spezialangebot Hotel «Hof Weissbad» und «Weissbad Lodge» Unvergleichliches Appenzellerland

**Schweizer Qualität, gelebte Tradition und ursprüngliche Natur: Gönnen Sie sich eine winterliche Auszeit am Fuss von Säntis und Alpstein. Hier finden Sie Ihren perfekten Ort zum Entspannen, Geniessen und Erleben. Sie haben die Wahl zwischen dem erstklassigen Hotel «Hof Weissbad» und der unkompliziert-trendigen «Weissbad Lodge».**

Wenn Sie sich gleichzeitig wie zu Hause und dennoch an einem völlig anderen Ort fühlen wollen, sind Sie bei uns genau richtig. Mit seinem ausgezeichneten Komfort und der persönlichen Betreuung lässt das Hotel «Hof Weissbad» keine Wünsche offen. Sind Sie lieber auf eigene Faust aktiv? Dann empfehlen wir Ihnen die neue «Weissbad Lodge», wo es Ihnen an nichts fehlen wird.

Unseren Hotelgästen steht ein umfassendes Wohlfühl-Angebot zur Verfügung. Um das kulinarische Wohl kümmert sich unsere mit 16 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnete Küchenchefin Käthi Fässler. Und der grosszügige Wellness-Bereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik.



## Platin-Club-Spezialangebot

**Leserangebot: Hotel «Hof Weissbad» und «Weissbad Lodge»**

**Package Hotel «Hof Weissbad»:**

- 3 Übernachtungen im Doppelzimmer mit Frühstücksbuffet
- 2 Abendessen im Rahmen der Halbpension
- 1 Gourmet-Menü mit Weinbegleitung
- 1 «bona dea»-Entspannungsmassage (40 Min.)
- Freier Eintritt im Bade-, Sauna- und Wellness-Bereich

**Preis pro Person:**

Fr. 812.– (statt Fr. 1015.–)

**Package «Weissbad Lodge»:**

- 3 Übernachtungen im Doppelzimmer
- 3 Frühstücks-Taschen aufs Zimmer
- 3 Abendessen im Hotel «Hof Weissbad» (3 Gänge)

**Preis pro Person:**

Fr. 475.– (statt Fr. 594.–)

**Für beide Angebote:**

- Kostenloses Winterprogramm von Appenzellerland Tourismus
- Appenzeller Ferienkarte
- An- und Rückfahrt ab jedem Schweizer Bahnhof
- Gepäcktransport von Tür zu Tür

**Buchung SBB & Gepäck:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement telefonisch über Tel. 071 898 33 00 oder per Mail an [info@appenzellerland.ch](mailto:info@appenzellerland.ch).

**Buchung Hotel:**

Hotel «Hof Weissbad»  
Im Park 1, 9057 Weissbad  
Tel. 071 798 80 80, [hotel@hofweissbad.ch](mailto:hotel@hofweissbad.ch)  
Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben.

**Gültigkeit:**

Ab sofort bis 15. April 2022 (nach Verfügbarkeit)

## PERSONENKONTROLLE

# Stadler, Supino, Geissbühler, Regazzi, Willow, Biden, Commander, Sarkissjan



Grosses Schweigen: Tanja Stadler.

**Tanja Stadler**, Expertin, taucht seit dem 11. Januar nicht mehr an den wöchentlichen Pressekonferenzen des Bundesamts für Gesundheit auf. Dabei war es die Präsidentin der wissenschaftlichen Covid-19-Task-Force persönlich, die vor drei Wochen zum letzten Mal mit ihrer Warnung vor einer «Superinfektionswoche» mit Tausenden von hospitalisierten Menschen für etwas Hühnerhaut an der Medienkonferenz sorgte. Die ETH-Professorin darf jederzeit wieder in Bern auftreten. Denn auf eine Falschprognose mehr oder weniger kommt es nicht mehr an. Wir sind immer froh, wenn die Experten einmal mehr danebenlagen. (odm)

**Pietro Supino**, zweifacher Jachtbesitzer, hat zwecks Propagierung des Medienförderungsgesetzes für ein Editorial in seinen Tamedia-Zeitungen in die Tasten gegriffen. Der Verwaltungsratspräsident des stärksten Medienverbands plädiert darin für «starke Medien». Wo wir doch glaubten, die Subventionsvorlage vom 13. Februar diene den schwachen Medien. Und wie begründet der Vertreter einer milliardenschweren Verlegerfamilie den forschen Griff in die Staatskasse? «Das Medienpaket ist ein guter Kompromiss», titelte Supino. Was im Klartext heisst: «Hört auf zu motzen, seid doch froh über meine Kompromissbereitschaft, eigentlich würde meinem Grossverlag noch viel mehr Steuergeld zustehen.» (mö)

**Andrea Geissbühler**, Sparministerin, hatte eine eigenwillige Idee. Die Berner SVP-Nationalrätin verlangte in einem Vorstoss, dass das Parlament einen symbolischen Beitrag zum Abbau der pandemiebedingten Schulden leistet. Die Ratsmitglieder sollten auf 20 Prozent jenes Beitrags verzichten, der ihnen pro Jahr für die Vorbereitung der Ratsarbeit (26 000 Franken) überwiesen



Neues Heim: Katze Willow.

wird. Das hätte für jeden Parlamentarier 5200 Franken pro Jahr ausgemacht. Der Vorschlag wurde von der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats diese Woche hochkant abgelehnt. Sie selbst darf aber auf diesen Betrag freiwillig verzichten. (hmo)

**Fabio Regazzi**, Revoluzzer, hat einer alten Idee zum Durchbruch verholpen. Er verlangte in der Fachkommission ein Vetorecht des Parlaments bei Verordnungen des Bundesrats und kam damit auch durch. Die Ausarbeitung von Verordnungen liegt in der Kompetenz des Bundesrats. Das Parlament kann hier meistens nur noch ja und amen sagen. Als Präsident des Gewerbeverbandes und Unternehmer musste sich der Tessiner Mitte-Nationalrat wohl schon einige Male ärgern, dass die Regierung eine Verordnung schärfer ausformulierte, als es die Parlamentarier im vorgelagerten Gesetz beraten hatten. Dem will Regazzi jetzt mit einem Vetorecht entgegenwirken. (hmo)

**Willow**, First Cat, erforscht ihr neues Heim, das Weisse Haus. Der zweijährige Stubentiger wurde von First Lady **Jill Biden** auf einer Farm in Pennsylvania entdeckt und adoptiert. Mit Spannung wird beobachtet, ob sich Willow mit **Commander** versteht, **Joe Bidens** neuem Schäferhundwelpen. (ky.)

**Armen Sarkissjan**, Doppelstaatler, hat eine Verfassungskrise ausgelöst. Nach seinem Rücktritt als Armeniens Staatschef stellte sich heraus, dass er einen Pass des Karibikstaates St. Kitts und Nevis besitzt. Da kein Ausländer Präsident sein darf, sind alle von ihm in den letzten vier Jahren unterzeichneten Gesetze Makulatur. Der Aufenthaltsort Sarkissjans ist unbekannt. Vielleicht findet man ihn in der Karibik. (ky.)

## Inflationsdaten falsch frisiert

Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan erwartet von seinen Bürokraten, dass sie den Zustand der Nation in rosigen Farben schildern. Dazu gehören auch Meldungen von der Preisfront. Und da sieht es derzeit düster aus. Die Inflation, meldete am Wochenende Sait Dincer, der Chef des statistischen Amtes, habe im Januar 36 Prozent betragen, viel mehr als im Januar 2021.

In Ankara rechnete man schnell nach: Seit neunzehn Jahren sind die Preise nie schneller gestiegen als jetzt. Und prompt kam der Vorwurf, Dincer habe die Entwicklung stark überzeichnet. Erdogan fackelte nicht lange. Dincer wurde entlassen.

Erdogan, dessen Partei bei Wählerumfragen nicht mehr an der Spitze steht, braucht dringend positive Nachrichten. Die hat er sich allerdings selber vermasselt. Mit seiner Tiefzinspolitik, die er der



Rosige Farben: Präsident Erdogan.

Zentralbank aufzwang, hat er den Niedergang der Landeswährung beschleunigt, weil er damit die Exporte ankurbeln wollte. Das, so sagte er sich, solle ihm helfen, im Ausland als cleverer Wirtschaftspolitiker auftreten zu können, um damit seinen politischen Einfluss zu erhöhen – zum Beispiel in Afrika, wo die türkische Rüstungsindustrie floriert.

Die Schattenseite ist allerdings, dass die Konsumenten wegen der schwachen Lira mit stets steigenden Preisen konfrontiert sind. Wegen der schwachen Landeswährung verteuern sich die Einfuhren massiv. Und zwar vermutlich um mehr als die 36 Prozent, die Dincer ausgewiesen hat. Unabhängige Ökonomen schätzen die tatsächliche Inflation auf bis zu 82 Prozent. Dass der höchste Statistiker als Überbringer der schlechten Nachricht gefeuert wurde, ist also geradezu ungerecht: Der Beamte hat die Lage ja noch beschönigt.

Pierre Heumann

## MÖRGELI

### Unverdienter Bonus für die Medien

Die Jäger und Sammler im Bundeshaus haben einmal mehr das getan, was sie am liebsten tun: Sie griffen in die Bundeskasse und verteilten an ihre Klientel so viele Geldbündel wie möglich. Jene Vertreter von Sonderinteressen, die den grössten Druck aufsetzen, kommen am leichtesten zu Steuer-Zaster. Je unverschämter und erpresserischer sie auftreten, desto erfolgreicher sind sie. Es gibt viel zu wenige Mutige, die diesem Raubzug entgegentreten.

Geht es nach den Medienunternehmen und deren Zuarbeitern in Bundesrat und Parlament, soll der Staat künftig reiche Verleger mit jährlich 178 Millionen Franken subventionieren. Die Schweizer Bürger werden am 13. Februar entscheiden, ob sie diese Staatsfinanzierung der Medien wollen. Die Zahlung wäre eigentlich wie eine Belohnung für eine gute Leistung. Also gewissermassen ein Bonus.

Da stellt sich die Frage, ob unsere Medien diesen Bonus verdient haben. Dies lässt sich am besten anhand einer wirklichen Herausforderung beurteilen. Jede Generation hat ihre Herausforderung – ehemals den Ersten, dann den Zweiten Weltkrieg, noch später den Kalten Krieg. Die einzige Herausforderung der gegenwärtigen Generation war die Covid-Pandemie der letzten zwei Jahre. Und darum die Frage: Standen die Medien auf der Höhe ihrer Aufgaben? Haben sie die Herausforderung gut gemeistert? Und verdienen sie deshalb einen Bonus?

Die Antwort lautet nein. Die Medien haben vor dem Covid-Virus versagt. Fast alle von ihnen haben die Gefahr grotesk übertrieben, unverantwortlich dramatisiert, die Bevölkerung eingeschüchtert und verängstigt, statt sachlich informiert und beruhigt. Sie haben den Behörden aus der Hand gefressen, statt deren Behauptungen kritisch zu hinterfragen. Die Journalisten haben der immensen Schädigung unserer Volkswirtschaft applaudiert. Sie haben der Jugend zwei unbeschwertere Jahre gestohlen. Die Medien haben den Bonus einer Medienförderung nicht verdient. Denn während der Corona-Seuche haben sie sich neben dem Panik-Virus noch mit einer weit gefährlicheren Seuche infiziert: der Geldsucht.

Christoph Mörgeli

# Rufschädigende Ausgrenzung

Joe Biden will eine schwarze Frau als Richterin am Supreme Court nominieren. Das ist verfassungswidrig.

Alan M. Dershowitz

Stellen Sie sich vor, ein US-Präsident würde verkünden, dass er den ersten muslimischen Richter ernennen werde, da noch nie ein Muslim an den Obersten Gerichtshof berufen worden sei. Das wäre zweifellos verfassungswidrig: Artikel VI der Verfassung besagt, dass «niemals ein religiöser Bekenntnisakt zur Bedingung für den Antritt eines Amtes oder einer öffentlichen Vertrauensstellung im Dienst der Vereinigten Staaten gemacht werden darf».

Der Geist dieses Verbots – in Verbindung mit dem 14. und 19. Verfassungszusatz – würde sicherlich auch auf Rasse und Geschlecht zutreffen. Würde ein Präsident ankündigen, dass er nur einen weissen Mann nominieren wolle, würden Verfassungsrechtler zu Recht Einspruch erheben. Worin besteht also der Unterschied?

Die Befürworter von Präsident Bidens Ankündigung werden argumentieren, dass es einen grossen Unterschied gibt zwischen dem Verbot, eine Person aufgrund ihrer Religion, ihrer Rasse oder ihres Geschlechts zu ernennen, und der ausdrücklichen Bevorzugung einer Person aufgrund dieser Kriterien.

### Doppeltes Unrecht

Das ist spitzfindig. Indem er seine Wahl auf eine schwarze Frau beschränkt, hat Biden alle nicht-schwarzen Frauen und Männer in Amerika disqualifiziert. Es gibt eine beträchtliche Anzahl hochqualifizierter schwarzer Frauen, und ich würde die Nominierung jeder einzelnen von ihnen begrüßen. Aber das ist nicht das Problem. Das Problem ist die Ausgrenzung.

Der Oberste Gerichtshof blickt selbst auf eine lange Geschichte der Ausgrenzung zurück: Viele Jahre war er eine Institution, die hauptsächlich weissen protestantischen Männern vorbehalten war. Das war falsch und verfassungswidrig. Aber doppeltes Unrecht, auch wenn eines davon ein «gutes» Unrecht ist, ergibt noch kein verfassungsmässiges Recht.

Der Ruf der schwarzen Frau, die für die Stelle nominiert werden wird, wird durch die Ankündigung des Präsidenten beschädigt. Sie wird nicht als die am besten qualifizierte Per-

son angesehen werden, sondern nur als die am besten qualifizierte schwarze Frau. Das ist eine Beleidigung, auch wenn es nicht beabsichtigt war.

Biden sollte Justizminister Merrick Garland anweisen, eine Liste der 25 am besten qualifizierten Kandidaten zu erstellen. Niemand sollte aufgrund von Rasse oder Geschlecht ausgeschlossen werden. Eine solche Liste würde, wenn sie fair zusammengestellt wäre, mehrere schwarze Frauen enthalten. (Kamala Harris sollte nicht auf der Liste stehen, weil sie bei Stimmengleichheit über sich selbst abstimmen müsste!)

Alan M. Dershowitz ist emeritierter Inhaber des Felix-Frankfurter-Lehrstuhls für Recht an der Harvard Law School und gehörte dem Anwaltsteam an, das Präsident Donald Trump im ersten Amtsenthebungsverfahren des Senats vertrat.

Dieser Artikel erschien zuerst auf <https://www.gatestoneinstitute.org>.



# Energie: Reinfälle und Dachschäden

Rheinfall stilllegen, Adler schreddern, von Generälen und AKWs träumen: Was ist los mit der Schweiz?



Mein protestantischer Grossvater mütterlicherseits war ein Unternehmer, ein richtiger. Er war nebenbei Feldweibel bei den Berner Dragonern. Die politische Heimat seiner Familie war die Berner Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, die Vorgängerin der SVP. In seinen Büros hing neben dem Kassenschrank ein grosses Porträt von General Guisan.

Nach dem Zweiten Weltkrieg liess sich der ins Wallis Ausgewanderte im Simplongebiet ein Berner Chalet bauen. Der Name: Berna, als selbstbewusster Gruss an seine Heimat. Im Rothwald gab es damals keinen Strom. Am Abend zündeten die Menschen in allen Hütten mehr oder minder stinkende Kerzen und Petroleumlampen an. Das war nichts für meinen Grossvater. Er installierte in einem schallisolierten Kellerabteil einen Generator, dessen Abluft über einen Kanal ins Freie geleitet wurde. Und das vor mehr als sechzig Jahren.

Die SVP war während 25 Jahren für die Armee zuständig. Auf Adolf Ogi folgten Sämi Schmid, Ueli Maurer und Guy Parmelin. Eine Armee funktioniert nur, wenn sie gute Kader hat. Das müsste eigentlich erst recht für die «beste Armee der Welt» gelten.

Die SVP ist in Sachen Energiepolitik so kompetent unterwegs wie Simonetta Sommaruga. Deshalb fordert der SVP-Parteipräsident im Kampf gegen Blackouts und Winterloch die Einsetzung eines Generals. Keine schlechte Idee – wenn wir denn fähige Generäle hätten.

Leider ist dies nicht der Fall, weil sich die vier SVP-Departementschefs von ihren Offizieren auf der Nase herumtanzen liessen. Ob es Trümmerfrau Viola Amherd besser macht, ist offen.

Die Geschichte meines Grossvaters illustriert: Auch ein Dragoner-Feldweibel kann das Problem Stromlücke lösen. Heutige Generatoren sind leistungsfähiger, leiser, umweltfreundlicher, effizienter und pro Kilowatt Leistung billiger. Jedes Unternehmen und jedes Quartier müsste im Not-

*Die Erfahrung lehrt:  
Die Schweiz ist meist spät dran,  
aber selten zu spät.*

fall vom Netz so abgekoppelt werden können, damit es sich selbst versorgen kann. Die Obergommer Gemeinden gehen diesen Weg. Chapeau!

Wer in La Brévine Wein produzieren will, erntet pro Rebstock im Durchschnitt der Jahre bestenfalls ein Viertel so viel Trauben wie die Weinbauern von Salgesch. Logo, dass es in Salgesch von Weinbauern nur so wimmelt und man in La Brévine vergeblich einen sucht.

Die Schweizer Energiedirektoren verstehen vom Winterstromloch so viel wie die Schweizer Gesundheitsdirektoren vor der Pandemie von Masken, Schutzanzügen und Atemgeräten. Sie wollen gemeinsam mit Sommaruga alle Hausbesitzer zwingen, früher oder später Solarzellen auf ihre Dächer zu schrauben. Eine Steilvorlage für die Gegner des ökologischen Umbaus.

Dabei produziert das gleiche Solarpanel im Saflischtal vier Mal mehr Winterstrom als die flächendeckende Verunstaltung unserer Dächer. Solarzellen im Mittelland auf die Dächer und Autobahnen zu schrauben, ist genauso sinnvoll wie Weinbau in La Brévine.

Das CO<sub>2</sub>-Gesetz rauschte den Bach runter, weil das Parlament die Hälfte der Flugticketabgaben in einen undurchsichtigen Klimafonds hätte fliessen lassen. Jetzt wollen SP und Grüne mittels Initiative konzeptlos einen doppelt bis vierfach so grossen Klimafonds durchsetzen. Und diesen mit Schulden finanzieren. Und das alles in einer Schweiz, deren Nationalbank auf einem Vermögen von tausend Milliarden Franken sitzt.

Wir brauchen keinen General, sondern wirk-same Massnahmen:

- 1 — Alle Unternehmen und Quartiere bis 2025 durch Notstromaggregate gegen Hacker und Blackouts schützen.
- 2 — Neue Wasserkraftwerke – wie jenes am Rheinfall – fallen lassen.
- 3 — Auf neue Windkraft- und Atomkraftwerke verzichten.
- 4 — Keine Pflicht, in Nebelbänken Solarzellen auf Dächer und Autobahnen zu schrauben.
- 5 — Bis 2032 dank 25 Gigawatt alpinem Solarstrom das Winterloch stopfen und Atomkraftwerke abstellen.

Sind Hopfen und Malz verloren? Die Erfahrung lehrt: Die Schweiz ist meist spät dran, aber selten zu spät. Der grösste Lichtblick ist zurzeit der Fraktionspräsident der Mitte, Philipp Matthias Bregy. Im *Walliser Boten* fordert Bregy grünes Licht für bifaziale solare Freiflächenanlagen in den Alpen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz



## INSIDE WASHINGTON

### Schwarze wenden sich von Biden ab

Falls Präsident Biden hofft, bei den Zwischenwahlen im November von der schwarzen Wählerschaft dafür belohnt zu werden, dass er sein Wahlversprechen gehalten hat, die erste schwarze Richterin an den Supreme Court zu berufen, sollte er vielleicht einmal einen Blick auf die Milch- und Benzinpreise werfen. Zurzeit sind laut ABC News erstaunliche drei Viertel aller Amerikane-rinnen und Amerikaner gegen Bidens «Identität an erster, Qualifikationen an zweiter Stelle»-Haltung hinsichtlich des Obersten Gerichts und wünschten sich, er würde alle Kandidatinnen und Kandidaten in Betracht ziehen. «Nur 28 Prozent der nichtweissen amerikanischen Bevölkerung», hiess es, befürworteten Bidens Aufforderung, dass nur schwarze Frauen sich bewerben sollen.

Laut der Zeitschrift *New York Magazine* sei Bidens Zustimmungsrate bei der schwarzen Wählerschaft «besonders drastisch» gesunken, nämlich von 83 Prozent im letzten April auf 64 Prozent letzte Woche. Als wahrscheinlichsten Grund dafür sieht die eher linke Zeitschrift die steigende Inflation: Über 50 Prozent der schwarzen Amerikaner zeigten sich «sehr besorgt» über die steigenden Preise, und noch mehr gäben Biden die Schuld dafür.

Vom Politikguru James Carville, der 1992 Bill Clintons Präsidentschaftskampagne zum Sieg geführt hatte, stammt der Spruch: «It's the economy, stupid.» Obschon die Medien un-nachgiebig auf Präsident Donald Trump einprägeln, gewann dieser eine zahlenmässig kleine, aber wichtige Unterstützung in der schwarzen Wählerschaft wegen der rekordtiefen Arbeitslosen- und Armutsquote während seiner Präsidentschaft. Jetzt werden diese hart-erkämpften Errungenschaften durch steigende Benzinpreise und leere Regale zerstört.

Amy Holmes

# Drei Risiken für die Sicherheit

Im dümmsten Moment schwächt die Schweiz ohne Not und Nutzen ihre Neutralität und die Armee.

Marcel Odermatt

**J**anuar 2011: In seiner Rede zur Lage der Nation im Capitol doziert Barack Obama über Schnellzüge, Elektrofahrzeuge und Erziehungsprogramme. Die Aussenpolitik streift der amtierende US-Präsident nur am Rande. Russland oder gar eine Kriegsgefahr kommen in seinen Ausführungen nicht vor. Wenige Tage vor seinem Auftritt gaben die beiden Staaten bekannt, ein Abkommen zur friedlichen Nutzung der Atomenergie in Kraft zu setzen.

Während die militärischen Supermächte friedlich zu koexistieren scheinen, platzt auch die Bundesverwaltung mit einer Mitteilung in den nachrichtenarmen Jahresanfang herein. «Der Bundesrat hat an seiner heutigen Sitzung die Einschreibung der Kandidatur der Schweiz für einen nicht ständigen Sitz im Uno-Sicherheitsrat 2023/2024 beschlossen», schreibt das Aussen-departement (EDA) am 12. Januar 2011.

#### Säuselnde Beamte

Ein Coup von EDA-Chefin Micheline Calmy-Rey. Die Genfer Sozialdemokratin gilt als Erfinderin der sogenannten aktiven Neutralität. Das bedeutet, dass die Eidgenossenschaft immer die Position des Völkerrechts vertritt. Kommt es zu einem Konflikt, bewerten die EDA-Beamten, welche Seite die internationalen Vereinbarungen verletzt. Die Folge davon: Staaten, die das Völkerrecht aus Sicht der Beamten nicht einhalten, werden von der Schweiz an den Pranger gestellt. «Still sein und schweigen genügt nicht», sagt die heutige Professorin am Global Studies Institute der Universität Genf.

Im Bundesrat hatte Calmy-Rey damals leichtes Spiel. Eine Mitte-links-Mehrheit sorgte dafür, dass solche Pläne ohne Widerstand grünes Licht bekamen. Der Neuenburger Freisinnige Didier Burkhalter und spätere Nachfolger von Calmy-Rey fand die internationale Bühne immer spannender als das biedere Bundeshaus. BDP-Vertreterin Eveline Widmer-Schlumpf hatte es vor allem darauf abgesehen, bei jeder sich bietenden Gelegenheit der SVP eins auszuwischen.

Die smarte Bündnerin hatte recht. Opposition gegen den Schweizer Beitritt zum Sicher-

heitsrat kam bis heute nur von der Volkspartei. In den letzten Jahren haben die EDA-Funktionäre alles getan, um Bedenken zu zerstreuen. Die Schweiz könne ihre Neutralität im Sicherheitsrat «unverändert und vollumfänglich ausüben», heisst es, obwohl das Gremium militärische Intervention und andere Sanktionen gegen souveräne Staaten genehmigen kann. Das Ziel des Sicherheitsrats sei «genau jenes, das die Bundesverfassung vorgibt: den Frieden in der Welt zu fördern», säuseln die Bundesangestellten.

#### Heikle Fragen

Sie haben ihr Ziel erreicht. Die Wahl der Schweiz im Juni gilt als sicher. Doch die Welt ist elf Jahre nach der Ankündigung der Kandidatur eine andere. Ein kriegerischer Konflikt in Osteuropa scheint möglich. Ein Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine könnte schon bald Realität werden. Die Auseinandersetzung hätte weitreichende Konsequenzen. Russland ist ständiges Mitglied des Sicherheitsrates und verfügt über ein Vetorecht. Das Land benötigt unter Umständen trotzdem die Hilfe der zehn nichtständigen Mitglieder. Für einen Beschluss braucht es mindestens neun Stimmen. So gaben diese Nationen beispielsweise den Ausschlag, als der Sicherheitsrat vor drei Jahren die Entsendung einer Uno-Mission autorisierte, die den Waffenstillstand rund um die Hafenstadt Hodeida im Jemen überwachte.

Angesichts der ernststen Weltlage dürften die Vertreter der Schweizer Mission mit heiklen





Mehr Einmischung, weniger Armee: alt Bundesrätin Calmy-Rey, Verteidigungsministerin Amherd, «Stop F-35»-Initiantin Seiler Graf (v. l.).

Fragen konfrontiert werden. Wie reagieren die Diplomaten, wenn die Uno-Leitung in der Auseinandersetzung zwischen Russland und der Ukraine mit Resolutionen für die eine oder andere Seite Stellung bezieht? Wie, wenn es darum geht, Soldaten in eine Konfliktregion zu entsenden? Der Sicherheitsrat bewilligte seit seiner Gründung 1946 in drei Fällen Waffengewalt: im Koreakrieg von 1950 bis 1953, vor 32 Jahren, als eine Koalition Kuwait von der irakischen Besetzung befreite, und 2011, als die Uno in Libyen eine militärische Flugverbotszone installierte.

Die Schweiz geht in dieser – wie seit langem nicht mehr – angespannten Situation das Wagnis ein, sich zu positionieren und damit international an Glaubwürdigkeit einzubüssen. «Es besteht ein gewisses Risiko, dass die Schweiz in einigen wenigen Szenarien durch ihr Abstimmverhalten im Sicherheitsrat von beteiligten Konfliktparteien als parteiisch wahrgenommen werden könnte», schreibt Fabien Merz, Forscher im Team für Schweizerische und Euroatlantische Sicherheit am Center for Security Studies der ETH Zürich, in einer Studie. Um nachzuschieben: Wenn eine solche Gefahr bestünde, könnte sich die Eidgenossenschaft der Stimme enthalten. Nur, was nützt das ganze Unterfangen, wenn man in einer delikaten Angelegenheit keine Stellung beziehen will?

### Putin in Genf

Die Verantwortlichen ramponieren das seit Jahrzehnten erfolgreich aufgebaute Image des Landes als unparteiische Vermittlerin und Standort für die Guten Dienste. Ein schönes Beispiel ist das amerikanisch-russische Gipfeltreffen vom vergangenen Juni. Als sich die Präsidenten Joe Biden und Wladimir Putin im Juni 2021 zu Gesprächen trafen, konnte Gastgeber Guy Parmelin die beiden Staatsführer in «Ge-

nève, ville de paix» begrüssen. Ohne ersichtlichen Nutzen und Gewinn, ausser dass einige Politiker und Beamten sich wichtig fühlen können, schleift die Schweiz nun den bewährten Grundsatz der Neutralität. 25 zusätzliche Stellen hat das EDA für die Zeit der Mandatsdauer bereits budgetiert.

Mehr noch: Der Grundsatz der Nichteinmischung wird im dümmsten Moment grundlos geschwächt. Experten sprechen aktuell von der grössten Sicherheitskrise in Europa seit den

### Der F-35-Kampffjet wird von der SP als Bedrohung für die besten Freunde der Schweiz dargestellt.

1980er Jahren. Was die Schweiz betrifft, gibt es jedoch einen fundamentalen Unterschied: Vor vier Dekaden verfügte das Land noch über eine glaubwürdige Verteidigung.

Seither fegten Sparmassnahmen, Reformen und Abbauvorlagen über das Militär hinweg. Die eigentlichen Aufgaben können nicht oder kaum mehr erfüllt werden. Dafür verliert man sich auf Nebenschauplätzen. Bei der Präsentation des Sicherheitspolitischen Berichts 2021 erklärte Verteidigungsministerin Viola Amherd, eine grosse, neue Bedrohung für das Land seien Fake News. Ein Beispiel für ihre These konnte die Mitte-Bundesrätin jedoch nicht erbringen.

Was auch unerwähnt blieb: Nie in der Geschichte des Bundesstaates war die Bereitschaft von Politik und Bevölkerung kleiner, der Armee die Mittel zu gewähren, um ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen. Im Gegenteil: Sie steht auf der Kippe. Mehr als 76 000 Personen haben bereits das «Stop F-35»-Volksbegehren unterschrieben, das der Luftwaffe den Garaus machen will.

Auf die Frage, ob die Bedrohungslage in Osteuropa etwas an den Zielen ändert, die Kampffjets zum Absturz zu bringen, sagt Initiantin Priska Seiler Graf: «Nein, tut es nicht. Wir brauchen Mittel, um unseren Luftraum wirksam schützen zu können. Das ist unbestritten.» Zudem habe das Volk im September 2020 ja gesagt zum Kauf eines neuen Kampfflugzeugs. «Aber der F-35 ist als plumper, pannenanfälliger und von den USA abhängiger Tarnkappenbomber für diese Aufgabe denkbar ungeeignet», sagt die Zürcher SP-Nationalrätin.

Kein Wort davon, dass VBS-Chefin Amherd immer wieder betont, entweder man kaufe die amerikanischen Flugzeuge oder gar keine. Offenbar reicht auch die grösste Krise nicht, dass ein Umdenken einsetzt. Nochmals Seiler Graf: «Der F-35 bedroht unsere besten Freunde, indem das VBS plant, mit ihm Bodenziele in unserer Nachbarschaft bombardieren zu können – Stichwort Wiedereinführung Erdkampffähigkeit.»

### Ein Plus für den Frieden?

Das Prinzip der dauernd bewaffneten Neutralität steht 2022 selbstverschuldet von verschiedenen Seiten unter Druck. Ein Grundsatz, der dazu beigetragen hat, dass den Menschen in diesem Land in der jüngsten Geschichte viel Leid erspart geblieben ist. Natürlich waren auch andere Faktoren – unter anderem eine Portion Glück – von Wichtigkeit. Trotzdem könnten die Politiker dieses Landes keinen unpassenderen Moment finden, an diesen Grundwerten zu rütteln. Im Augenblick passiert aber genau das. Die Schweizer Kandidatur für den Sicherheitsrat läuft übrigens unter dem Slogan «Un plus pour la paix / A plus for peace». Bleibt zu hoffen, dass diese Parole auch für die Bevölkerung der Schweiz zutrifft.

# Trudeau im Trucker-Krieg

Der «Freiheits-Konvoi» gegen Kanadas Covid-Politik ist eine Bewegung von Menschen aus allen Schichten und politischen Lagern. Premier Justin Trudeau verkennt die Zeichen der Zeit.

Anthony Furey

*Toronto*  
**A**ls «kleine Randgruppe» hat Kanadas Premierminister Justin Trudeau die Trucker bezeichnet, die in einem Protestkonvoi quer durch Kanada fahren. Als die Riesen der Strasse dann letztes Wochenende in der Hauptstadt Ottawa auffuhren, war für alle ersichtlich, wie falsch Trudeau liegt. Der «Freiheits-Konvoi», wie sich die Trucker-Bewegung nennt, ist weltweit auf grosses Medieninteresse gestossen. Die Bewegung spricht für viele Kanadier, vielleicht sogar für die Mehrheit.

In Kanada sind nach heutigem Stand 90 Prozent der Erwachsenen doppelt geimpft, und fast 50 Prozent haben eine Booster-Impfung erhalten. Vertreter der Gesundheitsbehörden bestätigen, dass eine Erkrankung bei der Omikron-Variante deutlich milder verläuft als bei den anderen Varianten. Und aufgrund der leichteren Übertragbarkeit stecken sich immer mehr Kanadier an, sie machen ihre eigenen Erfahrungen damit und erkennen, dass ein strenger Lockdown nicht zielführend ist.

## Volksfest der Meinungsfreiheit

Dennoch gelten in Kanada strikte Corona-Bestimmungen. Alle Personen über zwölf Jahre müssen einen Impfnachweis mit sich führen, und es herrscht Maskenpflicht. In den beiden bevölkerungsreichsten Provinzen Ontario und Québec endete an diesem Montag der jüngste Lockdown, von dem Fitnessstudios, Restaurants, Sportveranstaltungen, kulturelle und andere Einrichtungen betroffen waren.

Auslöser des Protestkonvois war eine neue, erst in der vergangenen Woche erlassene Pandemieverordnung, nach der nur doppelt geimpfte Lkw-Fahrer über die US-kanadische Grenze einreisen dürfen. (In den USA besteht eine ähnliche Vorschrift.) Experten warnten, dass diese neue Verordnung zu Störungen bei Lieferketten, zu Engpässen in der Lebensmittelversorgung und zu Preissteigerungen führen werde.

Anfangs zögerte Trudeau noch, und von staatlicher Seite wurde angedeutet, dass man



*Botschaft an die Welt:*  
Ottawa, 29. Januar.

die neuen Bestimmungen nicht sofort durchsetzen werde, doch schliesslich wurden sie erlassen. Einige frustrierte Trucker gaben daraufhin bekannt, dass sie durch ganz Kanada fahren würden – Kanada ist flächenmässig eines der grössten Länder der Welt –, von British Columbia an der Westküste bis zur Hauptstadt Ottawa, um ihren Protest kundzugeben.

Auf Gofundme wurde eine schlichte Spendenkampagne eingerichtet, mit dem Ziel, 20 000 Dollar zur Unterstützung der Trucker einzu-

*Was als Bewegung gegen eine Vorschrift begann, ist zu einem viel mächtigeren Symbol angewachsen.*

sammeln. Die Summe war schon Stunden später auf dem Konto. Immer mehr Spenden gingen ein, inzwischen sind es mehr als neun Millionen Dollar. Laut den Organisatoren soll das Geld für Diesel, Nahrungsmittel und Unterkunft für die Protestteilnehmer verwendet werden.

Bis jetzt haben mehr als 113 000 Einzelpersonen gespendet. Ihre Namen und Kommentare machen deutlich, dass die Kampagne von

Menschen aus allen Schichten und mit den unterschiedlichsten politischen Meinungen getragen wird. Aber in einem sind sich alle einig: Die Corona-Vorschriften müssen weg.

Der Konvoi wurde überall im Land begrüsst, die Leute standen am Strassenrand und auf Brücken und schwenkten begeistert Fahnen. Was als Bewegung gegen eine einzelne Vorschrift begann, ist zu einem viel mächtigeren Symbol des Widerstands gegen alle Pandemiebestimmungen angewachsen. Das entspricht dem Ergebnis einer am Montag veröffentlichten Umfrage, laut dem eine Mehrheit der Befragten erklärte, dass es Zeit sei, alle Einschränkungen aufzuheben.

## Trotzig in der Quarantäne

Der Lkw-Konvoi und die volksfestartige Protestkundgebung am Wochenende vor dem kanadischen Parlament waren somit keine Randgruppenveranstaltung, sondern die Meinungsäusserung einer breiten Mehrheit. Die Kanadier sehen, dass in den USA, in Grossbritannien und anderswo die meisten Covid-Beschränkungen aufgehoben worden sind, nun fordern sie das auch für sich. Hinzu kommt, dass immer öfter anerkannte Gesundheitsexperten erklären, dass es Zeit sei, «mit Covid zu leben», und dass wir mit dem Virus wie bei einer gewöhnlichen Grippe umgehen sollten.

Doch Trudeau, der – wegen einer Corona-Infektion in Quarantäne – zu einem Gespräch mit den Protestierenden nicht bereit war, scheint die turbulente Situation nicht zu erkennen. Trotzig hält er an den Pandemiebestimmungen fest. Am Montag attackierte er die Protestierenden erneut: «Wir lassen uns nicht von denen einschüchtern, die Arbeiter in kleinen Unternehmen beschimpfen und Obdachlosen das Essen stehlen.»

Wie es auch ausgeht: Mit ihrem Protestkonvoi haben die Trucker eine Botschaft gesendet, die auf der ganzen Welt gehört wird.

Anthony Furey ist Redaktor der kanadischen Sun-Zeitungsgruppe. Er lebt in Toronto.  
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



# Der Mann, der nie lacht

Er meidet konsequent, was die meisten Anwälte auszeichnet.  
Gerade darum ist Lorenz Erni vielleicht der beste Strafverteidiger im Land.

Alex Baur

Liesse man all die grossen Zürcher Straffälle der letzten dreissig Jahre Revue passieren, bei denen Anwalt Lorenz Erni, 72, im Rampenlicht stand, man könnte locker ein Buch füllen. Aepli, Ebner, Gasser, Landmann, Hollenweger, Erb, Bindella, Vekselberg, Polanski, Mauch, Bruggisser, Lauber, Blatter, Matter, Osterwalder, Marti – vom Politiker über den Tycoon bis zum kommunen Mörder, alle legten sie ihr Schicksal in seine Hände. Und jetzt auch Pierin Vincenz. Einfacher wäre es, die prominenten Fälle aufzuzählen, in die Erni nicht involviert gewesen wäre. Mir fällt keiner ein.

Was hat dieser Anwalt, was andere nicht haben? Auch hier beginnt man praktischweise mit dem, was er nicht ist. Erni geht ziemlich alles ab, was den typischen Staranwalt auszeichnet. Er kommt nicht mit der dicken Karosse angerauscht, sondern zu Fuss oder mit dem Tram; er empfängt seine Klientel nicht an einer noblen Adresse in der City oder im Seefeld, sondern in einem Altbau im Zürcher Rotlichtviertel «Chreis Cheib»; Kameras geht er wenn immer möglich aus dem Weg, privat residiert er in einer Mietkaserne im Büezerquartier Albisrieden.

## Das grosse Geld winkt anderswo

Untypisch auch sein Auftritt beim Gericht. Frei von jeder Theatralik und rhetorischen Mätzchen, monoton wie ein Sprecher beim Verlesen der Börsenkurse, trägt Lorenz Erni seine Plädoyers vor. Je dramatischer der Inhalt, desto leiser referiert er. Seine ausdruckslose Miene erinnert an Buster Keaton – den Mann, der nie lachte. Und trotzdem, oder eben gerade deshalb, zieht er die Aufmerksamkeit auf sich. Sogar die Richter scheinen ihm meistens zuzuhören. Und das ist schon allerhand in einem Milieu, in dem jede Lüge so lange wahr ist, wie sie nicht widerlegt wurde.

Vielleicht liegt hier die grösste Stärke des Lorenz Erni: Man vertraut ihm. In seiner ruhigen und stets aufmerksamen Art verfügt er über die Gabe, auf die Menschen einzugehen. Gerade

in Strafverfahren, bei denen die Beschuldigten nicht selten um ihre nackte Existenz kämpfen, ist Vertrauen unbezahlbar. Im persönlichen Umgang – wir sind uns über die Jahrzehnte immer wieder mal begegnet – ist Erni ein durch und durch liebenswürdiger und bescheidener Mensch. Im privaten Rahmen kann er sogar recht herzlich lachen. Wengleich er die Kontrolle nie verliert.



Man vertraut ihm:  
Ex-Banker Vincenz, Jurist Erni (r.).

Anders als etwa in Amerika oder in Frankreich stehen die Strafrechtler in der Schweiz auf der untersten Stufe der juristischen Hackordnung. Das grosse Geld winkt anderswo. Lorenz Erni hat nie etwas anderes als Straffälle bearbeitet, seit er 1980 nach einem kurzen Praktikum am Gericht mit einem Kollegen eine Zweimannkanzlei im «Chreis Cheib» eröffnete. In dieser Stadtgegend ist er aufgewachsen, als Sohn eines Bibliothekars und einer Pianistin (einer gebürtigen Italienerin). Sieht man von einem kurzen Ausflug nach Hamburg ab, wo er doktorige, ist er seiner Scholle treu geblieben.

Seit den 1990er Jahren genießt Lorenz Erni den Ruf des Starverteidigers. Wenn es ihm in

den Kopf gestiegen wäre, hätte er es zumindest hervorragend versteckt. Mir scheint, dass er seine Aufgabe mit Leib und Seele erfüllt. Obwohl er seine Mandanten längst auswählen kann, übernimmt er regelmässig Pflichtmandate. Und obwohl er längst seine Pension geniessen könnte, denkt Erni nicht ans Aufhören, arbeitet zu hundert Prozent. Nicht selten sitzt seine Frau Lea, eine ehemalige Spielgruppenleiterin, auf einer Zuschauerbank im Gerichtssaal. Sein SP-Parteibuch hat er zwar längst abgegeben. Doch die soziale Ader kam ihm nie abhanden.

## Sein grösstes Erfolgserlebnis

Ernis Plädoyers sind in der Regel systematisch. Gleichsam mit dem Skalpell sezziert er die Anklage minuziös, ohne den Blick aufs Ganze zu verlieren. Solides Handwerk, man spürt den Routinier. Allerdings sollte man die Auftritte vor Gericht nicht überschätzen. Die Weichen werden viel früher gestellt, während der Untersuchung. Und in diesem Bereich bleibt Erni ein Enigma. Medienkontakte meidet er in aller Regel, und wo sie unvermeidlich sind, speist er Journalisten mit Gemeinplätzen ab. Seine Klienten geben sich meist wortkarg. Die Resultate sprechen für sich. Erni haftet der Ruf an, dass die Hälfte seiner Fälle gar nie vor Gericht landen würde.

Was bringt diesen sanften Mann eigentlich dazu, Verbrecher vor dem Gefängnis zu bewahren? Viele Journalisten haben ihn schon gefragt, keiner hat je eine klare Antwort erhalten. Für Erni stellt sich diese Frage nicht. Das Richtige ist nicht seine Aufgabe. Je grösser die Empörung, desto beharrlicher sucht er nach dem Gegenargument. Das ist sein Job. Sein grösstes Erfolgserlebnis, so versicherte mir Lorenz Erni einmal, sei «die Erleichterung eines Mandanten nach dem Freispruch».

Ach ja, eine Schwachstelle im undurchdringlichen Image des Lorenz Erni wäre noch zu vermelden: Er raucht mit 72 Jahren immer noch. Aber er tut es so elegant, dass es die meisten gar nicht bemerken.

## BRODER

# Waffengewalt gegen Spaziergänger

Der Spaziergang, so stellte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier vor ein paar Tagen in einem Gespräch mit handverlesenen Gästen aus Medizin, Kommunalpolitik, Polizei und Zivilgesellschaft fest, der Spaziergang habe «seine Unschuld verloren».

Der deutsche Bundespräsident, von Haus aus Jurist, denkt und redet gerne «um die Ecke». Dennoch oder gerade deswegen wusste jedermann und jede-frau, wen er meinte: Kritiker und Gegner der Corona-Massnahmen, die sich immer öfter in immer mehr Gemeinden des Landes zu «Spaziergängen» treffen, um «ohne Anmeldung oder Erlaubnis friedlich und ohne Waffen» von ihrem Versammlungsrecht Gebrauch zu machen, wie es im Art. 8 des Grundgesetzes heisst.

Doch: Je mehr Bürger und Bürgerinnen gemeinsam spazierengehen, umso öfter wird dieses Grundrecht auf dem Verwaltungswege ausgehebelt, durch sogenannte Allgemeinverfügungen, die jede Gemeinde erlassen kann, wenn «die öffentliche Sicherheit oder Ordnung bei der Durchführung der Versammlung oder des Aufzugs unmittelbar gefährdet ist».

### Stadt von morgen

Die Stadt Ostfildern liegt mitten in Baden-Württemberg, am Rande von Stuttgart, hat knapp 40 000 Einwohner und ist überregional durch einen «Tatort» bekanntgeworden, der in Ostfildern spielte. Seit dem 28. Januar gilt auch in Ostfildern eine «Allgemeinverfügung», mit der «Spaziergänge», die «gegen die Regelungen der Corona-Verordnung gerichtet sind», untersagt werden.

Im letzten Teil der «Allgemeinverfügung» steht ein Satz, der es in sich hat: «Um sicherzustellen, dass das Versammlungsverbot eingehalten wird, wird die Anwendung unmittelbaren Zwangs, also die Einwirkung auf Personen durch einfache körperliche Gewalt, Hilfsmittel der körperlichen Gewalt oder Waffengebrauch angedroht.» Wer gegen das «Versammlungsverbot» verstösst, muss damit rechnen, dass der «Spaziergang» letal endet.

Ist es das, was die Stadt sagen will, wenn sie mit dem Satz «Wir bauen heute an der Stadt von morgen» für sich wirbt?

Henryk M. Broder



Tiefverwurzeltes Gemeinschaftsgefühl: Ministerpräsidentin Mette Frederiksen.

# Leuchtturm Europas

Ob Corona-Politik oder Migration – die Dänen schwimmen gegen den Strom und machen alles richtig. Wie schaffen sie das?

Wolfgang Koydl

Nachdem sie Dänemark erobert hatten, wiesen die deutschen Besatzer die Juden an, sich mit einem sichtbaren Judenstern an der Kleidung erkennbar zu machen. Doch die Massnahme ging nach hinten los: Am nächsten Tag waren in den Strassen offenbar nur Juden unterwegs. Alle Dänen hatten das Symbol angelegt, angefangen bei König Christian, der den Judenstern beim täglichen Ausritt so stolz trug wie einen hohen Orden. Der Befehl wurde widerrufen.

Die Anekdote sagt viel aus über Dänemark und die Dänen. Von ihren wortkargen skandinavischen Brüdern werden sie gerne als leichtlebig und frivol verspottet, als «Sizilianer des Nordens». Doch tatsächlich eint sie ein hoher Sinn sozialer Verantwortung. Ihr Gemeinschaftsgefühl ist genauso stark ausgeprägt wie ihr Gerechtigkeitsempfinden. Als kleines Volk wissen sie, dass sie zusammenstehen müssen. Sie sind mutig, und sie sind stolz auf ihr Land. Der Dannebrog, die dänische Flagge, weht in jedem Garten.

Das erinnert an die Eidgenossenschaft, und tatsächlich werden die Dänen oft auch als «Schweizer ohne Berge» bezeichnet. Doch das

stimmt nicht ganz. Im Gegensatz zu den höflichen Eidgenossen pflegen Dänen im täglichen Umgang eine derart brutale Direktheit, dass selbst die nicht für ihr Taktgefühl bekannten Deutschen davor zurückprallen. Dänen entschuldigen sich so gut wie nie, und für «bitte» haben sie noch nicht einmal ein eigenes Wort.

Diese Eigenschaft erlaubt es ihnen freilich, auch unbequemen Wahrheiten ins Gesicht zu sehen und unangenehme Taten ohne Umschweife anzupacken. Im Allgemeinen fährt



man damit gut, und nirgends sieht man dies derzeit deutlicher als im Umgang der Dänen mit den zwei grössten Herausforderungen unserer Zeit: der Corona-Pandemie und der Migrantenkrise.

In beiden Fällen schwimmt die Politik in Kopenhagen gegen den europäischen Mainstream. Trotz steigender Inzidenzen wurden diese Woche alle Corona-Beschränkungen aufgehoben – was in Berlin, beim grossen Nachbarn im Süden, Fassungslosigkeit hervorgerufen hat. Und in der Migrantenfrage fährt Dänemark seit langem einen harten Kurs, härter als sogar das verteuerte Ungarn. «Null Zuwanderung» – so unmissverständlich hat Ministerpräsidentin Mette Frederiksen das Ziel formuliert.

Anders als Deutschland oder Schweden erlag Dänemark auch in der Vergangenheit nicht der Flüchtlingeuphorie. Zweifel am Sinn multikultureller Bereicherung entstanden schon Ende der neunziger Jahre mit Flüchtlingen aus den Balkankriegen. Der Terror nach den Anschlägen vom 11. September und vor allem die Grenzöffnung der deutschen Kanzlerin Angela Merkel 2015 verhärteten die Positionen zusätzlich.

Zunehmend bestimmte die einwanderungskritische Dänische Volkspartei den Kurs. Sie war zwar nicht an der Regierung beteiligt, doch im zersplitterten Folketing, dem Parlament mit seinen derzeit siebzehn Parteien, waren Regierungen immer auf ihre Unterstützung angewiesen.

Erstaunlich für Aussenstehende ist indes, dass mit Frederiksen ausgerechnet eine Sozialdemokratin die Zügel noch schärfer anzieht. Zu Beginn ihrer steilen Karriere sah die 44-Jährige das noch anders. Schliesslich stammt sie aus einer Familie, die bereits seit drei Generationen in der Arbeiterbewegung verankert ist. In ihrer Jugend war sie extrem links, engagierte sich in der Anti-Apartheid-Bewegung und für Afrika. Für sie gab es, so alte Weggefährten, nur Schwarz oder Weiss.

### Verpflichtung zum Handschlag

Das änderte sich, als sie in Partei und Politik aufstieg und bald Ministerposten in verschiedenen Regierungen übernahm. Im harten Regierungsalltag erkannte sie, dass es in der Politik viele Schattierungen gibt. Vor allem galt das in der Ausländerpolitik, zumal da – wie Frederiksen eingestand – 75 Prozent der Dänen in dieser Frage für eine harte Hand seien.

Daher gilt in Dänemark, was eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte: Asyl wird ausschliesslich für die in der Genfer Flüchtlingskonvention angeführten Gründe gewährt: Gefahr an Leib und Leben aus religiösen, rassischen oder politischen Gründen. Wirtschaftsflüchtlinge werden sofort abgewiesen. Gemeinsam mit Grossbritannien untersucht Kopenhagen zudem Möglichkeiten, dass sich Asylbewerber für die Dauer der Bearbeitung ihrer Anträge in Ländern ausserhalb Euro-

pas aufhalten müssen. Es gibt Gespräche mit Ruanda, Ägypten und Äthiopien.

Für Empörung in der EU-Kommission sorgen aber auch andere Massnahmen: Beim Grenzübertritt müssen Migranten Geld, Schmuck und andere Wertsachen abgeben, die gegen Sozialleistungen verrechnet werden. In Schulen darf nur noch Dänisch unterrichtet werden. Bei Einbürgerungszeremonien sind Neu-Dänen zum Handschlag mit dem Beamten verpflichtet.

Im Gegensatz zu Sozialisten, Grünen und Sozialdemokraten anderswo in Europa verknüpft Frederiksen ihre Haltung mit ihren sozialdemokratischen Überzeugungen: «Es wird mir zunehmend klar, dass der Preis für unregulierte Globalisierung, Massenzuwanderung und Personenfreizügigkeit von



den unteren Klassen bezahlt wird.» Mit anderen Worten: Wollen die Sozialdemokraten ihre traditionellen Wähler nicht an die Le Pens, Weidels oder Orbáns dieser Welt verlieren, dürfen sie nicht weiter deren Interessen verraten.

Unterstützt wird Frederiksen von ihrem Integrationsminister Mattias Tesfaye. Der gelernte Maurer ist Sohn einer Dänin und eines äthiopischen Migranten. Trotz seines Amtstitels befürwortet auch er das Prinzip seiner Chefin: Repatriierung statt Integration. Vor allem der Islam gilt in Dänemark als Integrationshinderer. Auch Tesfaye ist überzeugt, dass der «sozialdemokratische Wohlfahrtsstaat nur überleben [kann], wenn wir die Migration unter Kontrolle haben». Und er fügt hinzu. «Die Hälfte aller Migranten verdient keinen Schutz.»

Seitdem sorgen er und Frederiksen bei ihren europäischen Genossen für Irritationen und

Verärgerung. Als erstes Land der EU erklärte Dänemark im März vergangenen Jahres Syrien für sicher. Da es keinen Grund mehr gebe, nicht in ihre Heimat zurückzukehren, verloren syrische Flüchtlinge ihren Schutzstatus. Abgeschoben werden sie zwar nicht, aber sie leben in Deportationszentren und dürfen nicht arbeiten.

### Detaillierte Kosten-Nutzen-Rechnung

Andere Migranten hingegen werden nach einer neuen Bestimmung zu Arbeiten herangezogen, wenn sie seit drei Jahren staatliche Unterstützung beziehen, sich um keinen Job bemühen und immer noch nicht Dänisch sprechen. «Wir wollen eine neue Arbeitslogik einführen, bei der die Menschen die Pflicht haben, einen Beitrag zu leisten und sich nützlich zu machen», begründete Tesfaye die Massnahme. «Und wenn sie keine reguläre Arbeit finden, müssen sie für ihre Zuwendungen arbeiten.»

Dies entspricht dem tiefverwurzelten Gemeinschaftsgefühl der Dänen. Sie achten darauf, ob etwas für die Gesellschaft insgesamt

*Die Dänen entschuldigen sich so gut wie nie. Und für «bitte» haben sie noch nicht einmal ein eigenes Wort.*

nützlich ist oder nicht. In einem Land, in dem *skattefar* – der «Steuerpapa» – den Bürgern ziemlich tief in die Taschen greift, möchte man schon wissen, wer wie viel wofür bekommt.

In diesem Sinne veröffentlichte das Finanzministerium im Oktober letzten Jahres einen Bericht, in dem detailliert eine Kosten-Nutzen-Rechnung der Migranten erstellt wurde. Demnach kosteten Zuwanderer aus dem ausser-europäischen Ausland den Staat umgerechnet 4,3 Milliarden Franken – 1,4 Prozent des Bruttosozialprodukts. Westliche Einwanderer hingegen spülten eine Milliarde Franken in die Staatskasse. Besonders liegen die Muslime auf der Tasche: Sie stellen 50 Prozent der Migranten und verursachen 77 Prozent der Ausgaben.

Das Gefühl sozialer Verantwortung steckt auch hinter der lockeren Corona-Politik. «Heute können wir uns entspannen und unser Lächeln wiederfinden», versprach Mette Frederiksen, als sie die Aufhebung aller Einschränkungen verkündete. «Wir heissen unser Leben, wie wir es vor Covid-19 kannten, wieder willkommen.»

Voraussetzung dafür war aber der Dienst jedes Einzelnen an der Gemeinschaft: Fast jeder Däne ist geimpft. Die Gründe mögen unterschiedlich sein – aus Angst vor Ansteckung und Krankheit, aus dem Wunsch nach dem Rückgewinn persönlicher Freiheiten oder aus Rücksicht auf andere. Letztlich geschah es aus Solidarität. So wie mit dem Davidstern gegen die deutschen Besatzer.



Künstler gegen Spotify: Podcaster Rogan.

## Neil Young vs. Joe Rogan

Alt-Rocker Neil Young, 76, hat seine Musik vom Streaming-Dienst Spotify entfernen lassen, weil der Anbieter «Fehlinformationen und Lügen» über Corona verbreite. Er meint damit den millionenfach gehörten Podcast von Joe Rogan, in dem dieser etwa mit Robert Malone kritisch über mRNA-Impfstoffe sprach.

«Ich möchte, dass Sie Spotify heute sofort wissen lassen, dass ich meine gesamte Musik von ihrer Plattform entfernen möchte. Sie können Rogan oder Young haben. Nicht beide.» So lautete das Statement von Young.

Seinem Beispiel folgten andere Künstler wie Joni Mitchell. Auch die Kanadierin wolle Spotify keine neue Musik mehr bereitstellen.

Was die Künstler machen, ist auf den ersten Blick richtig: Statt die Person des Unmuts – in diesem Fall Joe Rogan – zu canceln, ziehen sie sich eigenverantwortlich zurück. Es ist pragmatischer, seine eigenen Tantiemen zu verschenken, als darauf zu warten, dass jemand seine Bühne verliert. Durch eine übergeordnete Instanz, hier: Spotify.

«Rockin' in the Free World» heisst ein Song von Neil Young. Sinngemäss könnte man sagen, jeder darf seine Musik dort verbreiten, wo er will.

Der Knackpunkt ist, dass Young seinen Rückzug an die grosse Glocke hängt und dazu aufruft, den Übeltäter – für ihn: Joe Rogan – unter Druck zu setzen. Knickt Spotify ein, reden wir hier vom Phänomen Cancel-Culture. Ausgelöst durch den Protestler Young.

Vielleicht aber löst sich das Problem von selbst: 2015 entfernte Young bereits seine Musik wegen «Qualitätsproblemen» von Spotify. Kurze Zeit später lud er sie klammheimlich wieder hoch.

Beatrice Achterberg

# Meine Schwester Sonja

Veröffentlichte der *Tages-Anzeiger* einen antisemitischen Artikel über die Politikerin Sonja Rueff-Frenkel? Unsinn!

Beni Frenkel

Vor zwei Wochen erschien im *Tages-Anzeiger* ein Porträt über Sonja Rueff-Frenkel, meine Schwester. Der Artikel über die Zürcher Stadtratskandidatin (FDP) verursachte ein publizistisches Erdbeben.

Dem Autor Kevin Brühlmann wurde Antisemitismus und Sexismus vorgeworfen. In der jüdischen Wochenzeitschrift *Tachles* verglich ein Autor die Zürcher Tageszeitung mit dem *Stürmer* des NSDAP-Gauleiters Julius Streicher. Mehr geht nicht.

Der Zürcher Verlag entschuldigte sich zweimal. Das hat es in den bald 130 Jahren *Tages-Anzeiger* noch nie gegeben.

### Der Spinnen-Vergleich

Meine Schwester kritisiert den Autor, dass er «aus einer Vielzahl möglicher Attribute <weiblich> und <jüdisch> gewählt hat. Ich möchte aufgrund meiner Politik beurteilt werden, nicht anhand meines Geschlechts oder meiner Religionszugehörigkeit.» (Twitter-Auszug)

Das ist ein verständlicher Wunsch. Aber realitätsfremd. Journalisten halten sich sel-

*Was dem Autor gelang, war ein kritisches Porträt über eine toughe Politikerin.*

ten an Regeln und kümmern sich – im besten Fall – nicht um die Wünsche der Porträtierten.

Wenn ich meine Schwester porträtieren müsste, dann so: hochintelligent, warmherzig, dossiersicher und schlagfertiger als alle anderen.

Kevin Brühlmann, der wohl talentierteste Jungredaktor im Grossraum Zürich, hat wochenlang über Sonja Rueff-Frenkel recherchiert. Dabei hat er unter anderem mich angerufen. Als er mich fragte, was mir zu meiner Schwester einfällt, gab ich ihm das Bild der Spinne.

So nannte ich bereits meine Grossmutter, die den ganzen Tag in ihrer Chaiselongue sass und in der ganzen Verwandtschaft herumtelefonierte. Sie wusste über alles Bescheid und



Warmherzig und schlagfertig: Rueff-Frenkel.

knüpfte Fäden, wie halt eine Spinne. Und wie jede Grossmutter hatte sie ein Auffangnetz für alle. Hier 50 Franken, da ein Zuschuss.

Soll man Menschen mit Tieren vergleichen? Wahrscheinlich nicht. Am sichersten wäre es, journalistische Texte kämen wie Arzneimittelinformationen rüber.

### Schlimmes Attribut

Dem Autor und mir wird nun vorgeworfen, mit der Spinne ein antisemitisches Klischee bedient zu haben. Das ist mir neu und unangenehm. Denn ich will kein Antisemit sein.

Ich würde ein solches Urteil akzeptieren, hätte ich dem Autor gesagt: «Meine Schwester ist ein Blutsauger, eine Wanze, ein Parasit des Schweizer Volkes.» So hätte wohl der «*Stürmer*» geschrieben.

Was Brühlmann hingegen schrieb, hat mit Antisemitismus nichts zu tun. Was ihm gelang, war ein kritisches Porträt über eine toughe Politikerin.

Dass der junge Journalist nun von allen Seiten attackiert wird, sollte zu denken geben. Das Label «Antisemit» ist eines der schlimmsten Attribute, die einem Autor verliehen werden können.

# Königin aller Spielerfrauen

Ihren Mann, Starfussballer Cristiano Ronaldo, kennt jedes Kind. Seine Freundin Georgina Rodriguez lernen jetzt alle kennen.

Roman Zeller

**G**eorgina Rodriguez ist drauf und dran, berühmt für ihre Berühmtheit zu werden, wie die amerikanische *socialite* Kim Kardashian, der sie zum Verwechseln ähnlich sieht. Am 27. Januar war das höchste Gebäude der Welt, der Burj Khalifa in Dubai, mit ihrem Konterfei beleuchtet («Happy Birthday Gio»). Gleichzeitig startete auf Netflix eine sechsteilige Doku-Serie über ihr Leben.

Für alle, die noch nie von ihr gehört haben: Georgina Rodriguez, 28, ist eine *wag* (*wife and girlfriend*), eine Spielerfrau, aber keine gewöhnliche, sondern die Königin aller *wags*, die Frau des besten Fussballers unserer Zeit, vielleicht sogar des besten Fussballers aller Zeiten: Cristiano Ronaldo, 36.

## Am liebsten sieben Kinder

Die Geschichte des Paares ist wie für Netflix geschrieben. Geboren in Argentinien, der Heimat ihres Vaters, wuchs Georgina in der spanischen Provinz auf. Als junge Frau zog sie nach Madrid, lebte in einer Bruchbude – im Winter kalt, im Sommer heiss – und verkaufte Kleider in einer Luxusboutique.

Eines Tages betrat Cristiano Ronaldo den Laden. Er spielte damals für Real Madrid und war einer der begehrtesten Junggesellen der Welt. Eigentlich wollte er nur einen Mantel kaufen, da traf er auf Georgina Rodriguez. Es machte bei ihm klick, wie er sagte. Kurz darauf waren die beiden ein Paar.

Die Beziehung katapultierte die Verkäuferin in eine Welt voller Luxus und Möglichkeiten. Während ihre Kolleginnen weiterhin mit dem Bus nach Hause fuhren, holte ihr Freund sie mit dem Bugatti ab. Es dauerte, bis sie sich in der neuen Umgebung zurecht fand. Regelmässig verliebte sie sich in Ronaldos Villa.

Heute ist Rodriguez aus dessen Leben nicht mehr wegzudenken. Während er im Training und an Spielen ist, organisiert sie den Alltag der Familie, ob in Monaco, Mallorca – oder wo

auch immer sein Privatjet gerade ist. Er nennt sie «seine Stütze».

Nun erwartet das Paar Zwillinge, es sind Ronaldos Kinder Nummer fünf und sechs. Das halbe Dutzend wird voll. Er wünscht sich noch ein siebtes, seine Rückennummer, die er längst zur Marke gemacht hat (CR7). «Gott wird dafür sorgen», sagt die gläubige Katholikin Rodriguez dazu.



Es machte klick: Georgina Rodriguez.

In der Netflix-Serie sieht man sie oft mit einem Kind auf dem Arm oder an der Hand. Da ist Cristiano Jr., Ronaldos ältester Sohn, dessen Mutter unbekannt ist. Da sind die Zwillinge Mateo und Eva, beide von einer Leihmutter. Und da ist die gemeinsame Tochter Alana Martina, die Ende 2017 zur Welt kam. «Sie sind mein ganzes Leben», sagt Rodriguez.

Ronaldo schätzt an seiner Freundin, dass sie gleichermassen die Familie über alles stellt und sich ihre Lebensgeschichten gleichen

würden. Beide verloren in jungen Jahren den Vater, beide stammen aus bescheidenen Verhältnissen. Rodriguez sagt: «Ich weiss, wie es ist, nichts zu haben, und ich weiss, wie es ist, alles zu haben.»

Tatsächlich stehe ihr bei der Bewältigung des Alltags etliche Angestellte zur Seite: Nannys, Privatlehrer, Bodyguards, auch eine Konditorin, die mit den Kindern backt.

Rodriguez kümmert sich unterdessen um Ronaldos Geschäfte neben dem Fussballplatz. «Sie hat einen guten Geschäftssinn», sagt er. Sein Vermögen beläuft sich – geschätzt – auf eine halbe Milliarde Franken. Sollte Rodriguez auch in Geschäftsdingen dem Vorbild von Kim Kardashian folgen, wird die Milliardengrenze eher früher als später fallen.

## Immer noch mehr<

In eigener Sache ist Rodriguez ähnlich umtriebig. Im spanischen Fernsehen tritt sie bei der Gesangsshow «Mask Singer» auf. Seit Jahren trägt sie professionell Luxuskleider zur Schau, die sie früher verkaufte, und brachte es damit schon auf die Titelseite der *Vogue*. Keinem anderen spanischen Model folgen mehr Menschen auf Instagram: 32 Millionen Menschen.

Brands wie Jean Paul Gaultier und Roberto Cavalli reissen sich um die kurvige *bombshell*. Seit einem Jahr hat sie ihre eigene Kleidermarke, OM By G. Ihr erstes Stück war schon an am ersten

Tag ausverkauft.

«Mein Leben ist wie ein Traum», sagt Rodriguez. Trotzdem strebt sie nach mehr. Bis heute kauft sie Glückslose und betet, dass sie gewinnen werde. Das erinnert an Ronaldo, der immer noch mehr Tore und Titel will.

Sie sei ihm ähnlich, sagt er. Irgendwann werde er um ihre Hand anhalten. Wann, sei unklar, es müsse nochmals klick machen.

Sicher ist: Die Welt wird es erfahren. Warum nicht auf Netflix?

# Hitlers Schweizer Dokumentarfilmer

Martin Rikli drehte für die Nazis laute propagandistische und populärwissenschaftliche Filme. Ende 1944 kehrte er still und leise in sein Heimatland zurück.

Christoph Mörgeli

**P**ersönlich könne er nur Gutes über seinen Patenonkel sagen, meint Ueli Rikli. Er war als unehelich Geborener seiner leiblichen Mutter entrissen worden und erlebte als Pflegesohn eine belastete Kindheit in Meilen am Zürichsee. Immerhin gab ihm die zweite Mutter Nestwärme, und im Bündnerland, wo sie herkam, hat Ueli Rikli auch den Grossteil seines Lebens verbracht. Götti Martin Rikli habe einst kritisiert, dass sein Patenkind so schwere körperliche Arbeit verrichten musste. Auch später zeigte er sich jederzeit grosszügig und lud den Heranwachsenden ins Kino ein. Dass sein Pate in Zürich etwas vom Filmen verstand, aber eine problematische Vergangenheit als Propagandist von Hitlers Deutschland hatte, war der Familie durchaus bewusst.

Tatsächlich gilt Martin Rikli (1898–1969) gleich nach Leni Riefenstahl als begabtester und engagiertester Dokumentarist des NS-Regimes. Einer breiteren Öffentlichkeit sind Leben und Wirken dieses einstigen Filmers und Regisseurs allerdings weitgehend unbekannt. Am meisten erfährt man aus seiner 400-seitigen Autobiografie mit dem selbstbewussten Titel «Ich filmte für Millionen».

## Sohn eines ETH-Professors

Das reich illustrierte Buch erschien 1942 in Berlin, bereits auf minderwertigem Kriegspapier. Rikli widmete es seinem «lieben Vater und Mentor» Martin Albert Rikli, Spross einer Familie aus Wangen an der Aare. Dieser wirkte als Titularprofessor für Botanik und Pflanzengeografie an der ETH in Zürich und leitete populäre Studienreisen. Mit seinem Sohn teilte er neben der Reiselust ein germanophiles Weltbild, gehörte er doch zur berüchtigten Gruppe der «Zweihundert». Diese hatte 1940 in einer Eingabe an den Bundesrat einen freundlicheren Kurs gegenüber Grossdeutschland und die Ausschaltung nazikritischer Journalisten und Zeitungsorgane gefordert.

In jenem Jahr 1940 befand sich sein Sohn Martin Rikli, der an der ETH Chemie studiert und in Dresden über die Entflammbarkeit von Filmen doktoriert hatte, auf dem Hö-

hepunkt seiner Karriere. Zwar blickte er «mit einem gewissen Neid» auf die «Kameraden an der Front» und bedauerte, als Schweizer vom Kriegsdienst ausgeschlossen zu sein: «Jetzt, wo Heer, Marine und Luftwaffe ihre Feuer-taufe glänzend bestanden, durfte ich nicht dabei sein.» Wie eine Erlösung kam da der Auftrag des Oberkommandos der Wehrmacht, einen Film über den «Kampf um Norwegen» zu drehen. Der verschollen geglaubte Streifen wurde sechzig Jahre später in vier Rollen von einem norwegischen Filmhistoriker wiederentdeckt und ist heute im «Internet Archive» öffentlich zugänglich.

Als «eingebetteter» Regisseur zog Martin Rikli alle Register einer einseitigen Fake-News-Propaganda. In seiner Biografie wird die unrühmliche Versenkung des eben erst in Dienst gestellten Kreuzers «Blücher» im Oslo-Fjord so beschrieben: «Ein Soldat war am Heck auf die Schraube geklettert, stand mit erhobener Rechten und ging bewegungslos wie ein Standbild mit dem Schiff unter. Wir stimmten das Deutschlandlied an, sangen das Horst-Wessel-Lied und waren bis auf den Grund unserer Seele ergriffen und erhoben. Mochte die «Blücher» dahin sein... Deutschland lebte!» Rikli fand das alles «so herrlich, wie ich es gar nicht beschreiben kann». Besonders prächtig habe sich «ein sehr lebhafter und zackiger Flak-Oberleutnant mit dem goldenen Parteiabzeichen» verhalten.



Auch mit vielen anderen, angeblich «staatspolitisch wertvollen» Streifen stellte sich Martin Rikli uneingeschränkt in den Dienst der NS-Herrschaft. Es galt nach seinen eigenen Worten, «die grosse, einmalige Geschichte Grossdeutschlands im Film zu gestalten». Solche Aufträge, so Rikli, stünden über der Reportage und müssten sich in ihrer «geistigen Gestaltung zur Höhe des Leitartikels heben». Seit zehn Jahren für die UFA tätig, realisierte der Schweizer 1937 einen abendfüllenden Propagandafilm für Görings Luftwaffe mit dem Titel «Flieger, Funker, Kanoniere», zu dem er auch ein Begleitbuch herausbrachte. Die Aktivitäten des Nachwuchses im NS-Fliegerkorps dokumentierte der Film «Jugend, fliege!» Seine Flugbegeisterung hatte Martin Rikli schon als Präsident einer akademischen Fluggesellschaft in Zürich bewiesen.

## «Wir erobern Land»

Andere seiner Dokumentationen widmeten sich der Seekriegsführung, denn Rikli konstatierte ein «reges Interesse aller Volksgenossen für die neuerstandene Kriegsmarine Deutschlands». Er präsentierte dem Kinopublikum das Leben von Seekadetten auf dem Segelschulschiff «Gorch Fock», die «Flieger zur See» oder ein ferngelenktes «geheimnisvolles Schiff», das der deutschen Bordartillerie für Zielschiessen diene. Rikli ging «Mit Kreuzer «Königsberg» in See» oder mit Torpedobooten auf Verbandsübungen («Husaren zur See»).

1934/35 verherrlichte der Schweizer Filmmacher mit «Strassen ohne Hindernisse!» den Bau der Reichsautobahnen, ermöglicht durch «Adolf Hitler mit seinem weitausschauenden Blick». Es folgte 1937 der Kurz-Dokumentarfilm «Wir erobern Land», ein «hohes Lied» auf den Reichsarbeitsdienst. Dazu kommentierte Rikli: «Wenn es dem Führer gelang, die Fesseln von Versailles zu sprengen und Grossdeutschland zu schmieden, so hatte der Arbeitsdienst in erzieherischem Sinn als Schule der Nation und wirtschaftlich durch Gewinn von Ackerland das Seine dazu beigetragen.» Im Streifen «Arbeitsmädchen helfen» (1938) ging es laut Rikli



Neid auf die «Kameraden an der Front»: Dokumentarist Rikli; sein Foto von Hitlers Soldaten in Norwegen, 1940.

ums Gegenteil von «Zierpüppchen» mit «Backfischseelen»; jede Arbeitsmaid sei «ein kommander Star echten deutschen Frauentums und verantwortungsvoller Mütterlichkeit».

Martin Riklis Filmabteilung wollte den ehrgeizigen Vierjahresplan auch «dem einfachsten Menschen verständlich machen». So entstanden Lehrfilme wie «Rohstofffreiheit», «Neue Werkstoffe», «Nahrungsfreiheit», «Vorratswirtschaft» oder «Kampf dem Verderb». Der Schweizer Regisseur beurteilte sein Wirken als «filmische Geschichtsschreibung», denn Rundfunk und Film hätten «die Idee des Nationalsozialismus ins ganze Volk getragen». Tatsächlich zählte man in Deutschland 1932 noch 200 Millionen Kinobesuche, während es 1940 bereits über eine Milliarde waren.

«Kurz nach der Machtergreifung begann der Nationalsozialismus den Kulturfilm energisch zu fördern», freute sich Martin Rikli. Dennoch waren die vom Regime vorgeschriebenen fünfzehn- bis zwanzigminütigen Lehrfilme, die er drehte, beim mehrheitlich weiblichen Publikum eher unbeliebt. So intensiv sich Rikli bemühte, naturwissenschaftliche oder technische Phänomene von Flora und Fauna über Atmen, Röntgen, Radium, Strömungen, Wolken, Kälte und Planeten zu erklären – die Zuschauerinnen reagierten ungeduldig in sehnlischer Erwartung des Hauptfilms.

### Afrika, Ostasien, Zürich

Grösser waren Martin Riklis Erfolge bei der Präsentation seiner Abenteuer in der weiten Welt. Der Film «Heia Safari», gedreht in Deutsch-Ostafrika, trug ihm 1928 nach einer vierjährigen Tätigkeit bei der Firma Zeiss in Dresden die Anstellung als Autor und Regisseur bei

der Kulturabteilung der UFA in Berlin ein. Das begeisterte Publikum der Uraufführung erhob sich und sang das Deutschlandlied. Riklis Reportage «Am Rande der Sahara» von 1930 erhielt sogar eine Spielfilm-Rahmenhandlung und einen prächtigen Begleitband. Seine liebe-

### Als «eingebetteter» Regisseur zog Rikli alle Register einer einseitigen Fake-News-Propaganda.

volle Schilderung jüdischer Höhlensiedlungen in Libyen hat er 1942 in seinen Memoiren allerdings sorgfältig eliminiert.

1932 brannte Martin Rikli darauf, als Sonderberichterstatter in die Mandschurei zu ziehen, um über den japanisch-chinesischen Krieg zu berichten. Polnische Offiziere wiesen ihn aus dem Zugsabteil, was er zehn Jahre später befriedigt so kommentierte: «Nun, es ist ihnen inzwischen eingetränkt worden.» Rikli belieferte die «Wochenschau» aus Ostasien mit Kriegsberichterstattung und drehte auch kulturelle Beiträge über China. Gemeinsam mit dem Kriegsreporter Roland Strunk vom *Völkischen Beobachter* verfasste er das Buch «Achtung! Asien marschiert!».

1934/35 weilte Martin Rikli sechs Monate in Abessinien, bevor die von ihm bewunderten italienischen Faschisten ins Land einfielen. Kaiser Haile Selassie liess sich mit seinem Hofstaat gerne filmen und respektierte sogar Riklis Anweisung: «Halt! Alles zurück, bitte. Noch einmal!» Er sei «gut Freund mit der kaiserlichen Familie» geworden, prahlte Rikli und verwertete 1946 seine Erlebnisse nochmals «Als Filmberichterstatter am Hof des Negus» – nun-

mehr von Nazi-Bekennnisphrasen gänzlich gesäubert.

Seit in Stalingrad das Ende des Tausendjährigen Reiches besiegelt worden war, bemühte sich Martin Rikli um die Rückkehr in seine schweizerische Heimat. Ende 1944 traf er still und leise in Zürich ein und erhielt im folgenden Jahr Aufträge von der Schweizer Zentrale für Verkehrsförderung. Diese wurden allerdings annulliert, nachdem die Basler *National-Zeitung* 1945 an Riklis Vergangenheit als Nazifilmer erinnert hatte. Ansonsten lebte er unbehelligt an der Herzogstrasse in Zürich fluntern und drehte Wissenschafts- und Industriefilme. Er hielt Fachvorträge, die er mit Inseraten in der Tagespresse bewarb. Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er seine aus dem zerbombten Frankfurt stammende Haushälterin und hatte mit ihr drei Kinder.

### Spezialist für Farbfotografie

Martin Riklis Vergangenheit geriet in Vergessenheit, und er genoss bald einen guten Ruf als Spezialist für die Farbfotografie. 1950 gründete er sein eigenes Farbfotoinstitut, das ihm bemerkenswerte wirtschaftliche Erfolge bescherte. Da Rikli aber die rasante technische Entwicklung verpasste, wurde er von der internationalen Konkurrenz verdrängt. Wieder waren es die Amerikaner, die ihn geschäftlich überflügelten. Dabei hatte Martin Rikli schon 1942 den verderblichen Einfluss der global gezeigten Hollywoodfilme verdammt. Seit diese Art Unterhaltung «in der gelben, braunen und schwarzen Welt» grassiere, hätten diese Völker vor den USA und Europa jede Achtung verloren: «Und dem Weissen musste zwangsläufig die Führung entgleiten.»

# Braver, als es das Volk erlaubt

SVP-Nationalrat Gregor Rutz verantwortet die lahme Stempelsteuer-Kampagne der Befürworter. Nun greift SVP-Hauswerber Alexander Segert in den Abstimmungskampf ein.

Marcel Odermatt

**H**inter vorgehaltener Hand räumen manche ein, sie hätten bereits kapituliert: Der Urnengang in gut einer Woche über die Abschaffung der Stempelsteuer sei nicht mehr zu gewinnen. Tatsächlich sieht es für die Befürworter schlecht aus. Umfragen zeigen, dass die Bevölkerung das Ansinnen ablehnt. Sogar bei den Anhängern von SVP und Mitte ist es umstritten.

Dies hat das bürgerliche Lager aufgeschreckt. SVP-Exponenten verbrachten die letzten Tage damit, Geld für eine Last-Minute-Aktion zusammenzukratzen. Bei der Umsetzung vertrauten sie auf SVP-Hauswerber Alexander Segert (Agentur Goal). Das Ergebnis wird demnächst auf den Plakatwänden des Landes zu sehen sein: «Linke Gier zerstört die Schweizer Wirtschaft». Illustriert ist die Warnung mit einer fetten Schnecke, die ein zartes Pflänzchen frisst.

## Matter-Attacke

Dass sich damit das Blatt wenden lässt, glauben selbst viele in der SVP nicht. Die Partei möchte aber erreichen, dass sich die Befürworter am 13. Februar einigermaßen elegant aus der Affäre ziehen können. Auf dem Spiel steht mehr als die Mini-Reform, die beim Bund 250 Millionen Franken Steuer-Minder-einnahmen zur Folge hätte. Es geht um die Grundsatzfrage, ob die bürgerlichen Parteien mit Economiesuisse und Gewerbeverband überhaupt noch Vorlagen in der Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik durchbringen.

Scheitert das Aus der Stempelabgabe deutlich, wäre das ein Signal für die kommenden Abstimmungen über die Sozialversicherungen und die geplante Anpassung der Verrechnungssteuer. Alle diese Vorhaben werden von SP, Grünen und Gewerkschaften bekämpft.

Gleichzeitig hat die Suche nach dem Schuldigen für das sich abzeichnende Debakel begonnen. Als wichtigen Grund erachten viele Befürworter die Kampagne des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV). «Ich habe lei-



Damit das Blatt sich wendet: Last-Minute-Aktion.

der nur negative Rückmeldungen aus der Wirtschaft», sagt der Zürcher SVP-Nationalrat Thomas Matter. Tatsächlich kommt der Werbefeldzug lahm daher. «KMU stärken. Arbeitsplätze sichern», so die verbreitete Botschaft des SGV. Dazu ein nach oben gestreckter Daumen.

*Sogar bei den Anhängern von SVP und Mitte ist die Vorlage umstritten.*

Das machte es den Gegnern der Änderung des Stempelabgaben-Gesetzes einfach, den Erlass zu attackieren. Kleine Firmen profitieren von der Freigrenze bis zu einer Million Franken. Sie zahlen diese Emissionsabgabe selten. Der Fokus auf kleine Firmen in der Kampagne der Befürworter kann deshalb nur schwer begründet werden.

Besser wäre es wohl gewesen, den Fokus darauf zu legen, dass die Emissionsabgabe mittlere und vor allem Jungunternehmen, sogenannte Start-ups, trifft. Und die Frage in den Raum zu stellen, ob es sinnvoll sei, Firmen zu belasten, bevor sie einen Rap-pen Geld verdient haben. Für eine Eliminierung der ältesten Bundessteuer – 1917 eingeführt – gibt es also durchaus gute Gründe, zumal die meisten Staaten eine solche Stempelsteuer längst abgeschafft haben.

Experten sagen, eine solch zahme Art der Kampagnenführung könne nur angewendet werden, wenn es ausschliesslich darum gehe, die Leute zu mobilisieren. Bei einem umstrittenen Thema wie bei der Frage, ob ein Obolus an den Fiskus wegfallen solle, müssten die Befürworter viel bestimmter auftreten, um die Debatte prägen zu können.

## Durchhalteparolen

Die Kritik, die jetzt vielerorts aufkommt, zielt auch auf den Verantwortlichen dieser Kampagne: Gregor Rutz. Der Zürcher SVP-Nationalrat machte mit dem Vorschlag seiner Werbeagentur beim SGV gegenüber anderen Konkurrenten das Rennen. Auf die Kritik aus dem eigenen Lager angesprochen, will er sich nicht äussern. Dafür spielt er dem SGV den Ball zu.

Direktor Hans-Ulrich Bigler selber will die Flinte noch nicht ins Korn werfen. «Wenige Tage vor dem Abstimmungstermin konzentrieren wir uns vollumfänglich auf die Kampagnenführung. Entscheidend wird sein, ob es der SVP und der Mitte gelingt, ihre Basis für ein Ja zu mobilisieren.» Doch viele glauben nicht mehr an diese Durchhalteparolen.

Eine Lehre können Befürworter jedoch heute schon ziehen. Im Schlafwagen lassen sich keine wirtschaftspolitischen Abstimmungen mehr gewinnen. Es braucht einen Effort von allen Seiten. Eine lauwarme, brave, harmlose Kampagne, die es allen recht machen will, ist dabei offensichtlich keine Hilfe.



# Die Seitensprünge des Alain B.

Wie Jonas Projer, Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, eine kritische Story über Alain Berset verhinderte.



**P**eter Hossli, Reporter bei der *NZZ am Sonntag*, war schon über ein Jahr lang an der Story dran. Denn es war eine delikate Story.

Die Story drehte sich um einen Mann in einer Machtposition und um die Frage, ob er diese Position für sexuelle Abenteuer nutzte.

Der Mann in der Machtposition war SP-Bundesrat Alain Berset. Reporter Hossli recherchierte monatelang über Bersets Liebesleben in seinem politischen Umfeld. Er redete mit mehreren Frauen, die intime Beziehungen zum Bundesrat hatten, unter anderem mit einer Diplomatin, einer Angestellten der Bundesverwaltung und einer Journalistin. Er betrieb für seine Story einen hohen Aufwand. In einem Fall flog er bis nach Athen, um dort eine der Frauen zu interviewen.

Hossli ist ein bekannter Recherchejournalist, der unter anderem Chefautor der Blick-Gruppe war. Er schrieb nun einen langen, zweiteiligen Artikel über Bersets aussereheliche Abenteuer und ihre politischen Implikationen. Der erste Teil handelte von den diversen Gespielinnen des verheirateten Bundesrats und ging der Frage nach, ob Alain Berset dabei seine Macht und seine Privilegien missbraucht hatte. Im zweiten Teil ging Hossli auch auf das Thema ein, wie die Strafakten an die Öffentlichkeit gelangt waren, die im letzten Herbst die sogenannte Erpressungsaffäre Berset ausgelöst hatten.

Hosslis Recherchen erschienen nie. Jonas Projer, der Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, verfügte, was formell in seiner Kompetenz liegt. Er stoppte die Publikation des Artikels.

Es lohnt sich darum, die Story dieser Story etwas aufzurollen.

**B**is zu Hosslis Recherchen war auf seiner Redaktion nur ein einziger Seitensprung Bersets bekannt. Er hatte eine Liaison mit einer Künstlerin, die ihn später zu erpressen versuchte. Berset machte dann sogar über die Bundespolizei Druck auf seine ehemalige Loverin, wie die *Weltwoche* im letzten September aufdeckte. Sie zitierte dazu die Akten des Strafverfahrens, die ihr zugespielt wurden.

Darauf legte Peter Hossli in der *NZZ am Sonntag* nach. Er enthüllte, dass Alain Berset mit seiner Lady ein amouröses Weekend in einem Hotel in Süddeutschland verbracht hatte. Danach liess er sich von seiner Bundesratslimousine nach Bern zurückbringen. «Alain Bersets heikle Fahrt» lautete die Schlagzeile.

*Es deutete stark darauf hin, dass hier etwas unter den Tisch gekehrt werden sollte.*

Im Herbst 2021 hatte Hossli dann sein Material beisammen, seine Gespräche mit all den Ex-Geliebten Bersets abgeschlossen und schrieb nun seinen Zweiteiler über den Bundesrat und seine Affären. Die Rechtsabteilung des Hauses *NZZ* checkte, wie üblich, den Text auf juristische Risiken ab.

Nun begann ein wochenlanges Gezerre. Chefredaktor Jonas Projer wollte die Bundesratskritische Story unbedingt verhindern. Hossli drängte auf die Publikation. Auch Hosslis Vorgesetzter Michael Furger, der langjährige Leiter des Hintergrund-Ressorts, setzte sich dafür ein, die Story abzudrucken. Es war vergeblich.

Als ich Jonas Projer fragte, warum er die Berset-Story abgeblockt habe, sagte er, er könne nicht bestätigen, dass es auf der *NZZ am Sonntag* überhaupt eine Berset-Story gegeben habe. Dieses Wegducken war schon sehr irritierend und deutete stark darauf hin, dass hier etwas unter den Tisch gekehrt werden sollte. Im Normalfall sagt ein Chefredaktor in einer solchen Situation: «Ich habe den Text gekippt, weil er mir zu wenig beweiskräftig war.»

**I**nzwischen hatte sich auch auf der Redaktion der Mutter *NZZ* herumgesprochen, dass Projer offenbar Berset schonen wollte. Man versuchte darum, den Weichspüler Projer zum echten Journalismus zurückzubekehren. In einem *NZZ*-Artikel über Berset stand auf einmal unvermittelt der Satz: «Der Gesundheitsminister muss jederzeit mit neuen Enthüllungen rechnen.» Nur Insider verstanden den Wink.

Dann, so gegen Ende 2021, stoppte Chefredaktor Projer den Artikel zu Alain Berset definitiv. Eine klare Begründung gegenüber der Redaktion lieferte er nicht.

Kurzum, es riecht ziemlich nach Zensur. Die Folgen waren absehbar. Reporter Hossli kündigte. Er wechselt zu Ringier, wo er Leiter der Journalistenschule wird. Ressortleiter Michael Furger kündigte. Er wechselt ins Bundesamt für Raumentwicklung, wo er Kommunikationschef wird.

Die Bilanz von Chefredaktor Projer im Zeitraffer: Eine kritische Geschichte ist gestoppt. Zwei kritische Journalisten sind gegangen. Ein Bundesrat ist zufrieden.

---

# «Wir leben in einer Parodie der Diktatur»

Er musste wegen Islam-Kritik untertauchen. Michel Houellebecq machte ihn zur Romanfigur. Hier spricht der Philosoph Robert Redeker über Macron, Zemmour und falschen Opfer-Kult.

Jürg Altwegg

**D**eutsch ist Robert Redekers Muttersprache. Sein Vater diente im Afrikkorps der Wehrmacht, wurde gefangen genommen und mit Kriegsende nach Frankreich ausgeliefert. Dort lernte er seine Frau kennen, eine Katholikin aus dem Rheinland, die unter den Nazis im Gefängnis gesessen hatte und nach Frankreich fliehen konnte.

Robert Redeker wurde 1954 bei Toulouse geboren. Er arbeitete als Philosophielehrer und gehörte zum Autorenstamm der Zeitschrift *Les Temps Modernes*, die Jean-Paul Sartre begründet hatte. Im *Figaro* und im Magazin *Marianne* kommentiert er regelmässig die Aktualität. Redeker ist Autor zahlreicher Bücher, die in viele Sprachen übersetzt wurden – ausser ins Deutsche. Wir führen das Gespräch auf Französisch.

**Weltwoche:** Monsieur Redeker, Sie waren der erste französische Intellektuelle, der wegen seiner Kritik des Islam untertauchen musste.

**Robert Redeker:** Vor sechzehn Jahren. Ich stand unter Polizeischutz. Aber ich rede schon lange nicht mehr darüber. Ich bin weder Held noch Opfer. Der Opfer-Kult ist eine der gefährlichsten Erscheinungen unserer Epoche.

**Weltwoche:** Sie waren sehr wohl das Opfer einer Fatwa.

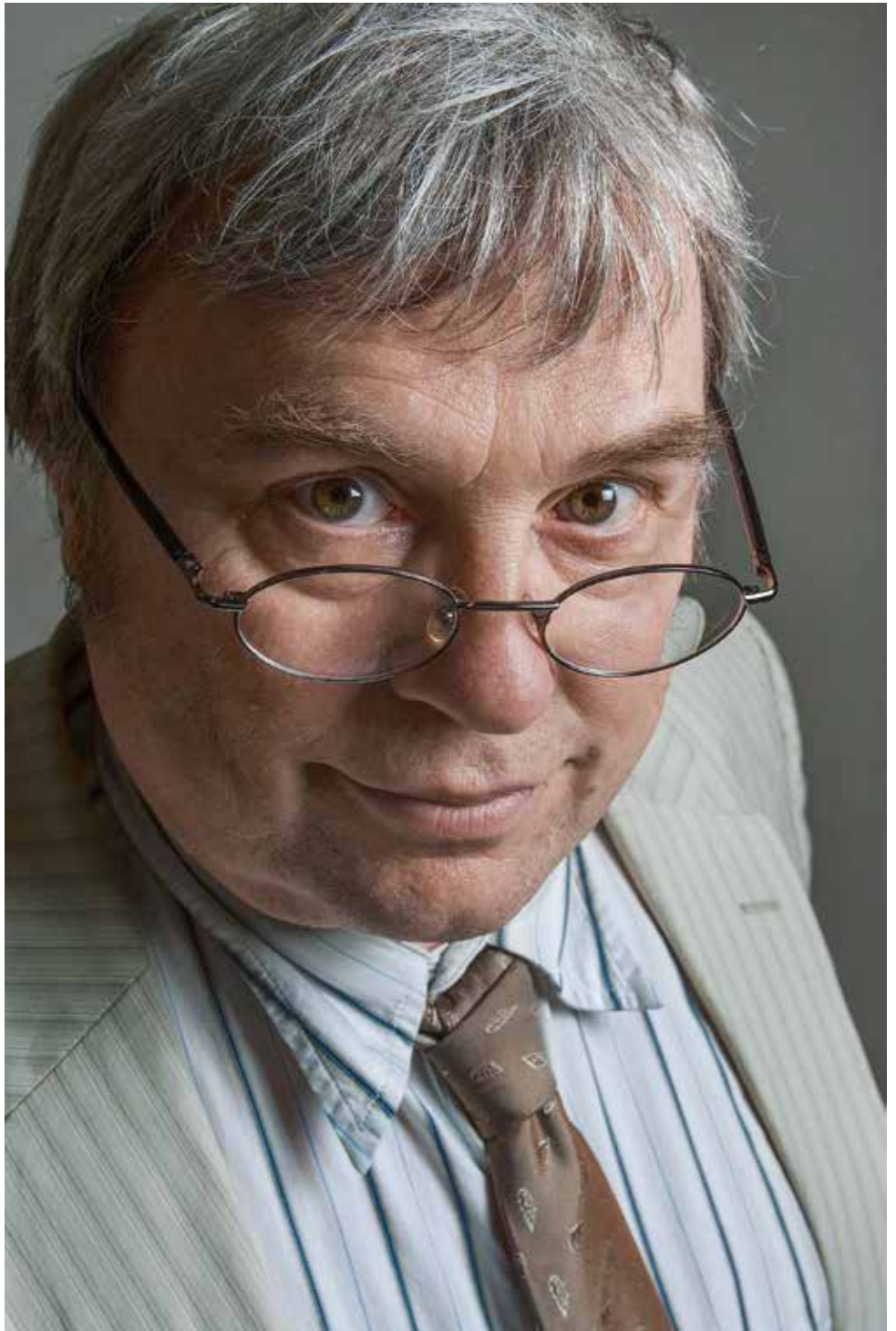
**Redeker:** Die Eitelkeit, die man daraus herleiten könnte, ist mir zuwider.

**Weltwoche:** Die Polizei nahm die Morddrohungen sehr ernst. Es gab Hetzkampagnen in arabischen Medien. Sie mussten sich verstecken und ständig an neuen Orten schlafen.

**Redeker:** Zehn Jahre lang. Wenn ich aus dem Haus ging, begleitete mich ein Polizist. Ich hatte im *Figaro* einen Artikel über die Verteidigung der freien Welt gegen den Islamismus veröffentlicht. Er war weder besonders originell noch polemisch. Claude Lévi-Strauss hatte das alles schon in «Traurige Tropen» geschrieben. Heute kann man das nicht mehr sagen.

**Weltwoche:** Ich hatte damals das Gefühl, dass Sie auch aus den Debatten in der Öffentlichkeit verschwanden. Hatten die Zeitungen Angst?

**Redeker:** Ich war zu einer Gefahr geworden, ich spürte ein gewisses Misstrauen mir gegen-



«Jeanne d'Arc ist unsere Zeitgenossin»: Robert Redeker.

über. Der *Figaro* hatte meinen Beitrag eine Zeilang vom Internet genommen. Aber ich wurde auch unterstützt, von *Marianne*, den *Temps Modernes*, Alain Finkielkraut. Nur die linken Medien wollten nichts mehr mit mir zu tun haben.

**Weltwoche:** Sie sind trotzdem ein Held geworden, in der Literatur. Nach Ihrem Vorbild hat Michel Houellebecq die Figur des Philosophen Robert Rediger in «Unterwerfung» gestaltet.

**Redeker:** Ein Held? Eine Romanfigur. Houellebecq hat aus dem, was er von mir wusste, diesen etwas zwispältigen Philosophieprofessor geschaffen. Robert Rediger wird nach der Wahl eines muslimischen Präsidenten zu einem Kollaborateur. Ich war überrascht, Rediger entsprach nicht den Erfahrungen, die ich in der Wirklichkeit mit dem Islam gemacht hatte. Aber ich glaube an die Freiheit des kreativen Schaffens und gehöre nicht zu den Menschen, die sich ständig beleidigt fühlen und Prozesse anstrengen.

**Weltwoche:** Sie widmen die ersten Seiten Ihres Buchs «Les sentinelles d'humanité» Arnaud Beltrame. Er gehörte zu einer Spezialeinheit der französischen Armee. Bei einem Anschlag nahm er den Platz einer Geisel ein, mit der ein Terrorist zu fliehen versuchte. Beltrame starb bei einem Schusswechsel an den Messerstichen, die ihm sein Mörder zufügte.

**Redeker:** Dieses grauenhafte Attentat fand in Trèbes, in der Nähe meines Wohnorts statt. Es war wie eine Offenbarung. Ich hatte den Eindruck, als würde ein Blitz den Himmel zerreissen. Als würde sich uns, den Zeitgenossen am Anfang des 3. Jahrtausends, das Ancien Régime in Erinnerung rufen. Das tausendjährige Frankreich. Ich war erschüttert und konnte es nicht fassen. Unsere Epoche der Postmoderne wurde von einer Erscheinung heimgesucht. Beltrame verkörpert die Werte, die man seit einem halben Jahrhundert systematisch zu zerstören versucht – mit Erfolg. Ich wollte seine Tat begreifen.

**Weltwoche:** Sie würdigen ihn als Helden und Heiligen.

**Redeker:** Ein Held ist Beltrame, weil er sein Leben opferte. Er handelte im Dienst eines Absoluten, das er über sein eigenes Leben stellte. Es verleiht seinem Tun eine Dimension der Transzendenz. Als Märtyrer dieses Absoluten ist er ein Heiliger. Seine Tat brachte die Medien in einen gewaltigen Erklärungsnotstand. Die Journalisten konnten sie nicht begreifen und nicht einordnen. Sie war in ihrem Weltbild nicht vorgesehen. Ihre Kommentare waren von einem ungläubigen Befremden geprägt, sie wirkten geradezu geniert. Es war wie jetzt wieder bei der Aufnahme von Josephine Baker ins Panthéon.

**Weltwoche:** Mit ihr wollte Macron die «Diversität» des «multikulturellen Frankreich» zelebrieren.

**Redeker:** Macrons Inszenierung war ein *simulacre*, eine Täuschung, denn die sterblichen Überreste von Josephine Baker wurden gar nicht in diesen Heiligentempel der weltlichen Repu-

blik übergeführt. Sie war abwesend. Man zelebrierte sie als Frau und Schwarze, die viele Kinder adoptierte – als Woke-Heldin. Aber es klang falsch. Josephine Baker verkörperte das Gegenteil: Sie war Frankreich, auch das Frankreich der Armee, in der sie im Krieg gedient hatte. Sie liebte Frankreich, was für unsere Medien unvorstellbar geworden ist und mit Verachtung gestraft wird. Ihre Auffassung von Frankreich entspricht nicht jener von Macron. Sie ist näher bei Marine Le Pen oder auch Eric Zemmour. Ihr war der Fanatismus der multikulturellen Diversität völlig fremd. Sie hätte ihre Überführung ins Panthéon möglicherweise verweigert. Jedenfalls wäre

«Dieses moderne Frankreich tut alles, um das Ancien Régime zu verleumden.»

sie mit der Begründung und Instrumentalisierung nicht einverstanden gewesen.

**Weltwoche:** Gibt es diese Verlogenheit auch im Umgang mit Beltrame, nach dem Hunderte Plätze und Strassen benannt sind?

**Redeker:** Macrons Gedenkrede war eine Verschleierung. Wie die Medien lobte er Beltrames Mut und Selbstlosigkeit, seine Mitmenschlichkeit. Er habe sich für einen anderen Menschen geopfert, für die Republik. Doch Beltrame handelte im Namen von Werten, die unsere Gesellschaft verwirft. Beltrame glaubte an Gott. Er war ein Katholik, der unter anderen Umständen verspottet und verachtet worden wäre.

**Weltwoche:** Was hat ihn beseelt? Sein Glaube?

**Redeker:** Beseelt hat ihn das Höchste und Nobelste, ganz sicher nicht die Liebe zur Republik. Wenn man mit einem französischen Soldaten spricht, wird deutlich: Er dient nicht der Republik, sondern Frankreich. Was Beltrame beseelte? Die Liebe zu Frankreich ...

**Weltwoche:** ... zur Nation?

**Redeker:** Ja! Die Liebe zur Nation. Er handelte im Namen Gottes und der Nation. Die Republik, die von der Armee keineswegs abgelehnt wird, ist nur ein Teil der Nation. Den grössten Teil der französischen Geschichte macht das Ancien Régime aus. Die Monarchie schrieb die glorreichsten Kapitel. Der heilige Ludwig. Die drei



„Hallo, Polizei? Er verlangt 80000 Bananen Lösegeld!“

Könige Henri IV und seine unmittelbaren Nachfolger Louis XIII und Louis XIV, der Sonnenkönig. Sie haben Frankreich zu dem gemacht, was es ist. Sie schufen die Basis für seine Grösse und seinen Wohlstand. Beltrame opferte sich im Namen ihres Erbes.

**Weltwoche:** Das macht ihn zum Heiligen?

**Redeker:** Jeanne d'Arc war eine Heldin und eine Heilige. Ein paar Monate ihrer Existenz fassen die gesamte Geschichte Frankreichs zusammen. Sie ermöglichte die Transzendenz der Nation. Sie verkörpert das Frankreich, für das Beltrame starb. Mit seinem Opfer wird der Bezug zwischen der *ancienne France* und dem zeitgenössischen Frankreich sichtbar. Aber dieses moderne Frankreich tut alles, um das Ancien Régime zu verleumden. In der Schule wurde es mir als Karikatur präsentiert. Als habe Frankreich mit der Revolution begonnen.

**Weltwoche:** Welche glorreichen Kapitel hat die Republik geschrieben?

**Redeker:** Valmy. Die Revolutionskriege. Austerlitz – mit dem Beginn des Kaiserreichs. Auch noch Napoleons Feldzüge in Italien. Das ruhmreichste Kapitel der Dritten Republik bleibt der Aufbau der Schule. Sie war bis in die siebziger Jahre die Matrix Frankreichs. Seither wird sie kaputtgemacht.

**Weltwoche:** Charles de Gaulle?

**Redeker:** De Gaulle war 1940 ein Held der Republik, die von Vichy abgeschafft wurde. Er war auch ein Held, als es am Ende des Kriegs darum ging, sich den Briten und Amerikanern zu widersetzen. 1958 versuchte de Gaulle mit seiner Fünften Republik, die verlorene Grösse Frankreichs zu restaurieren. Spätestens damals aber wurde ihm bewusst, dass Frankreichs Zeit abgelaufen ist. Seine Politik hatte etwas Parodistisches. Auch noch im Mai 68 spielte er eine Rolle, an die er nicht mehr glaubte.

**Weltwoche:** Der Studentenaufstand 1968 war ebenfalls ein *simulacre*, eine Pseudorevolution.

**Redeker:** Die Epoche der Revolutionen war vorbei. Man spielte Revolution. Die Studenten und de Gaulle inszenierten ein Stück, das nicht mehr auf dem Spielplan der Geschichte stand. «Je vous ai compris» hatte er ein Jahrzehnt zuvor in seiner berühmten Rede erklärt und versichert, dass Frankreich Algerien nie aufgeben würde. Er wusste, dass das Gegenteil der Fall sein würde. Die Epoche des Kolonialismus war vorbei. De Gaulle stützte sich auf die Kreise, die Algerien behalten wollten, um es möglichst unblutig in die Unabhängigkeit zu entlassen. Das war ein historisches Meisterwerk. Denn Frankreich hatte den Krieg in Algerien gewonnen. Er nahm die politische Niederlage auf sich. Sie entsprach dem Lauf der Geschichte.

**Weltwoche:** Eric Zemmour orientiert sich an Charles de Gaulle. Zu Recht?

**Redeker:** Dieser Geniestreich de Gaulles überfordert ihn. Er träumt von einer Rückkehr der glücklichen und prosperierenden sechziger

Jahre. Aber in der Geschichte gibt es kein zweites Mal. Die faschistische Action française des Dichters Charles Maurras lag völlig falsch, als sie an die Renaissance des Ancien Régime glaubte. Mit Nostalgie macht man keine Politik.

**Weltwoche:** Zemmour bekämpft wie Sie die von Macron propagierte «Dekonstruktion» der Geschichte. Sie ist das zentrale Konzept der postmodernen Philosophie, die Sie für den Tod der Helden und Heiligen verantwortlich machen.

**Redeker:** Der Begriff der «Dekonstruktion» geht auf Heidegger zurück, der von «Abbruch» sprach. Die Dekonstruktion war das Programm der französischen Postmoderne: Jacques Derrida, Michel Foucault, Gilles Deleuze, Roland Barthes. Bei Heidegger geht es um das Ende der

*«Neben Zemmour, den ich kaum wählen werde, wirken die anderen Kandidaten wie Kaugummi.»*

Metaphysik. Das moralische und philosophische Gebäude, das über Jahrhunderte aufgebaut worden war, sollte zerstört werden. Der Philosoph Jean-François Lyotard, Erfinder der «Postmoderne», propagierte die Vernichtung aller Werte. Immer weiter wollte er die Dekadenz treiben – bis zum Tod aller Institutionen. In seinen «Rudiments païens» lobt er die Terroristen der Rote-Armee-Fraktion (RAF). Heidegger hat keine Schuld an dieser Entwicklung. Er sah sie voraus. Erste Prämissen hatte er bei Nietzsche und dessen Nihilismus ausgemacht. Die Dekonstruktion hat die Nation in eine Identitätskrise gestürzt und auch die Werte der Republik erfasst. Zemmour sagt Dinge, die vor fünfzig Jahren eine Selbstverständlichkeit waren. Heute empfindet man sie als abscheulich.

**Weltwoche:** Werden Sie ihn wählen?

**Redeker:** Ich weiss es nicht. Es fällt mir auch schwer, das in einer ausländischen Zeitung zu sagen. Ich sehe keinen Kandidaten, bei dem man eine historische Grösse erkennen könnte.

**Weltwoche:** Macron jedenfalls werden Sie Ihre Stimme nicht geben.

**Redeker:** Vor der Wahl 2017 hatte ich eine Zeitlang an seine Versprechungen geglaubt. Aber sie haben sich als Kommunikation ohne Substanz erwiesen. Macron verkörpert die Leere unserer Epoche. Wer «gleichzeitig» sagt und «sowohl – als auch», ist nicht fähig, eine Entscheidung zu treffen. Politik aber bedeutet Entscheiden. Bei Zemmour kann man die Rückkehr der Ideologie beobachten. An sie waren die Franzosen und die Medien nicht mehr gewöhnt. Zemmour ist ein Ideologe mit klaren Ideen. Sie sind oft interessant. Die Medien bekämpfen ihn, weil er sie mit der Rückkehr der Realität konfrontiert. Wir aber leben in der Virtualität. Wir leben wie die osteuropäischen Staaten zur Zeit des Kommunismus: in der Lüge. Die Realitäten wurden schöngeredet und der Ideologie angepasst. Zemmour deckt diese Lügen auf. Er steht für das Bewusstsein, dass die Geschichte tragisch ist – was die Gegenwart nicht wahrhaben will. Neben Zemmour, den ich kaum wählen werde, wirken die anderen Kandidaten wie Kaugummi. Einen einigermaßen konsistenten Diskurs kann ich nur bei ihm ausmachen. Aber Zemmour ist viel zu sehr auf die Vergangenheit fixiert.

**Weltwoche:** Macron ist das genauso. Als Antwort auf Zemmour, der Pétain rehabilitiert, besuchte er Vichy. Corona erklärte er den Krieg.

**Redeker:** Das gehört zum Theater. Macron rief die Mobilmachung aus – um die Menschen zu immobilisieren. Es wird Polizeistaat gespielt. Am ersten Tag des Lockdowns hielt mich

die Polizei an. Ich musste erklären, warum ich meine Wohnung verlassen hatte. Das war ein Schock, von dem ich mich lange nicht erholte. Frankreich ist zum Glück kein Polizeistaat, im Gegenteil: Es gibt vielerorts rechtsfreie Zonen – in manchen Städten, in den Zügen. In Toulouse hatte ein Bürger ein Spruchband in den Garten gestellt, um sich über Macron lustig zu machen. Die Polizei verhörte ihn. Macron verteidigt *Charlie Hebdo*, aber er ist der erste Präsident, der gegen deren Karikaturisten vorgeht. Man kann wegen Blasphemie verurteilt werden. Wir leben in einer Parodie der Diktatur.

**Weltwoche:** Gab es in der Pandemie Helden?

**Redeker:** Ja. Ich kenne Ärzte, die gestorben sind. Kassiererinnen, Krankenpfleger, Lieferanten zahlten einen hohen Preis. Sie taten ihre Pflicht – ungeschützt. Man sagte ihnen, Masken seien nutzlos – weil man keine hatte. Man darf die Pandemie nicht mit einem Krieg verwechseln, aber die anonymen Helden wurden wie die Soldaten, die man im Ersten Weltkrieg als Kanonenfutter in die Schützengräben schickte, ins Verderben geschickt.

**Weltwoche:** Warum sind Opfer keine Helden?

**Redeker:** Zum Opfer wird man unfreiwillig. Es hat nichts mit einer freien Entscheidung und moralischen Qualitäten zu tun. Opfer haben keine Eigenschaften. Nichts Aussergewöhnliches – ausser ihrem Leiden, ihrem Trauma. In ihrer Banalität gleichen sie uns allen. Das entspricht dem Egalitarismus, dem unsere Epoche huldigt. Man hält das für demokratisch. Ganz anders der Held: Das, was ihm geschieht, hat er gewollt. Der Held ist eine anthropologische, psychologische und charakterliche Ausnahme. Mit seinen aristokratischen Zügen ist er zu gross für unsere Zeit. Die Gesellschaft kann ihn nicht leiden. Sie hält es mit den Opfern.

**Weltwoche:** François Hollande hat sie nach den Attentaten von Paris mit Medaillen geehrt.

**Redeker:** Bisher waren Orden Helden vorbehalten. Sie wurden zumindest für besondere Verdienste vergeben. Nach Anschlägen tragen die Menschen Blumen an den Ort des Grauens und zünden Kerzen an. Auf Zettel schreiben sie: «Wir werden eurem Hass nicht unseren Hass entgegenhalten.» Diese Rituale sind eine Art satanischer Messe, mit der man dem Teufel ein Opfer bringt, um ihn zu beschwichtigen. Sie zeigen, dass wir nicht mehr fähig sind, eine Zivilisation zu sein, die sich verteidigt.

**Weltwoche:** Warum ist das so?

**Redeker:** Das dürfte mit dem Schuldbewusstsein bezüglich der Schoah zu tun haben.

**Weltwoche:** Sie schreiben, eine Gemeinschaft könne ohne Heldenkult nicht überleben.

**Redeker:** Helden sind eine anthropologische Notwendigkeit: als Vorbilder, denen wir nachzueifern und die uns dazu anspornen, unser Bestes zu geben. Der Heldenkult garantiert über die Jahrhunderte hinweg den Zusammenhalt. Jeanne d'Arc ist unsere Zeitgenossin.



## So begegnen Hotellerie und Flexworker dem Fachkräftemangel

Ab Montag, 7. Februar, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 14. Februar, täglich ab 17.20 auf



www.fokus-kmu.tv      Sponsoringpartner



# Reise durch ein Europa der Schikanen

Eine Zugfahrt von Berlin nach London wird in Zeiten von Corona und Klimawandel zur Ausdauerprüfung. Das nächste Mal fahre ich mit dem Auto.

Alexander Gauland

Das Reisebüro hatte mir wenig Hoffnung gemacht. «Vier Stunden vor Abflug sollten Sie mindestens vor Ort sein. Die Abfertigung in Berlin-Schönefeld funktioniert nicht.» Ich wollte nach London zu einer Antiquitätenschau.

Eigentlich kein weiter Weg – aber vier Stunden? Das heisst ja um Mitternacht aufstehen. Warum aber nicht in Zeiten des Klimawandels mit dem Zug durch den Eurotunnel? Kann so viel länger auch nicht dauern. Im Reisezentrum des Potsdamer Hauptbahnhofs erklärte man sich ausserstande, entsprechende Tickets auszustellen. «Das müssen Sie in Berlin versuchen.»

Also auf in das Reisezentrum des Berliner Hauptbahnhofs. «Ein Ticket von Aachen nach London bitte» (für Deutschland habe ich eine Netzkarte). Es ist eigentlich ganz einfach. Abfahrt 07.46 Uhr in Berlin – Ankunft in Köln 12.16. Von dort geht es weiter nach Brüssel, Ankunft 14.35 Uhr, und von da mit dem Eurostar durch den Tunnel nach London. Sollte man denken im vereinigten Europa.

Der Schalter im Reisezentrum glich bald einer belagerten Festung. Es war eine fürsorgliche Belagerung, denn das Ticket London und zurück wollte einfach nicht aus dem Computer kommen. Vier Kollegen von benachbarten Schaltern bemühten sich schliesslich um meinen Wunsch. Es dauerte eine Stunde, bis ich die Fahrkarte in der Hand hielt. Kommentar der endlich erlösten Servicekraft: «Wir sind eben nicht vernetzt, und die Franzosen machen eh ihr eigenes Ding.» So viel zum vereinigten Europa.

## In Brüssel ist fertig

Am betreffenden Donnerstag verliess der ICE pünktlich den Hauptbahnhof und kam auch fast pünktlich in Köln an. Der Zug nach Brüssel, der «Thalys» der französischen Staatsbahn, war mir besonders angepriesen worden: Tagesverpflegung im Preis inbegriffen, Luxus pur. Der Zug fuhr an diesem Tag nur bis Brüssel, nicht bis nach Paris. Als nach Aachen niemand

nach meinen kulinarischen Wünschen gefragt hatte, fragte ich die Zugbegleiterin nach Essbarem und Trinkbarem. Bei einem Herrn sah ich eine appetitliche Quiche. «Nein, wir hatten nur zwei davon, die sind jetzt verkauft, und noch ein Schweineschnitzel, aber das ist auch schon weg. Mehr kann ich Ihnen nicht anbieten. Wir fahren ja auch bloss bis Brüssel.»

Immerhin: Der Zug kam pünktlich in Brüssel an. Und nun also Eurostar. Ich schwenkte fröhlich mein Ticket. Das machte aber gar keinen Eindruck. Nötig war ein «UK Visa and Immigration Document» mit den Angaben wo, wie lange und warum, ohne das ich den Euro-



«Wir fahren ja auch bloss bis Brüssel.»

star nicht besteigen könne. Gesagt hatte mir das in Berlin niemand. Eine nette belgische Bahnangestellte produzierte nach aufwendigem Fragen und Suchen das Papier. Darin verpflichtete ich mich – obwohl geimpft –, jeden Tag einen Covid-Test zu machen. Fast wäre die Fahrt noch an der E-Mail-Adresse gescheitert, die ich nicht habe. Nach Rückfrage beim Chef reichte dann aber eine Handynummer.

Als ich im Eurostar sass, machte mir das Testen Sorgen. Wo bekäme ich in London Tests, und wer würde das wo kontrollieren? In London auf dem Bahnhof St Pancras hielt ich also das Dokument vor den Bauch, überzeugt, nun sofort in eine Teststelle zu müssen. Doch niemand fragte nach dem schwer errungenen Dokument, ohne das ich fast nicht auf den Zug gekommen wäre.

Und niemand in London, weder im Hotel noch im Club, noch im Restaurant, hat mich nach diesem Dokument gefragt. Nur beim Betreten der Ausstellung wollte man meinen deutschen Impfausweis sehen. Doch das gelbe Papier genügte, die Impfeintragungen wurden nicht geprüft.

## Für den Papierkorb

Am Sonntag ging um 09.01 Uhr der Eurostar zurück nach Brüssel. Gewarnt durch die Erlebnisse, war ich früher da. Und siehe da: Diesmal verlangte ein höflicher britischer Bahnangestellter ein «Travel Document» für Belgien.

Auch das hatte mir in Berlin niemand gesagt. Denn auf meinen Einwand, ich wolle doch nach Deutschland und nicht in Brüssel bleiben, hiess es höflich, aber bestimmt: Belgien verlange das. Meine Hilfslosigkeit rührte auch den Briten. Kurz vor Abfahrt des Zuges produzierte er ein Dokument, das ich im Zug ausfüllen konnte. Dieses Dokument wurde tatsächlich eingesammelt und anschliessend von den Beamten entsorgt. Ich konnte noch sehen, wie alles in den Papierkorb wanderte.

In Brüssel war meine Odyssee nicht zu Ende, denn der ICE, für den ich eine Fahrkarte hatte, fiel aus. Mit dem

Bummelzug musste ich in Richtung Eupen fahren und kurz vor Eupen in einen weiteren Personenzug nach Aachen umsteigen. Von Aachen ging es stehend nach Köln und von dort im überfüllten ICE nach Berlin. In diesem Zug war nur ein Wagen leer: der Speisewagen. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, kam die Antwort: «Das hat die Zugleitung entschieden, weil der Zug so voll ist. Aber wir bedienen Sie gerne an einem Platz in der ersten Klasse.»

Moral von der Geschichte: Nun werde ich nur noch mit dem eigenen Wagen fahren. Die europäischen Bahnen sind offensichtlich keine Alternative zum klimaschädlichen Flugverkehr.

Alexander Gauland ist Mitglied des Deutschen Bundestags für die AfD.



*Eben keine Krähe.*

## Tod am Mont Crosin

Ein Windrad im Jura schnetzelt einen Steinadler.  
Wer stoppt den Energiewende-Wahnsinn?

*Alex Baur*

**E**s geschah bereits im letzten November: Ein Rotor des Prestige-Windparks Mont Crosin im Jura köpfte einen geschützten Steinadler. Das tote Tier wurde umgehend nach Bern gebracht und sezziert. Doch die Windparkbetreiber, zu denen auch die Bernischen Kraftwerke (BKW) gehören, hielten die schlechte Nachricht unter dem Deckel. Ein Spaziergänger, der das tote Tier mit seinem Handy abgelichtet hatte, spielte das traurige Bild «Bird Life» zu.

Als die Vogelschützer den Frevel letzte Woche publik machten, ging die Windlobby sofort zum Gegenangriff über. Flugzeuge, Autos, Hochspannungsleitungen, Katzen oder Fensterscheiben würden viel mehr Vögel töten. Das stimmt. Doch es lenkt vom Thema ab. Ein Steinadler ist eben keine Krähe oder Amsel. Sondern eine vom Aussterben bedrohte Art, die auf dem Chasseral erst seit wenigen Jahren mühsam wieder Fuss fasst. Im Jurabogen gibt es gerade mal zwei oder drei Brutpaare. Und diese bringen bestenfalls alle zwei Jahre Nachwuchs zur Welt.

Wie François Turrian, Vizepräsident von Bird Life Schweiz, auf Anfrage erklärte, sind gemäss Studien aus den USA die Windräder Todfeind Nummer eins der Steinadler. Es hängt damit zusammen, dass die Turbinen in der Regel wegen der günstigen Windverhältnisse auf Bergkretzen erstellt werden. Und das sind just die Gegenden, in denen wegen der Thermik Greifvögel am liebsten kreisen und segeln. Kommt dazu, dass für den Bau der Windanlagen jeweils grössere

Gebiete gerodet werden, welche die Könige der Lüfte zur Jagd einladen.

Der Steinadler ist nicht der einzige geschützte Greifvogel, der von den Rotoren bedroht wird. Während Kraniche oder Gänse den Monsterrädern ausweichen, geraten bedrohte Arten wie Wanderfalken, Geier oder Milane regelmässig in deren Fänge. Das Gleiche gilt für Fledermäuse, welche die Fremdkörper schlicht nicht auf dem Radar haben. Moderne Windturbinen können zwar dank Radar und Sensoren einige Vogelarten erkennen und die Anlagen automatisch ausschalten, wenn Tiere im Anflug sind. Das geht

*Als die Vogelschützer den Frevel publik machten, ging die Windlobby sofort zum Gegenangriff über.*

aber auf Kosten der Rendite und entschärft die Todesfallen nur bedingt. Vor allem während der Brutzeit müsste man die Anlagen tagelang stilllegen, um sicherzugehen, dass kein geschütztes Tier von den Rotoren zermalmt wird.

Die Windlobbyisten sind Weltmeister im Schönreden. Doch man kann es drehen, wie man will: Die bis zu 200 Meter hohen Giganten, die nachts blinken wie überdimensionierte Weihnachtsbäume, passen in die Natur wie die Faust aufs Auge. Entgegen den Beschwörungen von Energiewende-Ministerin Simonetta Sommaruga (SP) ist es auch nicht so, dass die meisten An-

wohner ihre helle Freude an den zu jeder Tages- und Nachtzeit fauchenden Monstern hätten und diese zu vier Fünfteln befürworteten.

Die Bewegung Freie Landschaft Schweiz (FLCH) hat kürzlich alle kommunalen und kantonalen Abstimmungen zu Windkraftanlagen der letzten zehn Jahre ausgewertet. Das Resultat: Bei 55 Prozent von 51 Plebisziten überwog das Nein. Ging es um konkrete Projekte, lag die Ablehnung in den Gemeinden zwar nur bei 45 Prozent. Der Trend geht aber klar gegen den Wind. In den letzten drei Jahren wurden zwölf von fünfzehn Projekten, also satte 80 Prozent, von den Anrainern abgelehnt.

Im letzten Jahr scheiterten sechs Projekte in der Volksabstimmung. Das einzige Vorhaben, das ein – allerdings sehr deutliches – Volksmehr schaffte, war der Windpark Jeanbrenin, der in der Nähe des Mont Crosin entstehen soll. Gerade Jeanbrenin zeigt allerdings die Problematik der Windturbinen im Grünen exemplarisch auf: Von den Gemeinden Cortébert und Corgémont aus, auf deren Land sich die Anlagen befinden, sind diese weder zu sehen noch zu hören. Die Standortgemeinden werden Jahr für Jahr gegen 300 000 Franken Pacht kassieren. Für nichts. Die Nachteile treffen in erster Linie die Nachbargemeinde Tramelan. Und die hat nichts zu sagen.

Die Windenergie spaltet die Natur- und Umweltschützer. Während die einen die Verschandlungen der Natur im Namen des Klimaschutzes zähneknirschend in Kauf nehmen, ist

für andere der Preis zu hoch. Das zeigt sich etwa beim Projekt Lindenberg, welches auf der Hügelpuppe zwischen Muri AG und Hitzkirch LU geplant ist. Während die Sektion Aargau von Pro Natura die Anlage begrüsst, wird sie von der Sektion Luzern abgelehnt. Aus der Sicht der Luzerner wäre der Ertrag zu gering, als dass man dafür das Territorium der Rotmilane opfern sollte.

Aus der Sicht der Energiewender ist der Wind unverzichtbar, weil die Sonne in den Wintermonaten, wenn der Strom am dringendsten gebraucht würde, acht- bis zehnmal weniger liefert als im Sommer. Gemäss Bundesamt für Energie (BfE) soll der Windertrag in der Schweiz im Winterhalbjahr um rund einen Drittel höher sein als im Sommerhalbjahr. Damit hofft man das Winterloch zu füllen. Das klingt überzeugend, aber nur auf den ersten Blick. Denn es sind Durchschnittswerte. Gerade beim Wind sind die Schwankungen aus physikalischen Gründen (mit der Geschwindigkeit nimmt die Energie in der dritten Potenz zu oder eben ab) enorm. Während bei starkem Wind das Angebot die Nachfrage schnell übersteigt, können die Flauten auch im Winter Tage oder gar Wochen dauern.

### Nabenhöhe 95 Meter

Auf der anderen Seite wäre der Aufwand gigantisch, wenn man die vor allem im Winter tragende Kernenergie durch Wind ersetzen wollte. Die Rechnung ist simpel. Das Kernkraftwerk Leibstadt liefert jährlich netto rund 95 000 Megawattstunden (MWh) Energie. Ein Riesenwindrad (Nabenhöhe 95 Meter) vom Mont Crosin liefert jährlich 45 bis 50 MWh. Allein für den Ersatz von Leibstadt wären also gegen 2000 Windturbinen von dieser Grösse nötig. Wollte man dieses Ziel in zwanzig Jahren erreichen, müssten jedes Jahr hundert neue Türme in die Landschaft gestellt werden. Das heisst: Zweimal pro Woche würde irgendwo eine neue Anlage eingeweiht.

Selbst wenn die dafür nötigen Standorte gefunden und von den Anwohnern akzeptiert würden (wovon wir gefühlte Lichtjahre entfernt sind), wäre damit gerade mal ein einziges AKW ersetzt – und das auch nur, sofern nicht gerade Flaute herrscht. Wollte man den Strom speichern, müssten nach heutigem Stand der Technik die Stauseen in den Alpen massiv ausgebaut werden. Tatsache ist: Die BKW prozessieren seit über dreissig Jahren um eine Erhöhung des Pumpspeichersees auf dem Grimsel um 23 Meter. Wegen eines Arvenwäldchens und des Vorfeldes des Oberaargletschers.

Mit einem Anteil von 0,2 Prozent der Stromproduktion ist die Windenergie in der Schweiz heute irrelevant. Die Energiewender möchten daraus 7 bis 10 Prozent machen, um auf der internationalen Bühne etwas besser dazustehen. Und dafür sind sie bereit, die Natur zu opfern, in deren Namen die Monsterräder gebaut werden. Es sei denn, das Volk macht ihnen einen Strich durch die Rechnung.

# Faszination der fünf Ringe

Endlich beginnen die Olympischen Spiele in Peking. Ich bin überzeugt, dass der Funke der Begeisterung überspringen wird.

Jürg Stahl

**I**n Peking beginnen an diesem Wochenende meine dritten Olympischen Spiele als Präsident von Swiss Olympic und insgesamt die elften für mich persönlich. Ich erlebe die Chinesen als zuverlässige Organisatoren, die alles machen, um den Anlass unter schweren Bedingungen reibungslos über die Bühne zu bringen. Aber sie machen es auf ihre eigene Art.

Im Sport ist man es gewohnt, sich an Regeln zu halten – aber jetzt, mit Covid, sind es komplett neue Regeln, fast wie eine neue Sportart! Das Jammern über Tatsachen bringt uns dabei aber nicht weiter. Gefragt sind jene, die sich am besten mit der neuen Situation arrangieren können und dabei den Fokus nicht verlieren.

Längerfristig geht es darum, wieder zur Normalität zurückzufinden. Ich würde mir wünschen, dass dies schon 2024 in Paris der Fall ist – oder spätestens 2026 in Mailand und 2028 in Los Angeles.

Ich flog am Mittwoch nach Peking. Der Direktor von Swiss Olympic, Roger Schnegg, reiste letzte Woche und der Missionchef Ralph Stöckli am 22. Januar. Wir haben die Führungscrew bewusst gestaffelt geschickt, damit wir auf allfällige Ausfälle innerhalb des (Führungs-)Teams reagieren könnten. Untergebracht bin ich im «Olympic Family Hotel» – später disloziere ich nach Yanqing, wo die Wettkämpfe der Alpinen sowie gut erreichbar diejenigen im Bob, Skeleton und Schlitteln ausgetragen werden.

### Erinnerungen an Sapporo 1972

Mit meiner Akkreditierung habe ich Zutritt zu den Athletendörfern. Ich werde aber keinen Gebrauch von diesem Recht machen. Denn es geht nun vor allem darum, das Risiko von Ansteckungen bei den Sportlerinnen und Sportlern zu minimieren. Und vor diesem Hintergrund hat der Präsident von Swiss Olympic bei den Athleten nichts zu suchen – solange alles nor-

mal läuft zumindest. Grundsätzlich kann man sagen: Wenn der Präsident bis zur Rückkehr in die Schweiz nicht in Erscheinung tritt oder treten muss, ist dies ein gutes Zeichen. Denn oft ist er vor allem als Krisenmanager bei unvorhergesehenen Ereignissen gefordert.

Im Vorlauf zu Peking waren in den Medien immer wieder die goldenen Tage von Sapporo 1972 ein Thema – unter anderem mit der legendären Rivalität zwischen Roland Collombin und Bernhard Russi. Dieses Duell spiegelt für mich

die Faszination der olympischen Ringe wie kaum etwas anderes. Wir müssen alles daran setzen, dass auch die heutige Jugend dieses Gefühl erlebt. Denn letztlich sind Olympische Spiele eine Lebensschule auch für alle anderen Bereiche der Gesellschaft: Höchstleistung, Respekt, Freundschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl.

Die Olympischen Spiele lassen sich nicht nur auf die rund 170 Sportlerinnen und Sportler reduzieren, die unser Land in den kommenden zwei Wochen in China vertreten. Am An-

fang waren es Hunderte von Athleten, die auf eine Teilnahme gehofft hatten. Den Traum von Olympia träumen Tausende. Und auch sie stehen für Olympia – und für die grosse Leidenschaft, die hinter diesem grandiosen Anlass steckt.

Ich bin der festen Überzeugung, dass mit dem Entfachen der olympischen Flamme und den ersten erfolgreichen Einsätzen der Schweizer Delegation auch die Menschen in der Heimat die olympische Begeisterung spüren werden. Unsere Athletinnen und Athleten sind hervorragend vorbereitet und bereit, für grosse Emotionen und Leistungen zu sorgen – und den Schweizern Freude zu bereiten. Das tut immer gut – und in Zeiten von Covid ganz besonders.



*Duelle für die Ewigkeit:*  
Delegationsleiter Stahl.

Jürg Stahl ist seit 2017 Präsident von Swiss Olympic. Von 1999 bis 2019 sass er für die SVP im Nationalrat, den er 2017 präsidierte.

# Tröpfchen auf den heissen Stein

Die Kosten der Sozialhilfe sind in zehn Jahren um 900 Millionen auf 2,8 Milliarden Franken gestiegen. Das Parlament wollte durchgreifen. Mehr als Kosmetik kam nicht zustande.

Hubert Mooser

Justizministerin Karin Keller-Sutter will mit einem Massnahmenpaket Anreize setzen: Zuwanderer aus Drittstaaten sollen arbeiten gehen. Das hat sie vor einer Woche per Communiqué mitgeteilt. Warum sie diese Vorlage nicht gemeinsam mit ihrer neuen Staatssekretärin für Migration, Christine Schraner Burgener, persönlich vorstellte, darüber kann man allerdings bloss rätseln.

Liegt es vielleicht daran, dass die Vorlage ziemlich diffus daherkommt? Schon im Vorspann der Erklärung aus dem Departement von KKS, wie die Justizministerin kurz genannt wird, werden die Erwartungen gedämpft: Die Sozialhilfekosten der Kantone sollen «wenn möglich etwas gebremst werden», ist da zu lesen. «Wenn möglich» – das tönt nicht nach dem ultimativen Schlag. Ein Sprecher des Staatssekretariats für Migration (SEM) warnt: Man wolle keine falschen Hoffnungen wecken.

## Plötzlich Sozialfälle

Geht es bloss darum, den Anschein zu erwecken, man tue etwas gegen die ausufernden Sozialhilfekosten? Denn sie sind ein Dauerbrenner in der Schweizer Politik. Besonders SVP-Vertreter wie Barbara Steinemann (ZH), Martina Bircher (AG) oder Erich Hess (BE) machen hier seit Jahren Druck.

Zwischen 2010 und 2019 sind die Ausgaben für die Sozialhilfe in der Schweiz um 900 Millionen Franken auf 2,8 Milliarden Franken gestiegen. Zählt man Ergänzungsleistungen, Familienbeihilfen et cetera dazu, kommt man auf satte acht Milliarden Franken. Die bisher zaghaften Versuche des Bundes, die Schraube etwas anzuziehen, blieben mehr oder weniger wirkungslos – auch weil die Kantone in erster Linie für die Sozialhilfe verantwortlich sind.

Der Gesetzesentwurf, den Keller-Sutter nun vorlegt, ist nicht mehr als Kosmetik. Er geht auf einen Vorstoss von FDP-Ständerat Philipp Müller aus dem Jahr 2014 zurück. Die kleine Kammer wandelte diesen später in ein Postulat um, also in einen Prüfauftrag für den Bundesrat. Danach gingen Experten über die Bücher, schrieben zwei Berichte, eine Arbeitsgruppe

wurde eingesetzt, am Ende resultierte daraus die aktuelle Vorlage.

Nebst einzelnen Integrationsmassnahmen will Keller-Sutter vor allem, dass Angehörige aus Drittstaaten nach Erteilung einer Kurzaufenthalts- oder Aufenthaltsbewilligung in den ersten drei Jahren einen tieferen Unterstützungssatz bei der Sozialhilfe erhalten. Das soll sie animieren, einen Job zu suchen. Denn

*Bisher wurden diese Drittstaaten-Angehörigen dem Bürger als unentbehrliche Fachkräfte verkauft.*

laut SEM ist das Sozialhilferisiko bei Ausländern aus Drittstaaten höher als bei Schweizern und Bürgern aus EU/Efta-Ländern.

Betroffen sind davon 60 000 Personen, die nicht in die Kategorie Flüchtlinge, Asylsuchende oder vorläufig Aufgenommene fallen. Nicht betroffen davon sind natürlich auch EU/Efta-Bürger.

Überraschend ist: Bisher wurden diese Drittstaaten-Angehörigen den Eidgenossen vom Bundesrat immer als unentbehrliche Fachkräfte verkauft. Nun sind es plötzlich auch Sozialfälle.



„Hoffentlich ist die Bankenkrise bald vorbei...“

Tatsächlich waren in der Vergangenheit Personen, die zu Erwerbs- oder Ausbildungszwecken in die Schweiz zogen, laut Untersuchungen der Verwaltung praktisch nie auf Sozialhilfe angewiesen. Aus den Erläuterungen des SEM muss man jedoch schliessen, dass einige dieser Fachkräfte ihre Familien nachziehen – und dann beim Staat die hohle Hand machen.

## Sommaruga wollte nichts machen

Das Sozialhilferisiko ist laut SEM höher, wenn Personen aus Drittstaaten zu einem Schweizer Partner oder einer Schweizer Partnerin ziehen, als wenn es sich um Ausländer handelt. Schaut man noch etwas genauer hin, haben viele dieser Fälle einen früheren Asylhintergrund. Etliche sind ursprünglich auf dem Asylweg in die Schweiz gekommen, wurden als Kinder von Eltern mit Asylvergangenheit in der Schweiz geboren oder sind per Familiennachzug zu Personen gezogen, deren Aufenthalt ursprünglich im Asylrecht gründete. Ein Grossteil stammt aus Afrika sowie aus Süd- und Mittelamerika.

Vor zwei Jahren hat der Bundesrat bereits ein erstes Paket an Massnahmen beschlossen. Seit dem 1. Januar 2021 ist bei der Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung für Angehörige aus Drittstaaten, die erhebliche Sozialhilfekosten verursachen, die Zustimmung der Migrationsbehörde SEM erforderlich.

Aber all diese Korrekturen sind ein Tropfen auf den heissen Stein und entsprechen nicht mehr dem, was das Parlament 2017 vor Augen hatte. Keller-Sutters Vorgängerin im Amt, SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, wollte damals gar nicht erst aktiv werden. Während der Debatte in der kleinen Kammer gab sie zu verstehen, dass die Kantone handeln müssten: «Wir haben heute im Bereich der Sozialhilfe die Möglichkeit, der Zuwanderung ins Sozialsystem gewisse Schranken zu setzen.» Und weiter: «Im Drittstaatenbereich, denke ich, sind diese Möglichkeiten weitgehend entwickelt, aber sie müssen umgesetzt werden.»

Offenbar sind sie aber doch nicht so gut entwickelt – sonst würden die Kosten nicht ständig steigen.



# Die Superlative sind bereit

Ich spare mir das allerdickste Lob für Rafael Nadal noch bis am 5. Juni, wenn er seinen vierzehnten Sieg in Paris wird feiern können – gegen Novak Djokovic.

Mario Widmer

**Z**u ihm würden die dicksten Superlative passen, zu Rafa Nadal. Vor allem nach diesem epischen Sieg über den göttlichen russischen Lausbuben Daniil Sergejewitsch Medwedew beim Australian Open. Was allgemein als der 21. Grand-Slam-Sieg des charismatischen Spaniers gewertet wurde, dieser eine Triumph mehr als seine Co-Grössten Roger Federer und Nole Djokovic.

Ich spare mir die allerdicksten Superlative für Nadal noch bis am 5. Juni, dem Moment nach dem Final des French Open, wenn Rafa, so hoffe ich, seinen vierzehnten Sieg in Paris wird feiern können. Gegen Djokovic, der von absolut schamlosen und unsportlichen Politikern in Australien daran gehindert worden ist, seinen Titel in Melbourne zu verteidigen.

Australien ist ein fantastisches Land. Riesig. Heiss. Frei. Australien ist auch das Land mit den meisten giftigen Kreaturen der Welt. Fische. Skorpione. Insekten. Spinnen. Frösche. Schlangen. Nicht zu vergessen allfällige Bisse von Kängurus und den zahllosen Krokodilen, zu denen sich nun noch ein paar Minister oder andere gewählte Potentaten gesellten, als sie dem neunfachen Sieger des Aussie-Opens, Djokovic, aus mir unverständlichen Gründen die Titelverteidigung untersagten. Und damit dem Sport ein ziemlich widerliches Geschmäckle verpassten, den eigenen Grand Slam entwerteten.

## Helden sind auch Feiglinge

Zurück zu Rafa, dem Menschen, dem ich am liebsten beim Tennis zuschaue auf dieser Welt, abgesehen von unserer Martina. Er hat sich im Vorfeld von Melbourne auch nicht gerade wie der so männliche und so muskelbepackte Sportheld mit den vielen kleinen Zupfticks verhalten, dem man nicht einmal die ständig im Hintern eingeklemmte Unterhose übelnehmen kann. Seine Sponsoren waren ihm wichtiger als die Würde des fairen Sports, als er sich, wie praktisch alle anderen Tennismillionäre auch, nicht für den auf dem Altar der Politik

geopferten Kollegen und Konkurrenten Djokovic einsetzte.

Doch auf eine gewisse Weise passt diese erlauchte Zurückhaltung noch ein bisschen zu diesem Rafael Nadal Parera, der eigentlich alles andere als ein laut sprechender spanischer Macho ist. Rafa ist ein sehr gut erzogener mallorquinischer Junge mit einem enormen und tiefen Familiensinn, stets höflich, einst fast scheu, was sich natürlich inzwischen einiger-



*Alles andere als ein Macho: Nadal in Melbourne.*

massen gelegt haben dürfte. Woher bei ihm dieser unfassbare, unstillbare Siegeswille und der Ehrgeiz kommen, die ihn mit seinem ziemlich veralteten Tennis zu einem derart grossartigen Champion machen, ist mir absolut schleierhaft.

Möglicherweise liegt der Schlüssel dazu in dieser merkwürdigen Wahrheit, dass wirkliche und wahre Helden im Prinzip die grössten Feiglinge sind, die ununterbrochen den inneren Schweinehund bekämpfen und besiegen. Vielleicht ist der Grund seines Willens auch seine Intelligenz, die ihm sagt, dass seine so iberische Sandhasentechnik und seine Taktik nur vom Erfolg gekrönt werden können, wenn

er das grössere Kämpferherz als der Gegner hat. Neben seinem unglaublichen Laufvermögen ist es der enorme Spin, den Rafael Nadal seinen Bällen mit auf den Weg gibt, der ihn zu einem so unangenehmen Gegner macht. Dieser Spin ist selbstverständlich mit ein Grund für seine Kraft aus einer Muskulatur, die im Tennissport im Prinzip fast unerwünscht ist. Muskulatur bedeutet zusätzliches Gewicht, das ununterbrochen beschleunigt und abgebremst werden muss, was enorm an der Ausdauer nagt. Und zudem Bänder und Gelenke zusätzlich belastet, Verletzungen bringt.

## Mit gebrochenem Knöchel

Der Vorteil des enormen Spins: Dieser sorgt für mehr Sicherheit in der Länge der Schläge, die Bälle springen ungewöhnlich hoch auf, was von den Gegnern zusätzliche Konzentration und Kondition fordert, sie mehr ermüdet.

In seiner achtzehnjährigen Tennis-karriere mit Olympiasiegen im Einzel und Doppel, fünf Davis-Cups und eben 20,5 Grand Slams hat Rafa denn auch ziemlich jeden bedeutenden Muskel und praktisch alle beim Schlagen und Laufen beteiligten Bänder verletzt, Haarrisse in verschiedenen Knochen überlebt; er spielte längere Zeit mit einem gebrochenen Knöchel. Jeder, der etwas von Sport und Bewegung versteht, hat ihn vor einer kurzen Karriere gewarnt.

Statt aber Opfer seines besonderen Spiels zu werden, erholt sich Nadal von jeder Operation und entlockt seinem muskelbepackten Körper immer wieder Höchstleistungen.

Ich hoffe sehr, es reiche ihm noch einmal bis im Mai, Juni. Er und Nole Djokovic treffen sich im Final des French Open im Bois de Boulogne, und Rafa, mein Held aus der spanischen Mythologie, holt sich den 21. Grand Slam. Die Superlative sind bereit.

Mario Widmer war Sportjournalist, Autor, Manager, unter anderem von Martina Hingis.

# Gerät die Inflation ausser Kontrolle?

Die heutigen Preissteigerungen erinnern viele an die Krise der siebziger Jahre.

Diese Analyse ist oberflächlich. Brisanter ist ein Vergleich mit der Hyperinflation in Deutschland.

Beat Gygi



*Wann das System kippt, kann niemand sagen.*

**W**er ist schon angesteckt, wer noch nicht? In Energie- und Rohstoffpreisen, auch in Preislisten für Handwerker, Autobranche und Bauwirtschaft ist das Fieber bereits erkennbar: starke Preisausschläge nach oben, Zeichen der Inflation. Und jetzt stellen sich auch Familien, Konsumenten, Sparer besorgt die Frage, inwieweit sie im Alltagskonsum und beim Sparen Opfer der Geldentwertung werden könnten. In der Schweiz sieht der Konsumentenpreisindex mit einem Plus von 1,5 Prozent zwar noch weniger gefährlich aus als in Deutschland (5,4 Prozent) oder den USA (7 Prozent), aber die Alarmlämpchen leuchten auch hier.

Ist der Preisauftrieb lediglich temporär, weil Corona durch die Störung von Lieferketten das Angebot verknappt und Nachfragehektik bewirkt hat? Normalisiert sich das Ganze bald wieder, wie das etwa Notenbanker beteuern? Oder besteht wirklich die Gefahr, dass die Inflation ausser Kontrolle gerät?

«Es gibt für beide Szenarien gute Argumente», sagt Christoph Schaltegger, Direktor des neugeschaffenen Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP) an der Universität Luzern. Der Kaufkraftverlust durch Geldentwertung sei durchaus

im Gang, die Inflation sei angestossen, aber die Gretchenfrage sei offen: Gibt es Verstärkungseffekte, sogenannte Zweitrundeneffekte, etwa in Form von Lohn-Preis-Spiralen oder Preis-Preis-Spiralen, die den Auftrieb beschleunigen?

Ein Blick in die Wirtschaftsgeschichte könne bei der Beurteilung hilfreich sein. Die Inflation sei schon so hoch, dass man weit zurückgehen müsse, bis man vergleichbare Werte finde. «Die heutige Situation wird oft mit den 1970er Jahren verglichen», sagt Schaltegger – mit dem Jahrzehnt, in dem die Inflation aufflammte. «Damals, nach dem Ende der Goldbindung des Dollars und dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems fixer Wechselkurse 1973, fiel plötzlich die Bremse an der Kreditmaschine der Währungshüter weg.» Er zitiert das einprägsame Bild des Ökonomen Joseph Schumpeter: Wenn es keine Bremse gebe an der Kreditmaschine, könne diese ungehemmt immer stärker aufdrehen.

Die Bindung des Dollars an Gold diente früher als Bremse und Stabilisator der Kredit- und Geldmengenentwicklung. «Nach dem Wegfall dieser Bremse zerfiel die Disziplin, da griffen die Regierungen bald zu allerlei Stimulations- und Beschäftigungsprogrammen, und die Zentral-

banken betrieben eine willkürliche Geldpolitik im Stil von Stop-and-go», erklärt Schaltegger. Der Glaube habe überhandgenommen, man könne jede wirtschaftliche Delle durch geldpolitische Feinsteuerung glätten. Hinzu kam 1973 ein dramatischer Ölpreisschock.

Die willkürliche Stop-and-go-Politik habe schliesslich das Vertrauen von Wirtschaft und Bevölkerung in die Politik und das Geld untergraben. «Man hat Regierungen und Notenbanken immer weniger geglaubt, dass sie die Steuerung der Wirtschaft im Griff hätten.» Schliesslich seien die grossen Volkswirtschaften Ende der 1970er in eine Stagflation geraten – die üble Mischung aus stagnierender Wirtschaft und hohen Inflationsraten, damals bis 9 Prozent.

## Noch gefährlicher als 1970

Und die Lehren daraus? Schaltegger: «Das Vertrauen in den US-Dollar hat durch diese Politik auf breiter Front gelitten, die Inflationserwartungen der Leute waren nicht mehr fest verankert – alle erwarteten ständig steigende Preise, das setzte am Arbeitsmarkt verhängnisvolle Lohn-Preis-Spiralen in Gang.» Die Inflation lief immer schneller. «Um aus dieser Spirale herauszukommen, brauchte es eine überzeugende, vertrauensbildende Massnahme, um zu signalisieren, dass die Notenbank es ernst meine mit der Preisstabilität, und das war der Antritt von Notenbankchef Paul Volcker.»

Es war ein Donnerschlag damals, 1979. Der streng aussehende Volcker startete eine strikte Desinflationstrategie, nahm Geld aus der Wirtschaft zurück, erhöhte die Leitzinsen bis auf unglaubliche 20 Prozent – und 1982 war die Inflation quasi erstickt. Es sei gelungen, die Geldpolitik wieder glaubwürdig zu machen, so Schaltegger. «Volckers Verdienst bestand darin, das Vertrauen in die Institutionen – in den Staat und damit auch in das Geld – wiederherzustellen.» Allerdings mit enormen Nebenwirkungen: Die USA stürzten in eine Rezession, und Lateinamerika geriet in eine Verschuldungskrise. Jimmy Carter verpasste seine Wiederwahl, Ronald Reagan kam.

Sind wir denn heute an einem ähnlichen Punkt wie in den 1970ern? Bricht die Inflation auf brei-

ter Front aus? Braucht es bald einen Volcker? Man spricht ja bereits von Lohn-Preis-Spiralen, und Stop-and-go ist das, was für die heutige Umverteilungspolitik von Regierungen und Zentralbanken mit all den Corona-Hilfspaketen und Klimaregulierungen typisch ist. Nach Schalteggers Einschätzung ist es für ein Urteil zu früh.

Wenn gewisse Preise jetzt emporschnellten, andere weniger, dann könne das auch eine Anpassung der Preisstruktur sein, ein neues Wirtschaftsmuster. Er fügt an: «Es gibt gute Gründe, anzunehmen, dass sich viele Lieferengpässe wieder auflösen und die Preisbewegungen sich einigermassen beruhigen werden.» Die Nachfrage werde vorläufig noch durch den Nachhol-effekt nach den Corona-Massnahmen geprägt, nach und nach werde sich vieles einrenken.

Also Entwarnung? Nein, die Frage nach der Vertrauenswürdigkeit von Politik und Notenbanken bleibt aus Schalteggers Sicht zentral – und heute sei man eigentlich sogar in einer gefährlicheren Lage als 1970. «Die Staatsverschuldung der USA lag Anfang der 1980er Jahre

### Die Staatsverschuldung sei heute insgesamt so hoch wie noch nie in der Geschichte.

bei 25 Prozent der Wirtschaftsleistung. Das ist geradezu vernachlässigbar im Vergleich zum heutigen, stark anschwellenden Stand von rund 130 Prozent.» Und in vielen europäischen Ländern sehe die Situation nicht besser aus, der Durchschnitt in der Euro-Zone nähere sich der Marke von 100 Prozent.

Was er dann sagt, macht Hühnerhaut: «Wenn schon ein Blick in die Geschichte, dann gibt es als dramatischen Referenzpunkt, der als lehrreiche Fallstudie dienen kann, die deutsche Hyperinflation von 1923.» Damals habe nach dem Krieg in vielen Ländern ein grosser Nachholbedarf bestanden, die Nachfrage habe enorm angezogen, aber viele Güter hätten gefehlt – und dies bei einem grossen Geldüberhang.

«Das war ein explosiver Cocktail», meint er, ganz ähnlich wie die Mischung, die man heute vor sich habe. Mit dem massiven Geldüberhang nach einer gewaltigen Ausdehnung der Geldmenge sei quasi das Benzin bereitgestellt worden, und ein aufblitzender Nachfrageschub könne den Kanister sofort entzünden. «Die Ausdehnung der Geldmenge, gerade auch durch die massive Ausweitung der Verschuldung, hat die Grundlage dafür gelegt, dass Inflation überhaupt entstehen kann», erklärt Schaltegger. Der ausstehende Schuldenstand des deutschen Staates habe 1918 gut 130 Prozent der Wirtschaftsleistung betragen, ein Teil davon sei ungedeckt gewesen und durch die Reichsbank monetisiert worden. Die Reichsbank sei gegenüber der Reichsregierung nicht unabhängig gewesen – und die durch die Golddeckung der Banknoten

#### PROGNOSEN ALLER ART



„Die Guten sind natürlich etwas teurer..!“

eingebaute Bremse an der Kreditmaschine sei im August 1914 aufgegeben worden. «Die Mark war damit ohne Stabilitätsanker.»

Wie ist es heute? Die Europäische Zentralbank (EZB) wird insofern durch Politik beherrscht, als die Südländer eine Mehrheit im EZB-Rat haben und die Annahme verbreitet ist, dass die Notenbank aus Rücksicht auf hochverschuldete Länder wie Italien die Zinsen nie deutlich erhöhen werde, auch wenn dies für die Inflationsbekämpfung notwendig sein könnte. «Genau da kommt die Frage nach dem Vertrauen in die Geldpolitik ins Zentrum», sagt Schaltegger. Wenn das Publikum zu glauben beginne, die Zentralbank stehe auch im Dienst der Staatsfinanzierung, dann seien die Bedingungen nicht mehr gut, um den Inflationserwartungen einen festen Anker zu geben.

Wenn Bürger, Sparer und Investoren daran zu zweifeln begännen, dass die Zentralbanken wirklich der Preisstabilität verpflichtet seien, wenn sich die Indizien verstärkten, dass die Notenbanken zur Finanzierung der Staatskassen

herangezogen würden, dann schwinde das Vertrauen in die Währung.

#### Wenn das Vertrauen schwindet

«Ich möchte damit nicht sagen, dass wir heute in Verhältnissen sind wie in den 1920er Jahren», fügt Schaltegger an. Die heutige Welt habe nicht einen Krieg hinter sich, und die Zentralbanken genössen heute höhere Unabhängigkeit als damals. «Aber der Vergleich zeigt, dass wir den fiskalischen Kanal, der für die Inflation ebenfalls von Bedeutung sein kann, nicht vergessen dürfen.» Den fiskalischen Kanal – die Inflationswirkung, die dadurch entsteht, dass der Staat quasi Geld direkt aus der Notenbank saugt, um sich zu finanzieren, und die Notenbanker so in seinen Dienst nimmt. Die Währungshüter geraten unter fiskalische Dominanz.

Je mehr die Staatsverschuldung zunehme, desto wichtiger werde es, diese Beziehung genau im Auge zu behalten. In vielen Ländern machten die Schulden über 100 Prozent des Bruttoinlandproduktes aus, insgesamt sei die Staatsverschuldung heute so hoch wie noch nie in der Geschichte. «Und die Schuldenstände sind nicht nur auf Rekordniveau, sondern steigen schnell weiter.» Je brisanter das Schuldenproblem, desto grösser sei die Gefahr, dass über diesen fiskalischen Kanal die Inflation angeheizt werde. Und wenn dann noch Schuldenbremsen gelockert oder umgangen würden, werde das Vertrauen in eine Währung erst recht untergraben.

Was sind die Lehren? Schaltegger: «Eine Inflation kann sich unter bestimmten Bedingungen – Nachfrage- und Geldüberhang – jederzeit einstellen. Ausser Kontrolle gerät sie, wenn das Vertrauen in das Geld und die staatlichen Institutionen schwindet.» Wann das geschehe, wann also das System kippe, könne niemand sagen.

«Selbstbestimmt leben heisst mitgestalten.»

Patrick Barblan  
Leiter Sammelstiftungs-  
geschäft Schweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

## Gerhard Schröder verteidigt Putin

Wenn bei einem Interview Fragesteller und Befragter seit Jahren enge Duzfreunde sind, ist das Potenzial für harte Fragen begrenzt. Einerseits. Andererseits kann die persönliche Nähe der beiden Teilnehmer auch zu überraschenden Aussagen führen.

Derart ambivalent sind die Interviews, die der deutsche Altkanzler Gerhard Schröder regelmässig seinem damaligen Regierungssprecher Béla Anda gibt.



Entwarnung: Altkanzler Schröder.

Diesmal ging es um Russland, Erdgas und die Ukraine, und Schröder gab zunächst einmal Entwarnung: Moskau habe kein Interesse an einer Intervention, und auch im Westen sehe er Gesprächsbereitschaft.

Vor allem der Vorstoss von Frankreichs Staatschef Emmanuel Macron für eine neue europäische Sicherheitsarchitektur unter Einschluss Russlands verdiene Unterstützung. Nur so könnten die Sicherheitsinteressen aller Seiten angemessen berücksichtigt werden.

Neu ist die Idee freilich nicht. Als «gemeinsames Haus Europa» wurde sie von Michail Gorbatschow vor dreissig Jahren ins Gespräch gebracht. Auch Helmut Kohl und Schröder schlossen sich an. Warum wurde nichts daraus, will Anda wissen.

Schröder weiss es auch nicht, jedenfalls redet er um eine Antwort herum. Er gibt Donald Trump die Schuld, aber der konnte nichts für die Versäumnisse seiner drei Vorgänger.

Für unsinnig hält der Altkanzler und Gas-Lobbyist die Vermutung, Moskau könne Europa den Gashahn abdrehen. Und für widersinnig die Forderung, die Pipeline Nord Stream 2 nicht ans Netz gehen zu lassen: Schon aus Kostengründen müsse man Gas beziehen, woher man es bekomme. Denn: «Gas kann man nicht backen.»

Wolfgang Koydl

# Journalismus, der hinschaut

Die Berichterstattung der meisten Lokalmedien beschädige die Demokratie, stand in der *Weltwoche*. Falsch, ganz falsch.

Simon Jacoby

Bestimmt haben Sie in der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift gelesen, Lokalmedien seien «unbeweglich» und «unkritisch», es handle sich um «Journalismus, der schadet». Ich bin Verleger und Chefredaktor des kritisierten Stadtmagazins *Tsüri.ch*, und mein Herz blutet, wenn unser Journalismus als «schädlich» und irrelevant abgekanzelt wird.

Gerne nehme ich das Angebot einer Replik an. Lassen Sie mich an vier Beispielen zeigen, mit welcher Herangehensweise wir bei *Tsüri.ch* demokratierelevanten Journalismus machen.

Am 13. Februar wird nicht nur über das Mediengesetz abgestimmt, in Zürich wählen wir auch Regierung und Parlament. Unsere Zielgruppe, die jungen Menschen in der Stadt, bleiben der Urne überdurchschnittlich häufig fern. Dies wollen wir ändern und haben durch Crowdfunding eine 50-Prozent-Stelle finanzieren können, die nun die drängenden Themen (Wohnen, Verkehr, Bildung, Umwelt) seziert und nebenbei den Bürgerinnen und Bürgern das Wählen, Panschieben und Kumulieren näherbringt. Denn nur sachlich gutinformierte Menschen können kluge Entscheidungen treffen. Ein wichtiger Punkt in der Demokratie.

### Wo sich Macht konzentriert

In der ersten Corona-Welle, als Hunderttausende Arbeitnehmende auf Kurzarbeit waren, schütteten einige grosse Konzerne weiterhin Dividenden aus. Empörung! Die politische Debatte kochte hoch, nur knapp scheiterte ein Dividendenverbot für Firmen, die Unterstützung bezogen, im Parlament. Wir wollten wissen, welche Zürcher Firmen ihre Angestellten via Kurzarbeit entschädigten und gleichzeitig Gewinne an die Aktionäre auszahlten. Dieses Rechercheprojekt verfolgten unsere Journalistinnen und Journalisten hartnäckig und konnten dadurch die Doppelmoral diverser Zürcher Unternehmen aufdecken.

Wo sich Macht konzentriert, ist ihr Missbrauch möglich. So geschehen an der ETH Zürich, an der ein Architekturprofessor mehrfach die Grenzen seiner Studierenden verletzte. Nur dank unserer wochenlangen Recherche und

dem dazugehörigen Artikel als Ergebnis wurden diese Machenschaften publik. Ein klassisches Beispiel einer Recherche im Lokaljournalismus, die den Mächtigen auf die Finger schaut und auch tatsächlich etwas auslösen kann: Der Professor hat die ETH verlassen, mehrere Untersuchungen wurden angeordnet.

### Wem gehört das Seefeld?

Die Themen Wohnen, Bodenbesitz und Öffentlichkeit des Grundbuchs beschäftigen unsere Redaktion seit Jahren: Wir haben die Eigentümerinnen und Eigentümer der Langstrasse recherchiert und zusammen mit dem Recherchenetzwerk Reflekt bis vor Bezirksgericht um die Daten des Swiss-Life-Immobilienportfolios gekämpft. Gegenwärtig recherchieren wir gemeinsam mit dem Crowd-Newsroom Schweiz, dem Quartierverein Riesbach und den

### Wer recherchiert die Verfehlungen des Dorfkönigs? Wer berichtet über die Gewerbesmesse?

Bewohnerinnen und Bewohnern die Eigentümer im Zürcher Seefeld. Wer verdient am Boden, auf dem wir leben? Gemeinsam mit den Direktbetroffenen tragen wir im Rahmen einer Crowd-Recherche die Daten zusammen – was die Analyse der Eigentumsverhältnisse ermöglicht. So bieten wir mit unserer Arbeit die Gelegenheit, faktenbasierte Lösungsansätze im Kampf gegen die Wohnungsnot zu finden.

Lokaljournalismus ist nicht immer prickelnd. Logischerweise schaffen es nicht alle Artikel auf die Vorschlagsliste für den Pulitzerpreis. Aber stellen Sie sich vor, es gäbe bei Ihnen in der Gemeinde keine Zeitung mehr. Wer recherchiert dann die Verfehlungen des Dorfkönigs? Wer berichtet dann über die Gewerbesmesse? Und wer analysiert die Gemeindeversammlung? Die *Weltwoche*? Der *Blick*? Oder *20 Minuten*? Sterben die Lokalmedien weg, leidet unsere Demokratie. Darum Ja zum Medienpaket, das vor allem den Kleinen zugutekommt und so die Medienvielfalt und die Demokratie stärkt.

# Rhetorik und Realität

Ricarda Lang, 28, ist die neue Vorsitzende der deutschen Grünen.

Die fast geräuschlose Installierung könnte den Anfang vom Ende des Grünen-Hypes markieren.

Reinhard Mohr

Berlin

Das Äussere spiele keine Rolle, heisst es oft. Es gehe um innere Werte, Charakter, Intelligenz und Humor. Nicht nur sämtliche Partnerbörsen, Headhunter und Heidi Klum wissen es besser, sondern auch die deutschen Grünen. Ohne ihr erfrischend wirkendes, und ja, gutaussehendes, charismatisches Glamourpaar Annalena Baerbock und Robert Habeck hätten sie nicht jenen wunderwuzzihaften Aufschwung genommen, der sie zwar nicht ins Kanzleramt, aber doch in Führungspositionen der Bundesregierung gebracht hat.

## Keine Berufslehre, keine Praktika

Es ist ganz einfach: Die äussere Erscheinung, Gesicht und Figur, Bewegung, Mimik und Gestik sind schlicht das, was zuerst auffällt und Wirkung entfaltet. Das weiss auch die frischgewählte Parteivorsitzende der deutschen Grünen. «Mein Name ist Ricarda Lang, ich bin 28 Jahre alt, und ich sehe aus, wie ich aussehe», sagte sie zum Abschluss ihrer zehnmütigen, freigehaltenen Bewerbungsrede aus dem Home-Office. «Ich bin verdammt stolz, dass nichts von alledem darüber entscheidet, was mir politisch zugetraut wird.»

Die Anspielung auf ihr unübersehbares Übergewicht und die Shitstorm-basierten Beleidigungen im Internet, darunter auch Handyfotos, die eine grosse McDonald's-Tüte auf ihrem Tisch im ICE zeigen – das sogenannte *body shaming* –, war knapp, aber deutlich.

Will man wahre Gendergerechtigkeit walten lassen, muss man fairerweise an die ehemaligen Kanzleramtsminister Peter Altmaier und Helge Braun erinnern, letzterer von Beruf Arzt. Auch sie hatten ein ins Adipöse tendierendes Übergewicht, ohne dass es zum öffentlichen Thema gemacht worden wäre. Freilich gilt hier wie da: Wer vom Stimmvolk immer wieder Klimadisziplin, Fleischverzicht und sozialen Zusammenhalt verlangt, sollte sich selbst ein bisschen zusammenreissen können. Von «Gürtel enger schnallen» wie einst ist sowieso keine Rede mehr.



«Waaahnsinn, wie klug diese Frau ist»: Lang.

Was die inneren Werte bei Ricarda Lang betrifft, weiss man noch nicht allzu viel. Noch vor wenigen Wochen war die 1994 geborene Tochter einer alleinerziehenden Sozialarbeiterin aus dem Raum Stuttgart nur politischen Insidern bekannt. Mit 18 trat sie der Grünen Jugend bei, absolvierte ihr Abitur und begann ein Studium der Rechtswissenschaften, das sie nach sieben Jahren ohne Abschluss abbrach. Unterdessen nahm ihre Karriere in der Partei Fahrt auf. Drei Jahre später, mit 21, war sie im Bundesvorstand der Grünen Jugend, 2017 dann deren Bundessprecherin.

Im November 2019 wurde sie stellvertretende Bundesvorsitzende der Grünen und «frauenpolitische Sprecherin». Seit dem vergangenen Oktober ist sie «die erste offen bisexuelle Abgeordnete» im Deutschen Bundestag mit den thematischen Schwerpunkten «Feminismus, Vielfalt und Strategien gegen rechts», wie die Website der Grünen vermerkt. Dazu kommt noch, was Wunder, «Body Positivity».

Parallelen zu anderen Parteifunktionären um die dreissig drängen sich auf: Wie Kevin Kühnert, 32, Generalsekretär der SPD, verfügt die neue Grünen-Chefin über keine abgeschlossene

Berufsausbildung. Weder Praktika noch Studienaufenthalte im Ausland oder berufliche Tätigkeiten sind im Lebenslauf vermerkt. Die Generation Joschka Fischer hatte immerhin eine Mischung aus revolutionärem Strassenkampf, Marx-Exegese und Taxifahrer-Job zu bieten. Wie Kühnert verfügt sie über rhetorische Fähigkeiten, die sich bei anderen erst nach Jahrzehnten einstellen.

## Windräder und Wirklichkeit

Das demonstrativ Nachdenkliche eines Robert Habeck geht ihr zwar ab, doch ein schnell artikuliertes «Eine bessere Welt wartet nur auf uns»-Ankündigungsdeutsch hat sie schon drauf. Wenn sie im Interview sagt, die «Realität» komme nun «in der Regierung» an, so meint sie nicht die Alltagserfahrungen der normalen Menschen, sondern die politische Agenda, die die Grünen gern mit der Wirklichkeit verwechseln. Französische Atomkraftwerke und die Ablehnung von Windrädern im Hochschwarzwald gehören jedenfalls nicht zur grünen Realität.

Wie alle Spitzenpolitiker beherrscht Ricarda Lang die Technik, auf konkrete Fragen nicht zu antworten, das aber mit vielen Worten. Omid Nouripour, 46, der in Teheran geborene Co-Vorsitzende, lobt zusätzlich die bürokratische Effizienz seiner Kollegin. Der *Zeit* erzählte er, dass Frau Lang eine 28 Punkte lange Besprechungsliste beim Mittagessen innerhalb von 39 Minuten abgearbeitet habe: «Waaahnsinn, wie klug, weitsichtig und sortiert diese Frau ist.»

Gleichwohl könnte die fast geräuschlose Installierung der neuen Doppelspitze den Anfang vom Ende des Grünen-Hypes markieren. Der Einfluss der Parteiführung wird schon nur durch das Gewicht der Ämter von Vizekanzler Habeck und Aussenministerin Baerbock begrenzt.

Wichtiger noch: Die Enttäuschung vieler Wähler ist nur eine Frage der Zeit. Neue Richtungskämpfe werden aufbrechen und Teile der bürgerlichen Grünen-Wähler abschrecken. Realität ist eben doch mehr als ein Wort – und Lebenserfahrung eine hilfreiche Sache. Dieses Problem immerhin löst sich mit der Zeit.

---

# Unentbehrliches Stück Heimat

Christoph Becker hat als Direktor des Zürcher Kunsthauses einen langen Atem bewiesen. Es gibt keinen Grund, auf ihn einzuprügeln.

Angelika Maass

**D**onnerstag, 11. Januar 2007, Jahrespressekonferenz im Kunsthaus Zürich, wie zu meist dominiert von der Vorfreude auf kommende Ausstellungen, darunter «Alberto Giacometti» und das mit viel Lob bedachte Highlight des Jahres: «Rodin». Christoph Becker und sein Team haben, so wird sich ab Februar zeigen, dem «Wahrheitsspäher und Jäger des Lebens» eine grosse Bühne bereitet. Die Schau sollte eines der erfolgreichsten Projekte der Ära Becker werden. Was der Direktor an dieser Pressekonferenz aber besonders betonte, und mit ihm der Präsident der Zürcher Kunstgesellschaft, Walter B. Kielholz, war die Dringlichkeit des «längst überfälligen Kunsthaus-Erweiterungsbaus», der, so dachte man damals, im Jahr 2012 stehen sollte.

## Ein langer Weg

Dass es trotz bestens vorbereiteter Planung ein bisschen länger dauern würde, war Becker bereits wenig später klar. In einem Gespräch, das ich mit ihm führen konnte, kurz bevor die Weisung für den Projektierungskredit an den Zürcher Stadtrat erging, rechnete er immerhin mit einer Eröffnung im Jahr 2014. Und an der nächsten Jahrespressekonferenz im Januar 2008 verlautete, man hoffe, das neue Kunsthaus 2015 eröffnen zu können.

Es dauerte bekanntlich noch weitere sechs Jahre, bis der Chipperfield-Bau im Oktober 2021 der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Es war ein langer Weg für alle Beteiligten. Ein langer Weg besonders für Christoph Becker, der 1999 als Nachfolger von Felix Baumann ans Kunsthaus Zürich berufen worden war. Am 1. September 2000 trat er sein Amt an, und von Anfang an stand fest, dass im Pflichtenheft des neuen Direktors das Projekt Kunsthaus-Erweiterung die entscheidende Rolle spielen



*Freude und Dankbarkeit:* Kurator Becker.

würde. Neununddreissig war Becker bei Amtsantritt; ihm traute man zu, dass er das nötige Durchhaltevermögen und den Pragmatismus besass, um den Langzeitmarathon zu bestehen.

Denn Becker, der in Stuttgart, Wien und München Kunstgeschichte und Germanistik studiert hatte und vielfältige Erfahrungen mitbrachte als Feuilletonredaktor und Lektor, in Lehre und Forschung oder als Mitarbeiter an der ebenso bunten wie nachhaltigen Documenta IX: Becker, nun Oberkonservator für die Kunst des 19. Jahrhunderts an der Staatsgalerie Stuttgart, brachte auch Erfahrungen als Baureferent für die Gesamtanierung der Alten Staatsgalerie

sowie die Erweiterung der Staatsgalerie mit.

Die konnte er bald brauchen. Das Kunsthaus wurde noch in Beckers erstem Jahr zur Baustelle – für vier Jahre! Zum ersten Mal in seiner Geschichte wurde das heterogene Ensemble aus Moser-, Pfister- und Müller-Bau von Grund auf saniert, und das bei vollem Museumsbetrieb. Becker ging in enger Zusammenarbeit mit der Stiftung Zürcher Kunsthaus die damit verbundenen Herausforderungen energisch an, und das Publikum blieb dem Kunsthaus trotz mancher Hürden treu und freundete sich rasch an mit dem entrümpelten Foyer, der wiedergewonnenen Eleganz, der neuen Farbgebung und der neuen Sammlungseinrichtung. So wurde das Haus, wie sich Becker heute erinnert, «gleichsam fit gemacht für den grossen Schritt» der Kunsthaus-Erweiterung.

## Lebendige Kunst

Die war und blieb Beckers Dauerthema – vom internationalen Symposium 2001 über die verschiedenen Projektierungsphasen samt Machbarkeitsstudie, Businessplan, Architekturwettbewerb, Kooperationsverhandlungen und Verträgen mit

Sammlern und Stiftungen bis zur erfolgreichen Abstimmung 2012, bei der das Volk ja sagte zum Konzept, zu den Bau- und Folgekosten, dem Einbezug der Sammlung Bührle. Und verlor erst recht während der beiden Realisierungsphasen nichts an Brisanz, Intensität und zukunftsweisender Dynamik.

Für das Publikum (und für mich selbst) zählt natürlich in erster Linie die Kunst und mit ihr die vielen grossen und kleineren Ausstellungen. Bewundernswert, dass Becker in seiner Direktorenzeit achtzehn Ausstellungen kuratierte, sechs davon in Zusammenarbeit mit seinem Kuratorenteam oder mit Gastkuratoren.

Seine 19. und letzte Ausstellung, bevor er Ende 2022 zurücktritt, verspricht ab September mit der umfassenden Retrospektive zu Niki de Saint Phalle «ein buntes, vielseitiges Sehvergnügen für alle Generationen». Bewundernswert, dass gleich fünf der von ihm kuratierten Projekte zu den erfolgreichsten der letzten 22 Jahre zählen. Neben dem erwähnten Rodin sind das William Turner, die Nahmad Collection, Georges Seurat und, als Spitzenreiter, «Monets Garten». Nicht auf der Bestenliste, aber mir, um nur ein Beispiel zu nennen, auch nach sechzehn Jahren in eindrücklicher Erinnerung: «Füssli – The Wild Swiss», mitreissend, kühn, sehr lebendig. Wie es denn überhaupt zu Beckers Qualitäten gehören mag, etwas auch für ein breites Publikum lebendig zu machen. Und dass bei ihm Kunst auch mal laut, bunt und explosiv sein darf – die John-Waters-Schau oder «Cantastorie» mit Volkskunst aus Süditalien bewiesen es aufs schönste.

#### «Höhe und Profil»

Becker fühlt und fühlt sich bei aller zukunftsgerichteten Aufgeschlossenheit, bei dem Entwickeln neuer Formate (gleich zu Beginn erfand er die «Bilderwahl!»), dem dialogischen Einbezug der Besucherinnen und Besucher,

*«Die Zürcher sollten froh sein, dass Becker ihnen ein Haus von diesem Niveau beschert hat.»*

der stetig zunehmenden Transparenz und Onlinepräsenz immer auch der Tradition des Hauses verpflichtet. Eines Hauses, dessen anfänglich bescheidene Sammlung dank der Zürcher Kunstgesellschaft und viel privatem Engagement «kontinuierlich an Höhe und Profil gewonnen hat», wie Becker im Vorwort zu «Die Meisterwerke» (2007), schreibt. Auch dieses längst fällige Buch aus der Hand des legendären Sammlungskurators Christian Klemm, der zusammen mit anderen auch den im selben Jahr erschienenen «Gesamtkatalog der Gemälde und Skulpturen» verantwortet, konnte in Beckers Direktorenzeit erscheinen.

«Höhe und Profil»: Wie bei seinen Vorgängern sollte, ja musste die Sammlung unter ihrem vierten Direktor weiter wachsen. Becker gelang da beeindruckend vieles, die Liste der Akquisitio-

nen (von A wie Alÿs bis W wie Wool), Donationen, Vermächtnisse und Dauerleihgaben sowie der Versprechen für die Zukunft ist lang. Im Jahr 2000 etwa waren es 223 Dürer-Meisterstiche, zwischen 2005 und 2012 ganz viel Giacometti, 2011 Beuys, 2018 Werke der Romantik, auf die Erweiterung hin ein grosser Gerhard Richter – unter vielen anderen.

Und die Dauerleihgaben. Die berührenden Werke holländischer Kabinettmalerei des 17. Jahrhunderts der Sammlung Knecht (2014); die Sammlung Hubert Looser mit amerikanischer Kunst der Sechziger bis Achtziger (2018); die Sammlung Gabriele und Werner Merzbacher mit Expressionismus und Fauvismus (2018). Sowie (bereits 2012 vereinbart) die vielen Werke der Stiftung Sammlung Emil Bührle. Becker hat sie, mit Ausnahme der Sammlung Knecht, alle in fulminanten Ausstellungen «ausprobiert», mit Gewinn für die Sammler und das Publikum.

Ich gebe zu, ich mag Christoph Becker, den ich nur von meiner Arbeit, den Medienorientierungen, Vernissagen und vereinzelt Gesprächen her kenne. Ich mag seine Arbeit und habe den grössten Respekt für seine Leistung am und für das Kunsthaus Zürich. Die Treue, die er ihm trotz interessanter Angebote, andere Institutionen zu leiten, gehalten hat, denn: «Die Realisation unseres gemeinsamen Projekts der Kunsthaus-Erweiterung war mir einfach wichtiger.» Ich kenne eine Reihe anderer Kunsthaus-Menschen, darunter Kuratorinnen, von denen ich weiss, wie sehr sie es schätzen, dass der Direktor ihnen etwas zutraut und ihnen die entsprechende Freiheit lässt, und ich mag sie alle. Ich mag auch Beckers Art, seine gespannte Aufmerksamkeit, seine schwäbische Weltmännlichkeit, seinen ironischen Humor. Ich mag, dass er sich, dies meine Erfahrung, nie in den Vordergrund spielt; Freude und Dankbarkeit gehören zu seinem Vokabular.

#### Absurde Rücktrittsforderungen

Vor allem aber liebe ich das Kunsthaus, seit vielen Jahren für mich ein unentbehrliches Stück Heimat, das man jedes Mal bereichert verlässt. Darum ist mir das Haut-den-Becker im Zusammenhang mit den im Chipperfield-Bau präsentierten Werken der Stiftung Sammlung Emil Bührle zuwider, das weder dem Direktor noch dem Haus gerecht wird. Ganz zu schweigen von jenen Stimmen, die seinen vorzeitigen Rücktritt fordern. Ich kann nur unterschreiben, was eine auch international bestens vernetzte Grand Old Lady der Kunstszene zu mir sagte: «Die Zürcher sollten froh sein, dass Christoph ihnen ein Haus von diesem Niveau beschert hat, mit der Möglichkeit, so viel wunderbare Kunst sehen zu können. Mir schreiben die Kollegen aus aller Welt ihr Unverständnis für solche Attacken. Am Ende dieser Leistung und der persönlichen Berufszeit ist die Hetze unwürdig und für den Betroffenen schwer zu ertragen.»

## Terror-Sympathisant: Muss Staat bezahlen?

Um ein Haar wäre die Bundeskasse zur Sponsorin eines IS-Sympathisanten geworden. 175 Tage sass ein IS-Sympathisant in Untersuchungshaft – unschuldig. Ermittler warfen dem heute 26-jährigen Winterthurer Davide C. vor, er sei in den Terroranschlag in Wien vom 2. November 2020 verwickelt gewesen. Damals erschoss ein Terrorist des Islamischen Staats (IS) vier Personen und verwundete rund zwei Dutzend weitere. Ein paar Monate zuvor hatte Davide C. den Attentäter zusammen mit einem zweiten Winterthurer IS-Sympathi-

### Die Vorwürfe: IS-Propaganda und Besitz von Gewaltdarstellungen.

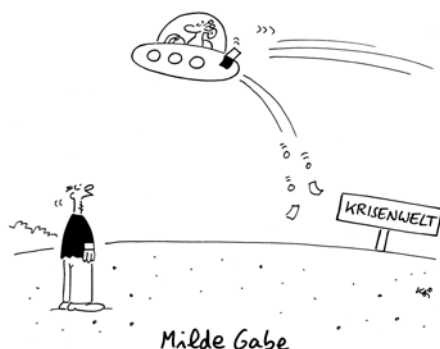
santen in Wien besucht. Beweise für eine Mittäterschaft der beiden gab es nicht, und die Bundesanwaltschaft musste die Strafverfahren einstellen.

Doch da gab es ein Problem: Für die zu Unrecht erlittene Untersuchungshaft forderte Davide C. eine Genugtuung von 43 750 Franken. Zum Glück war aber noch ein zweites Strafverfahren am Laufen. Die Vorwürfe: IS-Propaganda und Besitz von Gewaltdarstellungen. Über den Messenger-Dienst Telegram verbreitete Davide C. während kurzer Zeit Audiobotschaften eines IS-Führungsmitglieds. Ausserdem spielte er dem Winterthurer Syrien-Rückkehrer Visar L. auf seinem Handy ein IS-Propagandavideo vor, «um auf ihn einzuwirken und ihn in seiner Befürwortung des IS zu festigen».

Vor diesem Hintergrund erschien es praktisch, Davide C. sechs Monate Gefängnis mit Bewährung aufzubrummen. Die zu Unrecht abgessenen 175 Tage Untersuchungshaft wurden an die Strafe angerechnet, womit die geforderte Genugtuung entfiel. Der Terrorhelfer hat den Strafbefehl akzeptiert, das Urteil ist damit rechtskräftig. Ein kleines Zückerchen erhält er aber dennoch: 3250 Franken Genugtuung für angeblich vorverurteilende Medienberichterstattung und behördlich angeordnete Ersatzmassnahmen. Demgegenüber stehen jedoch Verfahrenskosten und eine Busse von insgesamt 8000 Franken.

Unter dem Strich wird der Terrorhelfer also nichts vom Staat erhalten.

Kurt Pelda



# Hungriger Perfektionist

Arnold Schwarzenegger hat unglaubliche Leistungen vollbracht. Er ist ein Meister in der Zielsetzung und Zielerreichung.

Rainer Zitelmann

**W**arum soll sich jemand, der weder Interesse am Bodybuilding noch an Actionfilmen hat, für Arnold Schwarzenegger interessieren? Die Antwort: Es gibt nur sehr wenige Menschen, die aus einfachen Verhältnissen kommen und dann in so vielen verschiedenen Lebensbereichen alles erreichen, was man erreichen kann. Schwarzenegger wurde nicht nur sieben Mal Mr. Olympia (die höchste Auszeichnung im Bodybuilding), sondern war auch einer der bestbezahlten Actionstars in Hollywood, wurde zwei Mal zum Gouverneur von Kalifornien gewählt und machte ein Vermögen von 400 Millionen Dollar.

Das Buch über die «Karriere eines Bodybuilders», soeben neu aufgelegt, ist neben seiner Autobiografie «Total Recall» (2012) die wichtigste Quelle zum Verständnis dieser ungewöhnlichen Karrieren. Schwarzenegger berichtet von seiner Kindheit und Jugend und den Anfängen seines Aufstiegs. Mit fünfzehn Jahren entschloss er sich, der bekannteste Bodybuilder der Welt zu werden – eine Sportart, die damals noch völlig unbekannt war und die er selbst erst populär machen sollte.

## Österreich war ihm zu eng

Schwarzenegger hatte vorher fünf Jahre Fussball gespielt, aber er bekennt, dass Mannschaftssportarten nichts für ihn waren, weil er ein Individualist ist und alleine die Anerkennung für seine Erfolge einheimen wollte. «Mein Interesse», so bekennt er, «beruhte vor allem auf der Disziplin, dem Individualismus und der Vollkommenheit des Bodybuildings.»

Seine Eltern – der Vater war Polizist in einem Dorf bei Graz – machten sich ernsthaft Sorgen um ihn. Sie fanden ihn nicht normal. Und damit hatten sie natürlich recht: «Normale Menschen können mit einem gewöhnlichen Leben glücklich sein. Ich war anders. Ich erwartete mehr vom Leben als das Verharren im Hamsterrad des durchschnittlichen Alltags.» Grosse Persönlichkeiten wie etwa Cäsar oder Napoleon hätten ihn fasziniert. «Ich wollte etwas Besonderes mit meinem Leben anfangen und der Beste darin sein.»

Disziplin fiel ihm leicht, und ihm fehlt jedes Verständnis für Menschen, bei denen das anders ist: «Jeden Tag höre ich Leute sagen: «Ich bin zu fett. Ich müsste 10 Kilo abnehmen, aber schaffe es einfach nicht. Ich mache keine Fortschritte.» Hätte ich eine solche Einstellung und wäre derart schwach, würde ich mich dafür hassen.»



**Muskeln und Selbstbewusstsein:**  
«Hercules in New York», 1969.

Österreich war ihm zu eng. Er ging nach München und wurde dort Fitnesstrainer, aber er mochte diesen Job nicht wirklich. Die Leute, die er trainierte, «gingen kaum die Bewegungen richtig durch, trainierten wie Waschlapen und schonten sich viel zu sehr. Es gab so vieles, was ich in dieser verschwendeten Zeit lieber getan hätte.» 1968, gerade mit 21 Jahren volljährig geworden, wanderte er nach Amerika aus. Er gewann fast alle Wettbewerbe im Bodybuilding, nur drei Mal wurde er Zweiter. Er analysierte stets schonungslos seine Schwächen und arbeitete daran, gab nicht anderen die Schuld an seinen Rückschlägen, sondern suchte die Ursache ausschliesslich bei sich selbst.

Mit den Muskeln wuchs sein Selbstbewusstsein. Eines seiner Vorbilder ist der Boxer Muhammad Ali, und Schwarzenegger bekennt selbst: «Bescheidenheit ist ein Wort, das nie zu mir gepasst hat – und es hoffentlich auch nie tun wird.» In allem, was er macht, ist er ein Perfektionist. Nicht nur beim Training, sondern auch beim Posing, also bei der Präsentation seiner Muskeln in Wettbewerben. Er nahm Unterricht bei einem Tänzer am UCLA-College und Ballettunterricht, um seinen Auftritt zu verbessern.

## Sinn des Lebens

Nachdem er im Bodybuilding alles erreicht hatte, was er erreichen konnte, setzte er sich neue Ziele, wollte einer der bekanntesten Filmschauspieler der Welt werden. Seine Beziehung mit seiner Freundin ging kaputt, weil sie eine bodenständige Frau war, die ein ganz alltägliches Leben führen wollte. «Ich dagegen war kein bodenständiger Mensch und hasste die Vorstellung eines alltäglichen Lebens.» Seine Freundin hatte geglaubt, wenn er seine Ziele im Bodybuilding erreicht hätte, würde er vielleicht etwas ruhiger werden, einen Gang zurückschalten. «Aber für solche Gedanken ist in meinem Kopf kein Platz. Für mich geht es im Leben darum, immer hungrig zu bleiben. Der Sinn des Lebens ist es nicht, einfach nur zu existieren, zu überleben, sondern vorwärtszukommen, aufzusteigen, etwas zu erreichen und neue Herausforderungen zu meistern.»

Schwarzeneggers Leben ist ein Lehrstück über Zielsetzung: wie man sich grosse Ziele setzt und diese erreicht. Die Voraussetzung dafür ist, ehrlich zu sich selbst zu sein, die Bereitschaft zu haben, gegen Konventionen und gesellschaftliche Normen zu verstossen, und die Fähigkeit, aus der Spannung zwischen dem Soll – also den erträumten grossen Zielen – und dem Ist – also der Unzulänglichkeit in der Gegenwart – eine produktive Unzufriedenheit zu entwickeln, die einen vorantreibt.

Arnold Schwarzenegger (mit Douglas Kent Hall):  
Arnold Schwarzenegger. Karriere eines Bodybuilders – Die jungen Jahre. Finanzbuch Verlag. 288 S., Fr. 27,90



# Schneewittchen ohne Zwerge

Hollywood trat an, Filme nach woken Masstäben zu machen. Da bin ich raus.



Vor zwei Jahren überraschte der Film «Parasite» bei der Oscar-Verleihung. Nicht nur, weil die südkoreanische Produktion gleich vier Academy-Awards einheimste, sondern vor allem, weil sie als erste fremdsprachige überhaupt den Oscar für den besten Film gewann. Ende 2021 avancierte «Squid Game», ebenfalls ein südkoreanischer Exportschlager, zur meistgestreamten Netflix-Serie. Und derzeit steht die Zombie-Apokalypse «All of Us Are Dead» an der Spitze der deutschen Netflix-Charts, wiederum aus Südkorea.

Woran liegt das?

Weder die düstere, unfreiwillig komische Kritik an der Zweiklassengesellschaft in «Parasite» noch die Idee einer Zombie-Apokalypse sind neu. Auch «Squid Game» ist nichts anderes als eine zynische Persiflage auf eine Welt, in der Menschen für Geld bereit sind, die Grenzen von Moral und Humanität zu überschreiten. Wenn man es genau nimmt, wirken diese Serien und Filme für den modernen Westler, der diese Stufe längst überschritten hat und sich seit geraumer Zeit nur noch mit Problemen wie Gender und Diversity herumschlagen muss, wie aus der Zeit gefallen. Vermutlich liegt genau hier der Grund für den Hype um die Filme Asiens.

Dazu kommt, dass die Umsetzung gut ist. Durch zynische Überspitzung und Unterhaltung wird der Zuschauer zur Reflexion angeregt, nicht durch hölzerne Dialoge und konstruierte Storys. Die Südkoreaner machen, was man hier auch einmal beherrscht hatte, bevor man damit begann, den Film einseitig als Instrument zur politischen Dauerbelehrung und gesellschaftlichen Erziehung zu missbrauchen.

Deswegen gucke ich fast kein reguläres Fernsehen mehr. Bei neuen Produktionen aus den USA und Deutschland schalte ich ab, weil ich sie nicht mehr ertrage. Weil ich keinen Bock habe, selbst im Vorabendprogramm in einer Seifenoper mit schlechtgescripteten Geschichten über

*Bei neuen Produktionen aus den USA und Deutschland schalte ich ab, weil ich sie nicht mehr ertrage.*

das Klima und Ärztinnen mit Kopftuch belästigt zu werden. Weil ich kein Interesse an der Dauer-Seenotrettungswerbung von Joko und Klaas auf Pro Sieben habe und gerne Krimis sehe, in denen es – anders als beim «Tatort» – gefühlt nicht nonstop um Nazis, Reichsbürger und «geflüchtete» Opfer von Rassismus geht.

Furchtbar, dass man bei Disney angetreten ist, sämtliche meiner Kindheitserinnerungen zu zerstören, indem man die alten Klassiker bis zur Unkenntlichkeit nach den Masstäben der woken, kulturmarxistischen Community ausrichtet. Ich habe es über mich ergehen lassen, dass Belle in der Realverfilmung von «Die Schöne und das Biest» im Frankreich des 18. Jahrhunderts plötzlich auf schwarze Adelige trifft und dass Lefou, der kleine dickliche Kompagnon des arroganten Gaston, mit einem Mal homosexuell ist. Was aber 2017 woke genug war, ist es 2022 lange nicht mehr.

Heute reicht eine Kritik des kleinwüchsigen Schauspielers Peter Dinklage, damit Disney die sieben Zwerge in der Neuauflage von «Schnee-

wittchen» streicht. Dem «Game of Thrones»-Star war ein lateinamerikanisches Schneewittchen offenbar nicht woke genug.

Und weil es immer noch zu viele Weisse im Film gibt, wird auch Arielle künftig keine rothaarige, weisse Meerjungfrau mehr sein, sondern von einer schwarzen Schauspielerin gespielt.

Sorry, da bin ich raus. Nicht, weil ich etwas gegen Minderheiten hätte, sondern weil ich nicht sämtliche meiner Kindheitserinnerungen dem woken Wahn zum Frass vorwerfe.

Zurück zu den südkoreanischen Produktionen, wo im Übrigen ausnahmslos Südkoreaner mitspielen. Kein Schwarzer, kein Schwuler, keine Frau mit Kopftuch. Nicht einmal ein Behinderter. Nach woken Masstäben eine Katastrophe und wahrscheinlich genau deshalb so erfolgreich. Weil es nicht um Quoten und Diversity als konstruierten Selbstzweck geht, sondern schlicht um das, was wir im Westen vergessen haben: gute Unterhaltung.

Diese Produktionen sind nicht divers im Sinne einer linken Logik und bringen dennoch mehr Diversität in die Filmlandschaft als jedes politisch korrekte Schneewittchen ohne weisse Haut und ohne sieben Zwerge. Weil sie zeigen, dass es mehr gibt als die USA und Europa. Dass wir nicht das Mass der Dinge und der Mittelpunkt der Erde sind. Vor allem nicht mehr in Zeiten, in denen auch hier die Menschen genug von der ständigen Bevormundung und Erziehung haben. In denen man sich als gewöhnlicher Bürger mehr denn je nach ein bisschen Normalität sehnt.

# Europas fataler Griff nach Osten

Im Konflikt um die Ukraine macht niemand eine gute Figur.  
Klar ist: Der anfängliche Aggressor ist die expansionsgesteuerte EU.

*Francis Pike*



*Geopolitische Fehleinschätzungen.*

Vor neunzig Jahren ordnete Stalin die Zwangskollektivierung der ukrainischen Landwirtschaft an. Rund zehn Millionen Ukrainer fanden dabei den Tod. Diese brutale Massnahme ist als Holodomor (Grosse Hungersnot) in die Geschichte eingegangen, und noch heute wird erbittert darüber gestritten, ob der Holodomor als Völkermord zu bezeichnen sei. Kein Wunder, dass die Ukraine Angst vor Präsident Putin hat, der immerhin massive russische Truppenverbände an die ukrainische Grenze verlegte.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, ein ehemaliger KGB-Agent würde die Herrschaft des Kreml oder zumindest die russische Einflussphäre ausdehnen wollen. Doch diese gängige Sichtweise ist zu einfach. Kulturell und sprachlich zerfällt die Ukraine in zwei gleich grosse Teile. Bei den Wahlen von 2004 und 2010 stimmte der russischsprachige Osten und Süden mit überwältigender Mehrheit für die prorussischen Kandidaten, während im ukrainisch-

sprachigen Westen und in der Zentralukraine mit der Hauptstadt Kiew vor allem die prowestlichen Kandidaten gewählt wurden.

## Kein gewöhnlicher Nachbar

Seit zwanzig Jahren streiten sich Russland und der Westen um die zutiefst gesplante Ukraine. Die Europäische Union und die Nato haben, mit Unterstützung der USA, versucht, die Ukraine in ihre Einflussphäre zu holen. Russland versuchte, die Ukraine zu einer Mitgliedschaft in der Gemeinschaft unabhängiger Staaten (GUS) zu bewegen, in der sich ehemalige Teilrepubliken der Sowjetunion zusammengeschlossen haben.

Doch für Russland geht es um mehr als nur um simplen Landgewinn. Die Ukraine ist kein gewöhnlicher Nachbar. Aus westlicher Sicht ist Russland meist jener Staat, der sich im frühen 16. Jahrhundert nach dem Sieg Iwans des Schrecklichen über die Mongolen aus dem Grossfürstentum Moskau entwickelte. Für die

Russen jedoch beginnt Russland in Kiew im späten 10. Jahrhundert. Die Kiewer Rus, auch Altrussland genannt, erreichte ihren Höhepunkt im darauffolgenden Jahrhundert unter Jaroslaw dem Weisen, dessen Herrschaft sich vom heutigen Archangelsk im arktischen Norden bis nach Odessa am Schwarzen Meer erstreckte. Putins Feststellung, dass Russen und Ukrainer «im Grunde ein Volk» seien, ist historisch nicht völlig abwegig.

Dass die Ukraine für Russland so wichtig ist, hat aber noch andere, prosaischere Gründe. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion fielen dem Westen elf willige osteuropäische Länder mit 103 Millionen Einwohnern zu – der Gewinn war ein Verlust für Russland. Diese Schmach zieht sich wie ein roter Faden durch Putins Verhältnis zum Westen. Den potenziellen Verlust der Schwesternation Ukraine an die EU (Putin würde vom westlichen Imperium sprechen) kann er daher nur als neuerliche Demütigung wahrnehmen.

Vor diesem Hintergrund muss das geopolitische Agieren des Westens in der Ukraine betrachtet werden. 1994 unterzeichneten die USA, Grossbritannien, Frankreich und China mit der Russischen Föderation das Budapester Memorandum, in dem vereinbart wurde, dass die Mitunterzeichner Ukraine, Belarus und Kasachstan auf die Atomwaffen verzichten würden, die auf ihrem Territorium stationiert waren. Im Gegenzug sollte der Westen (und Russland) «die Unabhängigkeit, Souveränität und die bestehenden Grenzen der Ukraine respektieren». Diese Zusage wurde nicht eingehalten. 2014 unterstützte die EU aktiv die Maidan-Revolution, die zum Sturz des gewählten prorussischen Präsidenten Wiktor Janukowitsch führte.

### Putins kaltschnäuziges Vorgehen

Die Absicht, die Ukraine in die Europäische Union und in die Nato einzugliedern, war ein klarer Verstoß gegen das Budapester Memorandum. Der Westen behauptet nun, dass dieses Memorandum rechtlich nicht bindend sei. Von den USA wurde es zwar nicht ratifiziert, aber nach der Wiener Vertragsrechtskonvention von 1969 unterliegt es den Bestimmungen des Völkerrechts.

Im Konflikt um die Ukraine machen alle Parteien keine gute Figur. Das kaltschnäuzige Vorgehen von Präsident Putin bedarf keines Kommentars. Man kann aber mit einigem Recht sagen, dass die expansionsgesteuerte EU der anfängliche Aggressor war.

Es stellt sich die Frage, warum der Westen es für sinnvoll hielt, sich Russland zum Feind zu machen, nur um einen mehr oder weniger gescheiterten Staat namens Ukraine in das eigene Wirtschafts- und Sicherheitssystem aufzunehmen. Wer hat entschieden, die Westbindung der Ukraine zu betreiben, wo jeder objektive Beobachter einen solchen Schritt für problematisch halten musste? Wo war die demokratische Legitimation für eine solche Strategie? Es wäre besser gewesen, die Ukraine im Einflussbereich Moskaus zu belassen, dann hätte Russland – und nicht der Westen – das Problem am Hals.

Und während die EU sich Russland zum Feind machte, legte sie gleichzeitig, indem sie zu Kernkraft und Fracking auf Distanz ging und mit Deutschland bei der Erdgasleitung Nord Stream 2 kooperierte, ihre Energieversorgung in die Hände der Russen. Sehr erstaunlich.

Die Rolle der amerikanischen «Verbündeten» ist kaum ermutigender. Die EU liess sich von Präsident Obama auf ihrem Weg zu einer Annexion der Ukraine vorantreiben. War dies das Ergebnis von Obamas persönlicher Antipathie gegen Putin, die auf fast jeder Fotografie der beiden zu sehen ist? Sein damaliger Vizepräsident Joe Biden engagierte sich derart massiv in der Ukraine, dass sein drogensüchtiger Sohn Hunter bald mit undurchsichtigen Ämtern belohnt wurde.

Für ihre geopolitischen Fehleinschätzungen müssen die Europäer einen hohen Preis bezahlen. Vor allem haben sie Russland in eine geopolitische Allianz mit China gedrängt. Russland, historisch der Todfeind Chinas, sollte eigentlich ein Verbündeter des Westens sein,

*Es stellt sich die Frage, warum der Westen es für sinnvoll hielt, sich Russland zum Feind zu machen.*

doch der Expansionismus der EU und die geopolitischen Schnitzer der Präsidenten Obama und Biden haben das verhindert.

Und die EU (einmal abgesehen von dem unsinnigen Bestreben, die Ukraine an den Westen zu binden) agiert ausgesprochen verantwortungslos, da sie nicht über die militärischen Fähigkeiten verfügt, ihrer Politik Nachdruck zu verleihen. Das Versäumnis der EU, eine gut ausgestattete Bündnisarmee unter einem zentralen Oberkommando aufzustellen, hat dazu geführt, dass sie von den Launen der US-Aussenpolitik abhängig ist. Eine Europaarmee könnte die Ukraine verteidigen. Aber können wir uns wirklich vorstellen, dass deutsche Panzer quer durch Polen in die Ukraine fahren – Länder, in denen die Nazis Millionen Menschen ermordet haben?

### «Orchester ohne Instrumente»

Die Ukraine-Krise zeigt abermals, dass die EU nicht über demokratische oder auch nur funktionale Verfassungsstrukturen verfügt. Dass sie es versäumt hat, ihre militärischen Fähigkeiten auszubauen, ist der deutlichste Beweis. Wie Friedrich der Grosse einmal bemerkte: «Diplomatie ohne Armee ist wie ein Orchester ohne Instrumente.» Von Anfang an hatte die EU kein Orchester, keine Instrumente, geschweige denn einen Dirigenten.



## THIEL Lobbying

**Berset:** Hört diese Pandemie denn nie auf?

**Impfstoffproduzent:** Das Problem sind die gesunden, ungeimpften Menschen. Wir haben 45 000 neue, bestätigte Fälle von ungeimpften Menschen, die eine Krankheit, welche sie nicht haben, an Menschen übertragen haben, die dagegen geimpft sind.

**Berset:** Das ist ja schrecklich!

**Impfstoffproduzent:** Wir arbeiten nun an einem Impfstoff, der geimpfte Menschen auch vor einer Übertragung von Krankheiten, die andere nicht haben, schützt.

**Berset:** Endlich mal eine gute Nachricht!

**Impfstoffproduzent:** Leider befürchten wir, dass wieder eine weitere Virusvariante hinzukommen wird.

**Berset:** Oje!

**Impfstoffproduzent:** Wir entwickeln natürlich auch einen weiteren, neuen Impfstoff, der dann auch gegen diese neue Virusvariante wirken wird, sobald sie auftaucht. Aber Sie müssen endlich die Impfpflicht einführen.

**Berset:** Eine Impfpflicht für einen Impfstoff, den wir noch nicht haben, gegen eine Virusvariante, die wir noch nicht kennen?

**Impfstoffproduzent:** Nur mit einer Impfpflicht können wir auch einen Impfstoff für Ungeimpfte entwickeln, der diese daran hindert, Krankheiten zu übertragen, welche sie nicht haben.

**Berset:** Ich verstehe.

**Impfstoffproduzent:** Die Menschen sollen sich natürlich freiwillig impfen lassen. Aber nur die Impfpflicht führt dazu, dass sich die Menschen freiwillig impfen lassen. Die Steuerpflicht führt letztlich auch dazu, dass die Menschen freiwillig Steuern zahlen.

**Berset:** Und was genau muss ich an der nächsten Medienkonferenz sagen?

Andreas Thiel

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



# Herr mit Grundbesitz

Nicht mehr lange, dann bekommt der Himmel wieder eine Stimme.  
Die Feldlerche, Vogel des Jahres 2022, beginnt mit der Familienplanung.

Veronika Straass

Schon ab Februar flöten und trällern wieder die Lerchen über Wiesen und Äckern. Sie sind nicht zu überhören, aber leicht zu übersehen. Man muss Übung haben, um irgendwo da oben die singenden Federbälle zu entdecken. Schon vor Sonnenaufgang legen sie los; und erst wenn es dunkel wird, halten sie den Schnabel.

Aber warum singen sie überhaupt?

Für unsere Vorfahren war die Antwort klar: Vögel singen, um den Schöpfer zu preisen. Die Wirklichkeit ist weit banaler: Vogel Männchen singen, um Konkurrenten so einzuschüchtern, dass sie nicht einmal im Traum daran denken, ihnen ihr Brutrevier streitig zu machen. Vogelgesang bedeutet: «Dieses Brutrevier ist besetzt! Jeder Eindringling bezieht Prüggel!» Ein Vogelmann, der überzeugend singt, spart sich eine Menge Auseinandersetzungen.

## Unauffälliges Nest

Auf Weibchen wirkt der Gesang ganz anders: Sie registrieren, dass hier ein Herr mit Grundbesitz und Durchsetzungsvermögen nach einer Partnerin sucht – genau der Richtige für ihre künftigen Jungen.

Hat sie sich für ihn entschieden, ist auch das Weitere zunächst mal ihre Sache: Sie wählt im Brutrevier auf einem Feld oder einer Wiese einen locker bewachsenen Fleck, der weit genug von Bäumen und Hecken entfernt ist. Feldlerchen haben's gerne übersichtlich. Ihre Vorfahren sind aus Steppengebieten in die Agrarsteppe gezogen, und die Vorliebe für die grosse Weite steckt ihnen noch im Blut.

Das Nest einer Lerche ist vor allem eins: unauffällig. Das Weibchen scharrt nur eine Mulde in den Boden und kleidet sie mit feinen Wurzeln und Halmen aus. Fertig. Je weniger sich das Nest von der Umgebung abhebt, desto sicherer ist es für sie und ihren Nachwuchs. Elf Tage lang brütet sie allein, während ihr Männchen trällernd Eindringlinge auf Abstand hält. Erst wenn die Küken geschlüpft sind, ist seine Mitarbeit gefragt.



Aber warum singen sie überhaupt?

Wer jemals Lerchen im Anflug auf ihr Nest beobachtet hat, kann nur staunen. Mit schlafwandlerischer Sicherheit lassen sich die Vögel exakt an der richtigen Stelle ins Halmwarr fallen. Wir sehen nur grünes Einerlei, wo sie punktgenau ihren Neststandort wiedererkennen. Wie funktioniert das? Haben sie eine Art Koordinatensystem im Kopf? Nein, viel einfacher: Lerchen sind sehr scharfe Beobachter und haben ein fantastisches Gedächtnis. Merkmale in der Nähe ihres Nestes, zum Beispiel grosse Steine oder herausragende Stauden, prägen sie sich ein und orientieren sich daran.

## Nach dreissig Tagen sind sie flügge

Lerchenjunge wachsen im Turbotempo heran. Mit elf Tagen verlassen sie bereits die Nestmulde und laufen jedes für sich zwischen den Halmen herum. Dieser Frühstart kann lebensrettend sein: Je früher sie sich zerstreuen, desto grösser die Chance, dass ein Fuchs oder Wiesel nicht die ganze Brut auf einmal erbeutet. Und wenn es doch mal brenzlig wird? Dann schützt sie ihre perfekte Tarnung. Die Jungen

in ihrem Daunenkleid sehen aus wie welke Grasbüschel, und das braungemusterte Gefieder der Altvögel ist kaum vom Erdboden zu unterscheiden. Bei Gefahr drücken sich Feldlerchen platt an den Boden und rühren sich nicht. So mancher Fuchs dürfte schon ahnungslos an einer «versteinerten» Lerche vorbeigelaufen sein.

Mit gut zwei Wochen können die Jungen kurze Strecken umherflattern, vier Tage später suchen sie schon selbst nach Nahrung, und mit dreissig Tagen sind sie flügge. Wenig später beginnen die Eltern mit der nächsten Brut. In guten Lebensräumen wachsen in einem Sommer bis zu drei Bruten heran.

## Agrarfragen

Noch vor hundert Jahren waren Feldlerchen so häufig, dass dem grossen Ornithologen Oskar Heinroth die Dauerbeschallung oft zu viel wurde: «Ist man den ganzen Tag über draussen, wo es viele Lerchen gibt, so kann einem das ewige Getrüdel recht auf die Nerven fallen.» Diese goldenen Zeiten sind längst vorbei. Die einstigen Allerweltsvögel stehen heute als gefährdet auf der roten Liste. In der Schweiz sind die Bestände in den letzten dreissig Jahren fast auf die Hälfte geschrumpft.

Der Hauptgrund für ihren Rückgang: Die Agrarsteppe hat sich von Grund auf verändert. Starke Düngung, frühe und allzu häufige Mahd und reichlicher Pestizideinsatz beseitigen so ziemlich alles, was Lerchen zum Leben brauchen. Die Vögel finden keine locker bewachsenen Flächen zum Brüten mehr, keine Insekten für die Küken und keine ungestörten Zeitfenster für die Jungenaufzucht.

Aber noch ist es nicht zu spät. Eine Umkehr in der Agrarpolitik ist überfällig und wird von vielen Seiten seit langem angemahnt. Sie würde nicht nur dem kleinen Vogel, sondern einer ganzen Lebensgemeinschaft helfen – und letztlich auch uns selbst. Wäre es nicht wunderbar, wenn im Frühling wieder über allen Feldern das «ewige Getrüdel» zu hören wäre?

# Nicht erpressbar

Die gute Nachricht: Ein Giga-Unternehmen knickt – Stand heute – nicht ein.



Die meistdiskutierte Kontroverse vergangene Woche drehte sich, wie so oft heutzutage, um eine «falsche» Meinung. Rocklegende Neil Young stellte dem Musik-Streamingdienst Spotify ein Ultimatum, laut dem *Wall Street Journal* (WSJ) forderte er das Unternehmen in einem offenen Brief auf, seine Musik zu entfernen: «Sie können Rogan oder Young haben. Nicht beide», schrieb Young. Spotify verbreite durch den Podcast «The Joe Rogan Experience» falsche Informationen über die Corona-Impfung, das wolle er nicht unterstützen. Konkret ging es um ein Gespräch, das Joe Rogan mit dem Infektiologen Robert Malone führte. Das Ultimatum erwähnten die meisten Mainstream-Medien interessanterweise nicht. Sie stellten den Sachverhalt so dar, als ginge es dem Musiker einfach darum, ein Zeichen zu setzen. Es ist ein kleines, aber feines Detail und für die Meinungsbildung in der Sache zentral. Laut WSJ hat Spotify dann nicht Rogans Podcast verbannt, sondern, wie gewünscht, die Musik von Young abgezogen.

Elf Millionen Menschen hören dem Comedian und Moderator Rogan pro Episode zu, wenn er mit Persönlichkeiten aus allen politischen und gesellschaftlichen Lagern, auch mit solchen, die in den klassischen Medien längst keine Plattform mehr erhalten, über alles Mögliche spricht, von Ufos über Elektroautos bis Transgender-Sport, auch über die Covid-19-Impfung. Die Popularität des 54-Jährigen, der Corona nie geleugnet, sondern die Impfung für Jugendliche in Frage gestellt hat, basiert unter anderem auf der reizvollen Melange, kontroverse Themen mit mitunter kontroversen Zeitgenossen (aber nicht nur) zu diskutieren. Allein diese Tatsache macht ihn heute freilich für viele verdächtig; besorgte Zeitgenossen fordern von Spotify die Absetzung seines Podcasts, auch wird er als «Rechtspopulist» (*Tages-Anzeiger*) bezeichnet –

dass er bei den letzten Wahlen öffentlich den Linken Bernie Sanders unterstützt hatte, *who cares?*

Ich kann nicht beurteilen, ob besagter Infektiologe falsche Informationen zur Impfung geäußert hatte. Vielleicht besitzt er eine vom offiziellen Standpunkt abweichende Ansicht und liegt damit grundfalsch – das zu kritisieren, ist selbstverständlich richtig. Seit Beginn der Pandemie schätzten einige, darunter auch «offizielle» Experten, Sachlagen falsch ein; bei Corona sind sich selbst renommierte Wissenschaftler nicht immer einig. Wenn nur mehr öffentlich mitreden dürfte, wer bei allen Punkten stets zu 100 Prozent richtigliegt, schrumpfte der Diskussionskreis auf ein sehr kleines Grüppchen. Ausserdem werden wir bei manchen Corona-Fragen erst rückblickend in ein paar Jahren wissen, was richtig und was falsch war.

Natürlich entsteht irgendwann eine Marschroute, auf die sich die allermeisten Wissenschaftler einigen, und gewiss ist es problematisch, wenn zur Pandemie millionenfach abgerufene Videos kursieren, in denen völliger Unsinn verbreitet wird. Aber zwischen «völliger Unsinn» und «als Wissenschaftler einen anderen Standpunkt vertreten» liegt noch Spielraum, scheint mir, auch wenn es für das «Canceln!» rufende Empörungsmilieu schwer vorstellbar ist. Vor allem aber gehört es zu einer freiheitlichen Gesellschaft, auch Meinungen, die nicht in der eigenen Wohlfühlzone liegen oder die sogar falsch sind, das Recht auf Äusserung zuzugestehen. Auch sie können Diskussionen aus verschiedenen Blickwinkeln anstossen. Indem sie in aller Öffentlichkeit hinterfragt und mit besseren Argumenten widerlegt werden, entlarven sie sich ja von selbst als unwahr. Wann entstand jemals etwas Gutes daraus, wenn sich

nur noch eine Seite öffentlich äussern durfte? «Leute misstrauen Institutionen jetzt schon, den Medien und sich selbst. Zu wissen, dass abweichende Ansichten unterdrückt werden, macht das Misstrauen grösser», fasste es Lulu Cheng Meservey, Vizepräsidentin Kommunikation bei der Autoren-Plattform Substack, auf Twitter zusammen.

Die Frage bleibt auch offen, wie eine Verbannung von Rogans Podcast zum Schutze der Menschheit vor Viren beitragen würde – ausser dass es die unliebsame Gegenseite ins Märtyrerkostüm schlüpfen und noch näher zusammenrücken liesse. Wir sprechen hier von einem verflixten Podcast, nicht von einer Wissenschaftssendung, die die Welt verändert. Ja, vielleicht liegt man mal falsch – und entscheidet sich falsch im Leben. Falsch zu liegen, ist mir persönlich aber immer noch lieber, als dass Unternehmen wie Spotify, Google oder Twitter für mich denken und entscheiden, welche Ansichten ich sehen und hören möchte und darf. Spinnt man es weiter, läuft es nämlich auf eine Kontrolle durch diese Giga-Konzerne hinaus, die nach Diktatorenart entscheiden würden, welche Theorie und Ansicht die «richtige» sei, mit dem Risiko, legitime Vorbehalte, auch politische Opposition abzuwürgen. Das kann nicht in unserem Interesse sein. Unwahre Behauptungen soll man kundtun dürfen, eine freie und mündige Gesellschaft muss das aushalten.

Eigentlich kann man die Sache als Triumph für alle Beteiligten auslegen: Musiker verlässt Plattform, von der er nicht Teil sein möchte, Plattform beugt sich – Stand 31.1.2022 – öffentlichem Druck nicht, Podcast erfreut weiter Millionen Menschen. Win-win-win.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

## Kein Wunder

Nr. 3 – «Die Pandemie ist vorbei»  
Alex Baur zur Corona-Krise

Die Pandemie ist vorbei – wann merkt es der Bundesrat? Sobald er es im *Blick* lesen kann!  
*Elmar Hasler, Opfikon*

Kein Wunder, ist das Gesundheitssystem überlastet, wenn ausgerechnet im Pandemiejahr 2021 60 000 Menschen einwandern.  
*Esther Moser, Basel*

## Wedeln aus Freude

Nr. 3 – «Lieben uns Hunde wirklich?»  
Wolfgang Koydl über die neuste Forschung

Hunde achten nicht auf sozialen Status. Und sie lügen nicht. Ein Hund wedelt aus Freude mit dem Schwanz, weil er uns liebt, wie wir ihn lieben. Alles, was ein Hund tun möchte, ist, seinen Besitzer glücklich zu machen.  
*Ari Yaraghchi, Winterthur*

## Ungedeckter Check

Nr. 3 – «Lektionen für die Nachwelt»  
Hans-Olaf Henkel und Joachim Starbatty über den Euro

Frankreich unter Präsident Mitterrand hatte die Einführung des Euro verlangt als Gegenleistung für die deutsche Wiedervereinigung, in der Erwartung, Deutschland werde dadurch haftbar für die französischen Staatsschulden. Durch die mit Hilfe von Corona inszenierte Ausweitung solcher Schulden soll jetzt dieser ungedeckte Check eingelöst werden. In Frankreich mit seiner üppigen Staatswirtschaft zahlt man die höchsten Steuern der Welt, keineswegs bloss zur Finanzierung eines komfortablen

Sozialstaats, sondern für vielerlei nicht zwingend nötige staatliche Betriebsamkeit; auch für die Glorie eines weltumspannenden Imperiums, von Paris bis Tahiti. *Werner Furrer, Basel*

## Viele schöne Momente

Nr. 3 – «Mein letztes Jahr»  
Linnéa Findeklee über ihr Leben nach der Diagnose

Was für eine tolle und einmalige junge Frau! Ich bin zutiefst erschüttert über die Tatsache, dass sie mit ihrer Krankheit dem Tod sehr schnell nahekommmt. Es hat mich beim Lesen durchgeschüttelt, und ich bin sehr traurig. Ich wünsche dieser geerdeten Frau viel Glück und schöne Momente in ihrem noch so jungen Leben. *André Eigenmann, Zollikon*

Der Artikel von Linnéa Findeklee hat mich sehr berührt. Ich bin beeindruckt von der Einstellung zu ihrem Schicksal und ihren unkonventionellen Ansichten, die in Deutschland offensichtlich kaum Platz finden. Es ist schwer nachzuvollziehen, dass eine so qualifizierte Person in weniger als einem Jahr nicht mehr unter uns weilen sollte. *Bruno Riek, Stettlen*

## Einfach cool

Nr. 3 – «Grundlose Liebe»  
Kolumne von Peter Ruch

Die Kolumne in der *Weltwoche* über Gottes Liebe zu uns Menschen ist sehr, sehr schön. Ein solches Statement in unserem postchristlichen Land in einer grossen Wochenzeitung finde ich einfach cool. Ich freue mich darauf, wenn Gott wiederkommt und die Menschen wieder nach ihm fragen und ihn erkennen werden. Davon berichtet die Bibel auch. *Christoph Lengacher, Burgdorf*

Die Stringenz des freisinnigen Landeskirchenpfarrers im Ruhestand, Peter Ruch, schätze ich sehr. Mit wenigen Sätzen zeigt er oft Wichtiges auf. Hingabe und Glaube (menschlich und göttlich) ist hier das Thema. Nach meiner Erkenntnis ist der Glaube zum Tun des Willens Gottes zentral (Matthäus 7, 21).  
*Jehoschua Eugen Senn, Lindau*

## Gräueltaten

Nr. 1 – «Heldenvolk der Serben»  
Christoph Mörgeli über die serbische Volksseele

Ich lese sehr gerne die Kolumnen von Herrn Mörgeli und bewundere seine Sprachgewandtheit und das geschichtliche Wissen, ausgenommen die Ereignisse der neunziger Jahre. Dass in Ex-Jugoslawien Gräueltaten auf allen Seiten passierten, steht fest. Aber es steht ebenso fest, dass die serbische Seite von Anfang an Kriegstreiber und Aggressor war. Wäre die Trennung der einzelnen Republiken friedlich, wie in der ehemaligen Tschechoslowakei, passiert, hätte es kein «Srebrenica» gegeben, keine Vertriebenen und keine Toten. Milosevic wollte ein Grossserbien, er sagte auch: «Serbien wird bis Karlovac reichen.» Schon vor Titos Tod wurde auf diese Idee hingearbeitet: 90 Prozent des gesamten jugoslawischen Militärkaders waren Serben, auf vielen wichtigen Posten (Polizei, Firmendirektoren) waren Serben. Ich kenne viele nette Serben, wahre Freunde. Dass man in Aleksandar Vucic einen Demokraten sieht, diese Meinung teile ich nicht.  
*Karolina Wagner, Oberwil*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Werner Grossmann (1929 – 2022) Gorilla Ozoum «Ozzie» (1961–2022)



*Spröder Apparatschik:* Werner Grossmann, letzter DDR-Spionagechef.

Mit seinem Vorgänger Markus Wolf hatte der letzte Spionagechef der DDR wenig gemein: Werner Grossmann verbrachte seine Kindheit nicht in Moskau, sondern im sächsischen Oberebenheit. Sein Vater war auch kein jüdisch-kommunistischer Schriftsteller, sondern Zimmermann. Und statt intellektueller Ausstrahlung besass er den spröden Charme eines Apparatschiks.

Grossmanns Werdegang ist dennoch typisch für viele DDR-Funktionäre. 1929 geboren, kämpfte er als Sechzehnjähriger in Hitlers Volkssturm. Ohne Schulabschluss machte er nach Kriegsende eine Maurerlehre. Die SED, die das Bürgertum durch eigene Kader ersetzen wollte, liess ihn das Abitur nachmachen und ein Studium beginnen. Mit 22 Jahren rekrutierte ihn dann der neue DDR-Staatssicherheitsdienst.

Wie viele spätere Stasi-Generäle erlebte er dort einen rasanten Aufstieg. Mit 27 Jahren wurde er Vizechef der DDR-Militärspionage, mit 33 Abteilungsleiter. Nach dem Besuch der Parteihochschule in Moskau und einem «Fernstudium» an der Stasi-Hochschule schien er auch für höhere Weihen geeignet: 1975 wurde er Wolfs Stellvertreter, 1986 dessen Nachfolger.

Zwar gehörte Grossmann nun zum erlauchten Kreis der Mielke-Stellvertreter, doch glänzen konnte er nicht mehr in seinem Amt. Die spektakulären Erfolge der DDR-Spionage fielen durchweg in die Zeit seines Vorgängers. Grossmanns wichtigste Tat war die Einführung

eines «EDV-Gesamtsystems» bei der Spionageverwaltung HVA. Drei Jahre später kam der Absturz. Trotz seiner 13 400 DDR-Informanten und über 1500 westdeutschen Agenten hatte Grossmann die friedliche Revolution nicht vorhergesehen. Dabei hatte er in seiner Planorientierung für 1989 noch versprochen, «alle politisch-operativen Massnahmen auf den Schutz unserer Republik und der sozialistischen Staatengemeinschaft zu konzentrieren».

Grossmann, der eben zum Generaloberst befördert worden war, musste den Dienst quittieren. Die Stasi wurde aufgelöst. Die HVA durfte sich allerdings selber liquidieren, was sie dazu nutzte, den Grossteil ihrer Akten zu vernichten. Während Grossmann meinte, dies gereiche «allen Beteiligten zur Ehre», führte es in Wirklichkeit zu dem Eindruck, nur die Ostdeutschen hätten sich zu Spitzeldiensten bereitgefunden.

Am Tag der deutschen Wiedervereinigung wurde Grossmann verhaftet, doch schon tags darauf freigelassen. Ein Verfahren wegen Spionage, Urkundenfälschung und Bestechung wurde eingestellt, weil das Bundesverfassungsgericht entschied, die Tätigkeit von Stasi-Offizieren müsse straffrei bleiben. Im vereinigten Deutschland widmete er sich vor allem dem Kampf gegen Kritiker der DDR-Geheimpolizei, häufig auf Veranstaltungen der Linkspartei. Vergangene Woche ist er 92-jährig gestorben.

*Hubertus Knabe*

Vielleicht sind ihm in seinen Träumen die Tage der frühen Kindheit erschienen. Damals tat Flachland-Gorilla Ozoum «Ozzie» das, was seinesgleichen am liebsten tut: Er schwang sich von Baum zu Baum und genoss die Gesellschaft seiner Sippe. Bis zu seinem dritten Lebensjahr lebte Ozzie in den Wäldern von Zentralafrika. Letzte Woche ist der älteste bekannte männliche Gorilla im Alter von 61 Jahren verstorben; die Spezies bringt es in der Regel nur auf 35 bis 40 Jahre.

Nach seiner Gefangennahme kam Ozzie in das amerikanische Yerkes National Primate Research Center im Bundesstaat Georgia. Dort nahm er – wohl eher unfreiwillig – an zahlreichen wissenschaftlichen Forschungen teil, vor allem im Bereich der Verhaltensforschung wie etwa Selbsterkennungstests. Auch zu medizinischen Untersuchungen wurde Ozzie beigezogen und lernte seinen Blutdruck «selbst» zu messen, indem er seinen Arm in ein entsprechendes Instrument steckte.

Seinen Lebensabend verbrachte er im Zoo, wo er sich beim Personal grosser Beliebtheit erfreute. Denn er pflegte sich gerne mit Lauten und Klopfzeichen auszutauschen. In



*Laute und Klopfzeichen:* «Ozzie».

der Schweiz erinnert Ozzie an die legendäre Gorilla-Dame Goma, die im Sommer 2019 im Alter von 59 im Basler Zolli verstorben ist. Im Gegensatz zu Ozzie hat sie allerdings nie in Freiheit gelebt, sie wurde in Basel aufgezogen. Raymond B. King, Direktor des Zoos Atlanta, sagte nun zu Ozzies Tod: «Auch wenn wir wussten, dass seine Zeit einmal kommen wird, lindert das unsere Trauer über den Verlust dieser Legende nicht.»

*Rolf Hürzeler*

# Teure grüne Farbe

Nachhaltiges Investieren ist vor allem in staatsnahen Pensionskassen ein Problem.



**N**achhaltiges Investieren wird schon fast zum Normalfall. Seit die EU mit der sogenannten Taxonomie allen Finanzinstrumenten eine Benotung gibt, die den Grad der Nachhaltigkeit bezeichnet, bringen Banken und Fonds immer mehr Konstrukte auf den Markt, die neben der normalen wirtschaftlichen Rendite auch Gutes erbringen sollen für Umwelt und Soziales. Grün investieren heisst, drei Ziele gleichermaßen anzustreben: ESG (Environmental, Social, Governance).

Für die Verfechter dieser Art von Projekten ist das eine Kombination, die andern Investitionen überlegen sei, weil zum wirtschaftlichen Ertrag die positiven Wirkungen auf Umwelt und Gesellschaft hinzukämen. Und viele behaupten, dass Projekte, die auf Nachhaltigkeit ausgerichtet sind, gar auch rein wirtschaftlich den andern überlegen seien, weil sie langfristig weniger Kosten, höhere Akzeptanz im Publikum, bessere Firmenführung oder Dauerhaftigkeit brächten. Wie eine doppelte Dividende.

Kritiker sehen nicht eine doppelte, sondern höchstens eine einfache oder nur eine halbe Dividende. Man könne nicht die wirtschaftliche Rendite optimieren und zugleich die Erfüllung von Nebenzielen in die Rechnung einbeziehen. Wie in einer Firma: Wer neben dem Gewinn extra noch Diversitätsziele verfolgen wolle, zahle drauf. Ähnliches gelte für die Nachhaltigkeitskriterien bei Fonds: Diese würden bei der Auswahl von Aktien oder Projekten ja einen Teil der Titel ausschliessen, die Wahlmöglichkeiten nähmen ab. Da sei doch klar: Ohne Restriktionen sei man wirtschaftlich immer mindestens gleich gut oder besser dran.

Wie sieht es in der Praxis aus? Es gibt Studien zur Performance von ESG-Anlagen mit unterschiedlichen Befunden, mal positiv für die eine, mal für die andere Seite. Kein Problem, kann man sagen, in Märkten setze sich der Gewinner durch, der Verlierer müsse das Feld räumen.

Es sind aber nicht alle Märkte, auf denen Anlagen getätigt werden. Öffentlich-rechtliche Pensionskassen oder solche in Staatsnähe sind weniger frei in ihren Anlageentscheiden. Zudem führt der Bund Klimaverträglichkeitstests für die Finanzportfolios von Schweizer Pensionskassen, Versicherungen, Banken und Vermögensverwaltungen durch, die zwar den Hauch von Freiwilligkeit haben, die aber den Druck erhöhen, das Geld in sogenannten nachhaltige Kanäle zu schütten.

Am wenigsten gut wehren können sich die Versicherten von Pensionskassen. Mit ihrem Geld wird viel Grünfärberisches unternommen. Eine der grösseren die Nachhaltigkeit propagierenden Fondsorganisationen in der Schweiz, die Ethos Stiftung, steht nicht besonders gut da, wenn man ihre Performance mit Marktindizes vergleicht. Die Ergebnisse der Ethos-Fonds stützen die Kritiker von ESG-Regimen.

Nun könnte man Ethos als eine von vielen Fondsgesellschaften betrachten und die Erfolge der Fonds als ein paar Zahlen in den Finanzstatistiken. Brisant ist in diesem Fall aber, dass das Unternehmen getragen wird von mehrheitlich öffentlich-rechtlichen Pensionskassen, die damit quasi in Fonds investieren, die ihnen eigentlich selber gehören, ohne dass sie gross Marktkräften ausgesetzt sind.

Zudem hat Ethos eine zweite Sparte, nämlich das Beurteilen der Governance von Unternehmen und die Beratung der Aktionäre für die Stimmabgabe an Generalversammlungen. Das Geld vieler Arbeitnehmer wird so unter mehrfacher Beeinflussung in Kanäle mit schwacher Performance geleitet. Dieser Anschein von Nachhaltigkeit, geschützt vor Marktkräften, ist für eine grosse Menge normaler Leute teuer.

## Subventionen für Innovation

Das grosse EU-Rahmenforschungsprogramm «Horizon Europe» sieht auf den ersten Blick aus wie eine staatliche Veranstaltung. Und wenn sich die Schweiz daran beteiligen kann – oder jetzt eben nicht – scheint das ebenfalls eine hoheitliche Beziehung zu sein: eine Abmachung zwischen Brüssel und der Bundesverwaltung. Wenn man nun aber sieht, welche Interessengruppen und Personen sich alle empören über den Ausschluss der Schweiz vom Programm, kommt man zum Schluss, dass das eine Art privat-öffentliche Partnerschaft ist.

In der NZZ klagen Firmenvertreter darüber, dass der Ausschluss aus dem Programm «alle innovativen Schweizer Firmen» tangiere. Für den Privatsektor zählten die EU-Fördergelder zu dem wichtigsten Quellen zur Finanzierung von Forschung und Innovation. Das war früher nicht so. Grosse Teile der Forschung waren privat finanziert und dass die angewandte F&E systematisch Staatssubventionen erhielt, war politisch verpönt. Mittlerweile hat sich die Schweizer Wirtschaft an die EU-Regeln und das EU-Geld gewöhnt. Deshalb ist vielen die Anbindung an Brüssel willkommen.



---

# PHILOSOPHIE

# ENTFREMDDUNG

---



*Zwischen Realitätsverlust und Identitätsfalle.*

# Dialektik der Moderne

Rastlos rennen die Menschen immer neuen Versionen ihres Ichs hinterher. Die Selbstsucht produziert Leere und Gleichförmigkeit. Was nun?

Alexander Grau



*Wunsch und Wirklichkeit prallen aufeinander.*

Die Suche nach dem eigenen Selbst ist der Kult unserer Zeit. Ganze Industrien leben davon. Unser Alltag ist darauf ausgerichtet. Der Wohlstandsbürger der westlichen Welt klettert im Hochgebirge, trekket durch Thailand, bewandert Pilgerpfade, meditiert in Klöstern, verausgibt sich beim Triathlon oder nimmt ein Sabbatical – nur um sich endlich irgendwo selbstzufinden.

Doch er findet sich nicht. Nicht auf den Gipfeln des Himalaya. Nicht beim Apnoetauchen. Und auch nicht beim Hatha-Yoga. Denn der empfundene Selbstverlust ist weder durch Urlaubsreisen noch durch die neuste Trendsportart zu überwinden, sondern gründet in der Verfasstheit moderner Gesellschaften. Die grossen Erzählungen haben ausgedient. Die Götter sind tot. Und der Blick nach innen entlarvt eine grosse Verunsicherung, die durch Erlebnisse und Events zumindest teilweise kaschiert werden soll. Allerdings machen auch die aufregendsten oder exotischsten Erfahrungen das Leben kein bisschen sinnvoller. Ein Urlaub auf Bali gibt ihm nicht mehr Orientierung als ein paar Tage in der Eifel. Die Verwertungslogik der Massenkongsumgesellschaft ist nicht in der Lage, jene Wunden zu heilen, die sie geschlagen hat.

## Pathologischer Zustand als Ideal

Groteskes Symbol dieser Entfremdungstendenzen ist das Selfie. Tief verunsichert fotografiert sich der Narzisst der Spätmoderne pausenlos selbst, um sich seiner eigenen fragilen Existenz zu versichern. Euphorisch klammert sich das orientierungslose Ich an sein digitales Abbild. Und weil einem verunsicherten Selbst sogar das eigene Bild als Beweis seiner Existenz nicht ausreicht, stellt es sein Portrait in soziale Netzwerke. Seht ihr mich? Bin das ich? Wie bin ich?

Beklagten vergangene Generationen noch die Verdinglichung des Menschen

durch die Gesellschaft, so macht der Mensch unserer Gegenwart sich freiwillig zum Objekt. Nur als Ding, als Ware unter Waren im globalisierten Austausch der Güter fühlt er noch einen Rest an Geborgenheit.

Die allerdings wird im Spiel der immer neuen Moden in Frage gestellt. Jeder ist dazu aufgerufen, sich permanent neu zu erfinden, neue Identitäten und Lebensstile zu entwerfen. Sich ein Leben lang treu geblieben zu sein, wird zum Anachronismus. Gestalten der Popindustrie, deren Marketingkonzept der permanente Imagewandel ist, werden medial zu Vorbildern stilisiert. Der Zustand der Selbstentfremdung wird zum eigentlichen Identitätskonzept. Ein pathologischer Zustand gerät zum gesellschaftlichen Ideal.

Entsprechend beginnen spätmoderne Gesellschaften diesen Identitätsverlust als angeblichen Emanzipationsgewinn zu feiern. Herkömmliche Bindungen werden im Gegenzug diskreditiert. Herkunft, Abstammung und Tradition erscheinen als emanzipationsfeindlich. Geschlechter und Geschlechtsrollen werden in Abrede gestellt. Bewährte Identitätskonzepte gelten als politisch fragwürdig.

Doch der Mensch braucht eine Identität. Auch wenn er meint, man müsse sie um der Selbstfindung willen überwinden. Er findet sie in persönlichen Neigungen, Interessen und Lifestylepräferenzen. In der Folge differenziert sich die Gesellschaft zunehmend in Subkulturen und Submilieus aus, die ihren jeweiligen Mitgliedern den Anschein einer Identität vermitteln.

Aber diese Identität ist fragil. Der Selbstentwurf allein aus dem Zeitgeist und den persönlichen Vorlieben heraus muss scheitern. Das Projekt totaler Emanzipation und individueller Selbstfindung droht ins Leere zu laufen. Zudem sind Identität und Selbstwertgefühl auch in einer Emanzipationsgesellschaft von der Anerkennung der Mehrheit abhängig: Der postmoderne Individualist will Applaus für seinen Individualismus. Lediglich toleriert zu werden verschafft keine Identität. Selbstbestätigung vermittelt allein die Akzeptanz. Man will geliebt, zumindest anerkannt werden. Das hat erheb-

liche normative Konsequenzen: Schutzrechte von Minderheiten mutieren zu Anspruchsrechten gegenüber der Mehrheitsgesellschaft. Ein individualistischer Lebensstil hat nun nicht nur ein Anrecht auf Existenz, er muss bejaht werden. Wer ihm nicht huldigt, verweigert das, worauf der Selbstfindungsprozess zielte – den Beifall für einen idiosynkratischen Lebensstil.

### Hang zu Weinerlichkeit

Beifallsverweigerung wird dementsprechend sanktioniert, da sie die gesamtgesellschaftliche Grundkonstruktion zu unterminieren droht: ihre Ideologie, ihr Wirtschaftssystem, ihre Institutionen. Nur wer lobt und für gut befindet, setzt nicht herab. Schon Desinteresse gilt als diskriminierend. Der dauergedrückte Like Button wird zum Menschenrecht. Zunehmend ersetzt eine auf individuellen Befindlichkeiten fussende Simulation die Wirklichkeit.

Doch Realität ist das, was bleibt, wenn alle sie leugnen. Wunsch und Wirklichkeit prallen irgendwann aufeinander. Die damit einher-

### Die Moderne wird endgültig zu ihrer eigenen Karikatur.

gehenden narzisstischen Kränkungen versucht man durch eine umfassende psychische Regression aufzufangen. Es kommt zu einer tiefgreifenden Infantilisierung des Verhaltens. Wut, Empörung und Selbstgerechtigkeit bestimmen die gesellschaftliche Auseinandersetzung ebenso wie der Hang zu Weinerlichkeit, narzisstischer Blickverengung und intellektuellem Kitsch.

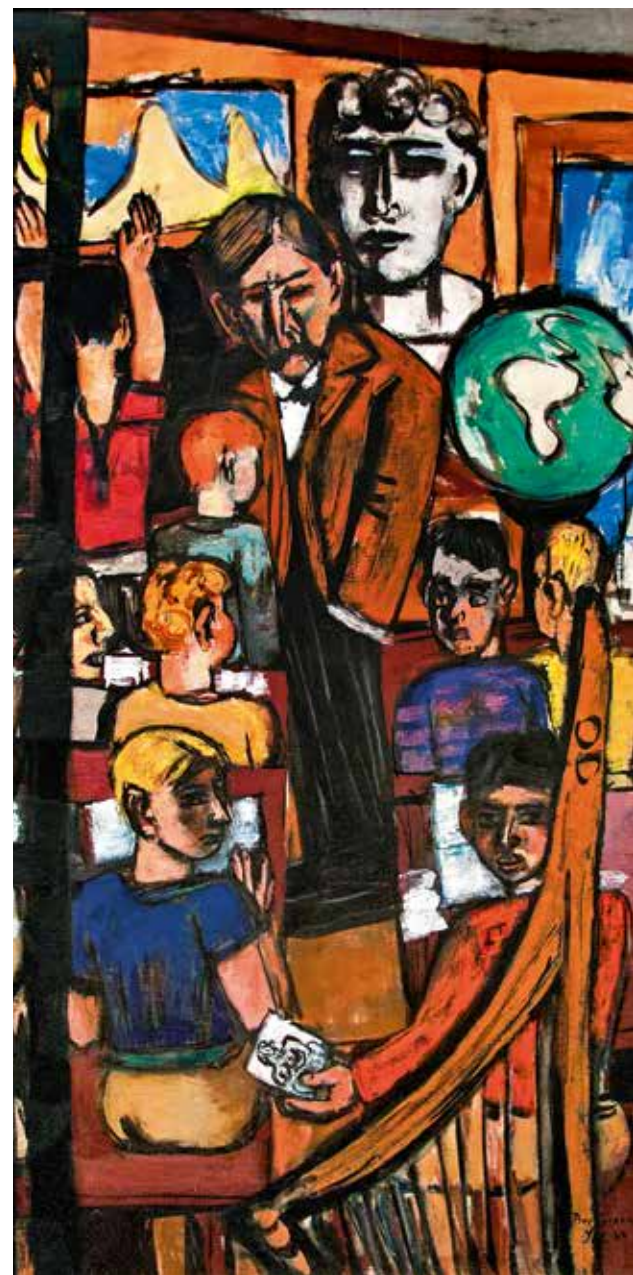
Entsprechend infantilisiert auch die gesellschaftliche Realität: Treue, Gehorsam, Disziplin und Pflichtbewusstsein verlieren ihren sozialen Status, gesellschaftliche Rituale ihre Bedeutung, tradierte Verhaltensnormen lösen sich auf oder gelten als unzeitgemäss. Hierarchien werden flacher. Im Gegenzug geniessen Spass, Unkonventionalität und Kreativität eine hohe Reputation. Ganze Gesellschaften scheinen in der Pubertät festzustecken. Selbst der CEO

eines Weltkonzerns kommt in T-Shirt und nachhaltigen Sneakern daher. Und wenn nicht alle gleich viele Smarties bekommen, ist die Aufregung gross. Die Fähigkeit des reifen Charakters ohne zu klagen und zu jammern auch mal Ungleichheiten oder Schieflagen zu ertragen, tendiert gegen null.

Der *Puer aeternus* und die *Puella aeterna* werden zum Ideal der Epoche, Gefühle radikal ausgelebt. Man heult, schreit, jubelt und zeigt sich wahlweise betroffen oder tief berührt. Emotionskontrolle, seit Jahrtausenden eingeübter Beleg persönlicher Reife, gerät in Vergessenheit. Die Moderne wird endgültig zu ihrer eigenen Karikatur.

Einst mit dem Versprechen in die Geschichte eingetreten, den Menschen Freiheit und Rationalität zu geben, scheitert sie schliesslich an sich selbst. Ihre technischen, wissenschaftlichen, ökonomischen und sozialen Versprechen haben sich zwar erfüllt, im gewissen Sinne sogar übererfüllt, doch der psychosoziale und gesellschaftspolitische Preis dafür war hoch.

Mit erstaunlicher Konsequenz entfalten spätmoderne Gesellschaften eine verhängnisvolle Dialektik, die die Verheissungen der Moderne im Moment ihrer Erfüllung in ihr Gegenteil verkehren. Statt Individualismus regiert Uniformität, Freiheit zeigt sich in Anpasstheit, Vielfalt mündet in der Homogenität einer alles beherrschenden Ideologie. An die Stelle der reifen Persönlichkeit tritt der gealterte Kindskopf. Autonomie zeigt sich als Haltlosigkeit. Emanzipation realisiert sich allenfalls als narzisstische Bindungsunfähigkeit. Technik wird nicht beherrscht, vielmehr beherrscht sie die Individuen. Wie Digitaljunkies sitzen die Menschen vor ihren blinkenden, sprechenden und fiependen Geräten, wischen, tippen und scrollen und meinen damit nicht nur auf der Höhe der Zeit zu sein, sondern sich mündig zu



Autonomie zeigt sich als Haltlosigkeit.

informieren und am gesellschaftlichen Diskurs teilzunehmen. Alexa – sprich mit mir.

Die Dramatik dieser Situation wird nicht dadurch geringer, dass diese Entfremdungssymptome in der Konstitution des Menschen selbst wurzeln. Er ist das entfremdete Wesen schlechthin. Die Idee eines authentischen, nicht entfremdeten Lebens ist daher eine Illusion. Schon der banale Hinweis darauf, dass – soweit wir wissen – Homo sapiens das einzige Wesen ist, das nach dem Sinn seiner Existenz fragen kann, zeigt, dass zum Menschsein das Gefühl der Fremdheit gegenüber der Welt gehört. Man hat diese Beobachtung in der Vergangenheit unterschiedlich umschrieben. Friedrich Nietzsche sprach vom Menschen als dem «noch nicht festgestellten Tier», Arnold Gehlen vom «Mängelwesens» und dessen «Weltoffenheit», und Helmuth Plessner prägte die Formel von der «natürlichen Künstlichkeit» des Menschen.

Diese Künstlichkeit und Weltoffenheit macht den Menschen frei. Weder ist er an seine Instinkte gebunden noch an einen speziellen Lebensraum. Menschen können Pläne machen, sie können sie wieder verwerfen oder korrigieren. Sie haben Visionen und Ideen. Sie können ihre Umwelt verändern, Felder anlegen, Wälder roden und Strassen bauen. Das alles kann auch zerstörerisch sein und dazu angetan, die Lebensgrundlagen des Menschen selbst zu vernichten. Doch zunächst einmal sind diese Fähigkeiten Ausdruck von Intelligenz und Gestaltungswillen. Es ist unsere Künstlichkeit, die uns Kulturräume, Städte, Paläste, Kunstwerke und Epen schaffen lässt. Erst die Entfremdung macht den Mensch zum Menschen.

### Narzisstische Kränkung

Doch der Mensch ist nicht nur fremd gegenüber der Welt. Er ist auch fremd gegenüber sich selbst. Die eigene Offenheit, das Unabgeschlossene verunsichern ihn doch und verleiten ihn zu der Hoffnung oder Vermutung, irgendwo gäbe es sein wahres Selbst – oder zumindest einen Ort, eine Tätigkeit, einen anderen Menschen, bei dem er sich selbst finden könne. Das jedoch ist ein tragischer Irrtum. Die menschliche Existenz ist von radikaler Kontingenz. Allenfalls kurzfristig gelingt es uns, die Illusion eines festgefügtten Lebens aufzubauen, indem wir es in ein bürgerliches Gerüst pressen. Aber genau dieses Gerüst wird vielen langfristig zur Last, da sie es als selbstverwirklichungsfeindlich erleben. Also suchen sie ihre tatsächliche Identität in einem neuen Leben, neuen Hobbys, neuen Lebenspartnern oder neuen Berufen. Doch das wahre, eigentliche und nicht entfremdete Leben gibt es nicht.

Die narzisstische Kränkung, die mit dem Scheitern des Selbstfindungsprojektes einhergeht, zeigt sich jedoch nicht nur in Form äusserer Infantilisierung, sondern vor allem in psychischer Regression. Man suhlt sich in seinen Befindlichkeiten und beschäftigt sich vorzugsweise mit dem

eigenen Innenleben. Es entsteht eine ganze Industrie von Beratern, Therapeuten, Analytikern und Coaches, die dem nach sich selbst suchenden Selbst den Weg aus dem Irrgarten unbewusster Blockaden und Hemmungen weisen sollen. Das Karussell narzisstischer Selbstbespiegelung dreht sich immer schneller und schneller. Ursache des jeweiligen Unwohlseins ist nicht etwa die eigene infantile Persönlichkeitsstruktur, die das selbstmitleidige Ich in eine Infantilisierungspirale treibt, sondern – wahlweise – die Eltern, die Schule, der Partner oder die Gesellschaft.

In Folge dieses zum Scheitern verurteilten Befreiungsversuches sind inzwischen auch die letzten Restbestände alteuropäischer Kultur nahezu abgeräumt und desavouiert. Doch der Mensch ist noch immer nicht bei sich. Die Rebellion im Namen von Emanzipation und Selbstsein greift nicht mehr. Sie will überwinden, wo es nichts mehr zu überwinden gibt. Sie will entlarven, wo alles entlarvt ist.

Letztlich zerschellt die Überwindung des umfassenden Entfremdungsgefühls an seinen eigenen Widersprüchen. Denn je heterogener eine Gesellschaft wird und je schneller soziale Beziehungen, Institutionen und Präferenzen sich wandeln, desto kleiner wird die Basis an ge-

### *Die allgegenwärtige Selbstverwirklichungspropaganda wird zum Kerker.*

meinsamen Überzeugungen, Ritualen und Regeln und umso schneller schwindet damit die Gewissheit von Stabilität und Orientierung. In dem Versuch, die dadurch entstehende Verunsicherung zu kompensieren, organisiert sich die Gesellschaft in immer neuen Strukturen. Der Komplexitätsgrad nimmt zu. Die damit einhergehende Unübersichtlichkeit und Regelungsdichte droht den Einzelnen zu anonymisieren und ohnmächtiger zu machen. Was einmal Aufklärung war, geht unter in einem gewaltigen Rauschen. Am Ende steht der verlorene Mensch, der seine Verlorenheit nicht einmal mehr bemerkt. Schon Herbert Marcuse hat hellsichtig darauf hingewiesen, dass der Begriff der Entfremdung fraglich wird, «wenn sich die Individuen mit dem Dasein identifizieren, das ihnen auferlegt wird». Das falsche Bewusstsein wird zum wahren Bewusstsein. Ideologie geht in Wirklichkeit auf.

Dass die Entfremdungskritik seit Jahrzehnten aus dem Mode gekommen ist, kann vor diesem Hintergrund nicht überraschen. Denn Entfremdungskritik setzt ein Bewusstsein für Entfremdung voraus, also etwas, das in den hochtechnisierten Emanzipationsgesellschaften westlicher Prägung nur noch unterschwellig vorhanden ist. Allenfalls im Konsumverhalten deutet sich bezeichnenderweise die Sehnsucht nach Authentizität an. Denn auch das Ursprüngliche und Unverfälschte wird konsumierbar. Jeder Bio-

laden, jedes handgeschmiedete Küchenmesser und jedes das herrliche Landleben beschwörende Hochglanzmagazin ist ein Zeugnis dieses Bedürfnisses nach dem Echten. Der an den Segnungen der Zivilisation zweifelnde Wohlstandsbürger bekämpft seine unterschwellig empfundene Entfremdung mit Ökoprodukten, handgenähten Arbeiterstiefeln und Craft Beer.

### Fremdsein öffnet Perspektiven

Angesichts der Regelungsdichte spätmoderner Gesellschaften ist es naheliegend, Entfremdung als Verlust von Freiheit zu beschreiben. Allerdings übersieht diese Diagnose, dass das moderne Konzept von Freiheit selbst schon ein Produkt einer Entfremdungserfahrung ist. Arnold Gehlen hat darauf aufmerksam gemacht. Deshalb hat das Fremdsein gegenüber der Welt auch ein hohes Emanzipationspotential. Es öffnet Perspektiven. Es setzt in Distanz, wo unter Umständen zu viel Nähe war. Entfremdung schafft Freiheit. Doch in einer emanzipationsfixierten Konsumgesellschaft mutiert Freiheit selbst zum Zwang, der in die endgültige Entfremdung zurückführt.

Wir werden unsere Freiheit und Autonomie nur dann wahren, wenn wir das Fremdsein, die Entfremdung aushalten. Die Vorstellung, man könne mit Hilfe von Selbstverwirklichungsstrategien, Selbstoptimierungskonzepten, Eskapismus oder einfach dem richtigen Lifestyle sich selbst finden, ist lächerlich und die Sehnsucht nach dem Authentischen naiv. Alle ideologischen, politischen oder konsumistischen Versuche, die Entfremdung zu überwinden, scheitern zwangsläufig. Das Ergebnis ist der endgültige und umfassende Autonomieverlust, der sich selbst nicht mehr wahrnimmt, da er sich als selbstbestimmt begreift. So schraubt sich der Mensch der Moderne in eine Spirale der Selbstentfremdung hinein, in der die Methoden zur Selbstbefreiung ihn immer weiter in ein Netz gesellschaftlicher und ideologischer Abhängigkeiten treibt. Die allgegenwärtige Selbstverwirklichungspropaganda wird zum Kerker.

Autonomie und wirkliches Selbstsein kann es daher nur im Zustand bewusster Entfremdung geben. «Nur Fremdheit ist das Gegengift gegen Entfremdung», notiert daher Theodor W. Adorno in seinen *Minima Moralia*. Fremdheit und Distanz aber setzen Einsamkeitsfähigkeit voraus und die Bereitschaft, sich loszusagen von vermeintlichen gesellschaftlichen und moralischen Verpflichtungen, mit denen die Apologeten des Zeitgeistes Freiheit im Keim ersticken. Nicht ohne Grund formuliert Ernst Jünger in seinem Essay «Der Waldgang»: «Im Menschen fällt die Entscheidung; niemand kann sie ihm abnehmen.»

Alexander Grau ist Philosoph, Journalist und Publizist. Dieser Text eine gekürzte Fassung der Einleitung seines neusten Buches: «Entfremdet. Zwischen Realitätsverlust und Identitätsfalle». Zu Klampen Verlag.

# LITERATUR UND KUNST

Nach drei Jahren  
Auszeit ist die Sängerin  
Zaz zurück – und voller  
Überraschungen.  
*Urs Gehriger, Seite 68*

Herausgegeben von Daniel Weber

**John Singer Sargent, Madame X, 1884** – Die Dame hiess Virginie Amélie Avegno Gautreau, stammte ursprünglich aus Virginia, galt als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, als eine, deren Magie es vermochte, mit einem Wimpernschlag die Welt ihres Gegenübers in ein unerwartetes Leben zu schleudern. Unsterblich wurde sie als Madame X, gemalt vom bekanntesten Porträtmaler seiner Zeit, John Singer Sargent (1856–1925), der in Europa als Sohn amerikanischer Eltern zur Welt kam.

Die beiden hatten kein Verhältnis, Sargent mochte Männer mehr als Frauen. Und vielleicht lag es daran, dass sein Blick auf die Vielfalt der Weiblichkeit nicht durch Testosteron eingengt wurde. Das Bild löste einen Skandal aus. Da war das Kleid, das später, in verkürzter Form, als «little black dress» Modegeschichte schreiben würde, da war ihr Blick voller Lusternheit und Schuld ohne Sühne, voller Verletzlichkeit und überheblicher Unerschlichkeit auch.

Erst Jahre später, als die moralische Korsage weniger luftabschneidend geschnürt wurde, fiel die Last der bigotten Empörung seiner damaligen Betrachter vom Bild ab, und das zeitlose, erotische Mysterium von Madame X konnte sich grenzenloser entfalten. Aber 1884 tanzte Madame X eine Gratwanderung auf einem Hochseil, unter dem eine Männerwelt sass, die einen Blick auf ihr Höschchen zu erhaschen versuchte, aber das zuzugeben die Hosen voll hatte.

Madame X verlor die Balance. Keiner von Rang und Namen wollte fortan in ihre Schönheit eintauchen. Madame X zog sich zurück, und mit jedem einsamen Verwelken ihrer einstigen Blüten mehr, konnte und wollte sie sich selbst nicht mehr sehen, entfernte alle Spiegel aus ihrem Pariser Appartement und verliess es nur noch in der Dunkelheit der Nacht.

Sargent, ein Mann mit Wind unter den Fusssohlen, zog weiter durch Europa, malte ein Porträt nach dem andern, aber keines mehr reichte an «Madame X» heran, dieses Werk, das inzwischen als die amerikanische «Mona Lisa» gilt. *Michael Bahnerth*



*Da verlor sie die Balance.*

# Enzyklopädie des Erzählens

Am 2. Februar 1922 wurde der Roman «Ulysses» von James Joyce in Paris veröffentlicht. Das skandalöse Buch war ein Meilenstein der Literatur.

*Claudia Olk*

---

James Joyce: Ulysses. Aus dem Englischen von Hans Wollschläger. Suhrkamp. 1140 S., Fr. 78.–

---

Ulysses von 100 Seiten: Ausstellung im Museum Strauhof, Zürich

---

Die Publikation war sofort ein Skandal, der unter anderem dazu führte, dass der britische Zoll 500 Exemplare des Romans bei ihrer Ankunft im englischen Hafen von Folkestone konfiszierte und mutmasslich verbrannte. Als der prominente Literaturwissenschaftler Frank R. Leavis in Cambridge um Erlaubnis bat, wenigstens ein Exemplar für wissenschaftliche Zwecke importieren zu dürfen, unterbreitete der Leiter der Anklagebehörde der Universität einen Polizeibericht, der über die Anzahl von Frauen, die Leavis' Vorlesungen hörten, Auskunft gab. Frauen, so

*Eine Zeit lang sah es so aus, als würde «Ulysses» niemals erscheinen.*

schien es, bedurften eines besonderen moralischen Schutzes vor einem Buch, das als «unglaublich unanständig» beschrieben wurde.

## Vergebliche Verlagssuche

In den folgenden Jahren, in denen sich Leserinnen und Leser mit geschmuggelten Ausgaben begnügen mussten, wurde «Ulysses» zum einflussreichsten englischsprachigen Werk des 20. Jahrhunderts. 1930 belegten die USA den Roman dennoch mit einem Bann, der ihn als «obszön» deklarierte und seine Beschlagnahmung und Zerstörung forderte. Der Bann wurde nach vielen Debatten schliesslich Ende 1933 aufgehoben, nachdem ein Bezirksgericht erklärt hatte, dass ««Ulysses» [...] weder sexuelle Impulse noch wollüstige Gedanken fördere und trotz seiner Derbheit nirgendwo einem Aphrodisiakum gleichkäme und somit bedenkenlos in die Vereinigten Staaten importiert werden dürfe». «Ulysses» hat es seinen Kritikern, Rezensenten und Lesern nie



*Reisen durch Raum und Zeit:* Marilyn Monroe liest Joyces «Ulysses», 1955.

leicht gemacht. Bereits 1932 berichtete Joyce in einem Brief an seinen Freund Frank Budgen stolz, dass nunmehr sieben Bücher über ihn geschrieben worden seien oder es gerade würden. Heute, neunzig Jahre später, mag diese Zahl bei mehr als 3000 liegen.

Die wechselvolle Geschichte des «Ulysses» begann um 1914 in Triest. Der Roman wurde dort sowie grossenteils in Zürich und in Paris geschrieben. James Joyce, der seine Kindheit und Jugend in Irland verbracht und am University College Dublin Literatur und moderne Sprachen studiert hatte, verliess das Land im Jahr 1904. Mit seiner späteren Frau Nora Barnacle, die er am 16. Juni 1904 kennengelernt hatte, liess er sich in Triest nieder und arbeitete unter anderem als Sprachlehrer. Als Italien 1915 in den Ersten Weltkrieg eintrat, zog die Familie Joyce mit ihren beiden Kindern Lucia und Giorgio für fünf Jahre nach Zürich.

Von dort ging es nach Paris, wo Teile des «Ulysses», gefördert durch den Dichter Ezra Pound, in den Magazinen *The Egoist* und *The Little Review* erschienen. Diese erste Publikation wurde allerdings aufgrund einer gerichtlichen Verfügung gestoppt, und die Herausgeberin, Harriet Shaw Weaver suchte auch in England vergeblich nach Verlagen, die sich des Textes annehmen wollten. Prominente Zeitgenossen wie Virginia und Leonard Woolf hatten abgelehnt, das Manuskript in ihrem Verlag zu drucken. Eine Zeit lang sah es so aus, als würde «Ulysses» niemals erscheinen.

In Paris traf Joyce 1920 die Amerikanerin Sylvia Beach, Inhaberin der Buchhandlung Shakespeare & Co., die ihm 1921 anbot, den «Ulysses» zu veröffentlichen. Es galt erneut zahlreiche Hürden zu überwinden, bis Joyce am 2. Februar 1922, seinem 40. Geburtstag, die Erstausgabe des Romans in Händen hielt. Zürich war wiederum die letzte Station in Joyces Leben, wo er am 13. Januar 1941 nach einer Operation verstarb.

### Unendlich gedehnter Tag

Es mag seltsam erscheinen, dass Joyce, der nur ungefähr 22 Jahre in Dublin gelebt hatte, die Stadt als Schauplatz der meisten seiner Werke wie der Kurzgeschichtensammlung «Dubliners» (1914) oder des Romans «A Portrait of the Artist as a Young Man» (1916) wählte. Als er nach vielen Jahren des Exils in Europa einmal gefragt wurde, ob er jemals wieder nach Irland zurückkehren wolle, antwortete er mit der Gegenfrage: «Habe ich es jemals verlassen?» Befremdet von Formen des Nationalismus und Katholizismus und zugleich der Insel verbunden, ihrer Gastfreundschaft und Naturschönheit, war und blieb Joyces Verhältnis zu seinem Heimatland ambivalent. Sein Dublin, wie wir es in seinen Werken kennenlernen, ist nun zugleich ein realer Ort und, vielleicht umso wichtiger, ein imaginärer Raum.

Wenngleich die Geschichte des «Ulysses» an einem einzigen Tag spielt, so ist dieser Tag

unendlich dehn- und teilbar. Joyce selbst hatte ironisch und selbstbewusst verkündet, sollte Dublin einmal plötzlich von der Erde verschwinden, könne es anhand seines Romans rekonstruiert werden. Die Welt des 16. Juni 1904 präsentiert sich in ihrer Aufwertung des Flüchtigen, des Banalen und Alltäglichen als Exzess an Details, als textuelles Universum aus partiellen und zufälligen Perspektiven. Die formale Struktur des Romans und seiner achtzehn Episoden folgt dem Schema von Abschied, Reise und Wiedersehen. An den ersten Teil, der den Reflexionen der Figur Stephen Dedalus folgt, schliessen die Wanderungen der Odysseus-Figur Leopold Bloom an, und die letzten drei Episoden beschreiben dessen Heimkehr.

### *Jährlich pilgern Fans nach Dublin, um dort entlang der Topografie des Romans zu flanieren.*

Als «Bloomsday» ist dieser 16. Juni 1904 in die Zeitrechnung der Joyce-Gemeinde eingegangen. Alljährlich pilgern viele Fans nach Dublin, um dort entlang der Topografie des Romans zu flanieren, sich im Stil seiner Figuren zu verkleiden oder einzelne Episoden an ihren Originalschauplätzen zu rezitieren. Joyces Roman behält und fördert diesen realistischen Eindruck des Alltäglichen. Zugleich weist die präsentierte Wirklichkeitsfülle die Welt des Romans als sprachlich verfasste aus, als eine sich selbst erschaffende und nach Exzess strebende textuelle Vielfalt.

Diesen Effekt der Vielschichtigkeit präsentiert der Text bereits in seinem Titel. Leserinnen und Leser des «Ulysses» werden von Joyce zugleich auf die «Odyssee» des Homer verwiesen. Dennoch ist der antike Text kein unmittelbarer Schlüssel zur modernen Irrfahrt durch Dublin. Je genauer man die «Odyssee» kennt, desto deutlicher werden die Unterschiede zu Joyces Werk. Vergeblich sucht man nach den griechischen Heroen und wird stattdessen mit auf die Wanderungen des zweimal getauften, jüdischen Anzeigenakquisiteurs Leopold Bloom genommen. Blooms Abenteuer zirkulieren durch Raum und Zeit. Der Reichtum der Anspielungen und Zitate die im Roman verwoben sind, reicht von Homer über Shakespeare und nahezu alle Werke der Weltliteratur bis hin zu Joyces Zeitgenossen. «Ulysses» wird zu einer Enzyklopädie erzählerischer Möglichkeiten.

In der Episode «Oxen of the Sun» präsentiert der Roman eine Reflexion auf seine eigene Entstehungsgeschichte. Die Episode spielt auf der Geburtsstation eines Krankenhauses und verweist auf das mythologische Fruchtbarkeitssymbol in der «Odyssee», die heiligen Rinder des Sonnengottes Helios. Sie ist in einer Vielzahl von Stilen verfasst, die vom Mittelenglischen, vom latinisierten Stil Mil-

tons über den des Satirikers Swift bis hin zu Romanciers des 19. Jahrhunderts reichen und somit die embryonische Entwicklung literarischer Formen bis hin zur Geburt des «Ulysses» nachvollziehen.

Jede Episode eröffnet einen Kosmos imaginativer Bezüge. In der Zyklopen-Episode wird Bloom mit den extrem nationalistischen und antisemitischen Tiraden eines Bürgers konfrontiert, der, wie Homers Zyklop Polyphem, buchstäblich wie metaphorisch einäugig ist. In der Sirenen-Episode wird die Verführung durch Stimmen und Gesang nicht nur thematisch, sondern strukturell. Die beiden Barmädchen im «Ormond»-Hotel nehmen darin nicht nur sirenenhafte Züge an, die Episode selbst folgt dem musikalischen Schema einer Fuge.

Blooms Heimkehr schliesslich beschreibt weder eine Wiederkehr des Gleichen noch die mit dem Zuhause assoziierte Sicherheit einer *terra firma* nach bewegten Jahren auf See, sondern sie birgt das Moment des Misstrauens gegenüber dem vermeintlich Vertrauten. Die Heimat «Ithaca» ist dem Reisenden fremd geworden. Blooms Verlust seines Hausschlüssels korreliert mit der Suche des Lesers, einen Weg zur Entschlüsselung der Episode zu finden, die aus 303 Fragen und Antworten besteht.

### Das letzte Wort ist «Ja»

Die besondere Rolle der letzten Episode ist vielbeachtet worden. Die Penelope-Episode wird aus der Perspektive der Molly Bloom erzählt und besteht aus einem Monolog von acht langen, unpunktieren Sätzen – das Kapitel ist über hundert Seiten lang. «Ja», lautet das erste und letzte Wort der Penelope. Ähnlich wie die Gattin des Odysseus bei Homer wartet Molly auf die Heimkehr ihres Mannes Leopold.

Im Bett liegend, rekapituliert sie die Ereignisse des Tages, erinnert sich an ihre Jugend in Gibraltar, lässt ihre vielfältigen erotischen Zusammentreffen Revue passieren und berichtet auch über ihr Leben mit Bloom. Anders als Penelope war Molly ihrem Ehemann nicht treu. Für Bloom sind vertraute Objekte wie das Bett, in dem er «den Abdruck einer menschlichen Form, männlich, nicht seine» bemerkt, trügerisch geworden.

Auch 2022, im Jahr hundert nach «Ulysses», vermag es dieser, die Vorstellungskraft seiner Leserinnen und Leser stets neu in Bewegung zu setzen. Die Beweglichkeit eines Standpunktes ist es, die dieses Jahrhundertwerk fordert und wie kaum ein anderes vollzieht: «Triest–Zürich–Paris, 1914–1921» ist «Ulysses» unterschrieben und führt an seinem Ende auf die vielen Anfänge seiner Reisen durch Raum und Zeit zurück.

Claudia Olk ist Professorin für Anglistik und Komparatistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Präsidentin der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

# Fast ein Roman

Peter Hartmann

Martin Suter: Einer von euch – Bastian Schweinsteiger. Diogenes. 384 S., Fr. 28.90

Es ist Kinderbuch, es ist Pubertätsnovelle, es ist Faktenbibel einer Karriere, es ist Liebesromanze, es ist alles, streckenweise. Auf dem Buchumschlag steht «Roman».

Der Meister der schleichenden Verdunkelung in seinen besten Gesellschafts- und Kriminalgeschichten entwirft diesmal das reale Leben eines prominenten Glückskindes, eines Starfußballers in der Haut eines Naturburschen. Und überstreut ihn mit allerlei Rätselpuder: Ist das alles Wirklichkeit oder zu schön, um wahr zu sein? Ein «biografischer Roman» (eigene Definition im Vorwort), eine «autorisierte Romanbiografie», wie er an der Präsentation in Berlin erklärte. Nein, doch keine Biografie, sondern ein Roman, denn schliesslich sei er Romanschriftsteller. Eine «Heldensaga», das treffe es auch.

Kämpfte der routinierte Bestsellerautor Martin Suter, 73, als er sich hineinschrieb in Lebenslauf und Karriere des deutschen und vor allem Münchner Fussballieblings Bastian Schweinsteiger, 37, vielleicht mit unerwarteten Schwierigkeiten und Selbstzweifeln auf dem fremden Terrain des Fussballs?

Es wird viel geredet, die Leute reden und reden laufend in Anführungszeichen. Ein sprechendes Buch. Tom Kummer hat Interviews mit Hollywoodstars erfunden, brillant schwadronierende Texte, für die er gefeiert und dann als Betrüger geteert und gefedert wurde. Auch Martin Suter arbeitet nach dem Prinzip des freien Ausschmückens, aber mit abgesehenen Sprechblasen der handelnden Personen, die sich vielleicht geschmeichelt fühlen als Literaturfiguren.

Die Idee zu «Einer von euch» ist entstanden, als sich der Dichter und der Sportsmann, der sich diesen Autor gewünscht hat,

## *Ein Goldfaden: die parallele Liebesgeschichte mit Ana Ivanovic.*

kennenlernten und schon nach ein paar Minuten beim Du waren. Das 384-Seiten-Buch bleibt, erstaunlich bei diesem Virtuosen des Abgründigen, merkwürdig geheimnislos, oberflächlich. Suter schildert zunächst die unbeschwernte Jugendzeit im bayerischen Oberaudorf, wo die Familie ein Sportgeschäft betreibt, die frappante Doppelbegabung des kleinen Basti auf dem Fussballplatz und auf der Skipiste. Der Junge freundet sich mit dem späte-



Heile Welt: Fussballer Schweinsteiger.

ren Slalomkünstler Felix Neureuther an, und einmal übergibt ihm sogar sein Idol Alberto Tomba den Siegerpreis.

Suter erzählt das in einfachen Sätzen und mit seiner manchmal ermüdend banalen Alltagsdialog-Technik. Es herrscht heile Welt, die entfernt an diejenige der einst vielgelesenen «Turnachkinder» Ida Bindschedlers im 19. Jahrhundert erinnert. Bis Basti, der Realchüler, mit vierzehn in München ankommt, in der Grossstadt und im Grossfussball.

### Teil des Marketings

Fussballerbiografien kranken meistens daran, dass der Star und sein Management die Textkontrolle mit Schere und Bügeleisen über den Stoff und das Wort ausüben. Die Biografie ist Teil des Marketings und der Fan-Bewirtung. Ist sie noch zeitgemäss? Sportbücher laufen eher schlecht. Heute ist das Einmalige, sind die grossen Momente, von denen der Ruhm der Hauptdarsteller lebt, die Triumphe und Ticks, das Pech und die momentanen Weltuntergänge jederzeit per Fingerklick auf YouTube abrufbar. Til Schweiger hat bereits 2020

einen Dokumentarfilm über Schweinsteiger realisiert, «Von Anfang bis Legende».

Aber die Spannung stirbt im Fussball mit dem Schlusspfiff. Interviews werden von Pressesprechern gefiltert und poliert. Schweinsteiger redet hier zwar offen über Konflikte, persönliche Niederlagen, die er gegen die Trainer Felix Magath beim FC Bayern und José Mourinho bei Manchester United durchlitt. In Manchester ist Schweinsteiger am narzisstischen Spielerdompteur Mourinho gescheitert, der ihn in zwei Jahren lediglich achtzehn Mal auf den Platz schickte – nach seinen glänzenden siebzehn Jahren in München, getrübt nur durch die Foltertrainings und andere Schikanen des Schleifers Magath, aus Neid, wie er vermutet. Er kickt zum Kehraus noch zwei Jahre bei den Chicago Fire.

Es ist unmöglich, in Deutschland dem charismatischen «Kaiser Franz» Beckenbauer das Wasser zu reichen, und sinnlos, mit dem allzeit polemisierenden und fünfmal geschiedenen Lothar Matthäus über die richtige Taktik zu streiten. Schweinsteiger ist kein Meinungsführer und als TV-Experte in der ARD schlicht ein Langweiler.



Im Gegensatz zu seinem langjährigen Mitspieler Philipp Lahm, 38, einem Strategen, der seine Memoiren letztes Jahr veröffentlichte und auch aus dem Innern des Wals berichtet, aus der Blut- und Schweisszone der Garderobe, wo die Spieler einen Trainer fertigmachen können oder umgekehrt. In Lahm sehen viele schon einen kommenden Fifa-Präsidenten.

### Wie Max und Moritz

Humor und Fussball sind chemisch unverträglich, doch ausgerechnet ein übel beleumdeteter Kerl wie der Superstar Zlatan Ibrahimovic, der mit vierzig immer noch bei Milan spielt, hat mit seiner umwerfend witzigen, derben, auch gegen sich selber schonungslosen Autobiografie im Jugo-Strassenslang von Rosengard, dem Viertel in Malmö, in das sich kaum noch Schweden wagen, Verkaufsrekorde gebrochen. «Le style, c'est l'homme», erkannt und aufgeschrieben von David Lagercrantz, dem schwedischen Martin Suter.

Und einmal hatte auch Deutschland das Lachen gefunden, als Poldi & Schweini ihre Kunststücke und Schelmereien mit jugendlichem Leichtsinn auf den Rasen zauberten. Lukas Podolski und Bastian Schweinsteiger (der den «Schweini» hasste) als Comic-Figuren wie Max und Moritz im «Sommermärchen» der WM 2006, aus dem sie leider vorzeitig erwachten. Weltmeister wurde Schweinsteiger erst 2014 in Rio. Er imponierte im Endspiel in der Rolle des Schmerzensmannes, den die Argentinier blutig traten.

Martin Suter nimmt die lange Kurve der Schweinsteigerschen Laufbahn im Faktenteil pingelig ausführlich, denn Fans sind unachtsam gegenüber Irrtümern. Er webt aber einen Goldfaden ein: die parallele Liebesgeschichte mit Ana Ivanovic, der serbischen Tennisprinzessin und Lebenspartnerin, und es könnte fast ein Roman sein.

## Zerstörungskraft der Massen

Matthias Matussek

**Gustave Le Bon:** Psychologie der Massen. Aus dem Französischen von Rudolf Eisler. Kröner. 156 S., Fr. 19.90

Mit der Neuauflage von Gustave Le Bons «Psychologie der Massen» hat es der Philosophie-Verlag Kröner geschafft, ein 127 Jahre altes Buch als Kommentar zur Zeit kurzzuschliessen: Es funkelt und spritzt und sprüht auf jeder Seite in dieser hellen Volte über die Herrschaft der Massen. Das Buch zu einer Übergangszeit. Ein tiefschwarzes, pessimistisches Buch über den Rückfall in eine neue Barbarei.

Auch unser Massenzeitalter, das sich durch die sozialen Netzwerke zu Meinungsblasen verklumpt und so verführbar ist durch simple Schlagworte wie «Gerechtigkeit» oder «Klima» oder «Zukunft» oder aufhetzbar durch Beschimpfungen wie «Nazi», verfällt zunehmend in vernunftswidrige oder utopistische Rasereien und gibt sich grossen Umbauplänen hin. Wovon Le Bon, mit einem schauernden Blick auf die Terrorjahre der Revolution, dringend warnt. «Die Massen haben nur Kraft zur Zerstörung», führt er aus. «Ihre Herrschaft bedeutet stets eine Stufe der Auflösung.»

### Bluten für eine Erlöserfigur

Gustave Le Bon war Arzt, Anthropologe, Begründer der Massenpsychologie, die später auch Freud interessieren sollte, geboren 1841, die Französische Revolution und Napoleons Weltkaiserreich und Schlachten steckten der Nation noch in den Knochen, die Revo-



lution von 1848 bereitete sich vor, und in seinen mittleren Jahren erlebte Le Bon die Pariser Kommune von 1871 und die Niederlage Frankreichs gegen die Preussen – mehr an Erschütterungen und Umwälzungen und Zusammenbruch von Gewissheiten kann auch eine neunzigjährige Lebensspanne wie die Le Bons kaum umfassen.

Seine Beobachtung: «Die Masse ist dem alleinstehenden Menschen intellektuell stets untergeordnet.» Sie ist gemeiner, brutaler, enthemmter. Allerdings auch heldenhafter, bereit zur Selbstaufopferung. Die Masse ist mit primitiven Schlagworten manipulierbar, je simpler, desto wirkungsvoller. Hitler hat Le Bon gelesen, in Lenins Nachlass fand sich ein heftig

bearbeitetes Exemplar der «Psychologie der Massen».

In der kurzen Zeitspanne zwischen 1790 und 1820, also innert einer Generation, waren die Franzosen Royalisten, Revolutionäre, sie bluteten für eine Erlöserfigur auf dem Schlachtfeld, waren Bürger und erneut Royalisten – die Seelenstimmung des Volkes in diesen dreissig

*Hitler hat Le Bon gelesen, in Lenins Nachlass fand sich ein heftig bearbeitetes Exemplar.*

Jahren eine wild ausschlagende Fieberkurve. Erregungsgekräusel auf einer Grundprägung durch Geschichte und Kultur und Rasse, wobei Letztere nicht biologisch gemeint ist, sondern als Ensemble von Selbstverständlichkeiten, das in den unbewussten Allgemeinbestand abgesunken ist.

Ja, Gustave Le Bon entwirft dieses Zweischichtensystem. Das langsam strömende Grundwasser, das sich über Jahrhunderte gemeinsamer Ideale und verbindlicher Mythen und «Illusionen» wie etwa der Religion gebildet hat, und darüber der Wellenschlag augenblickhafter Begeisterungen und Hysterien.

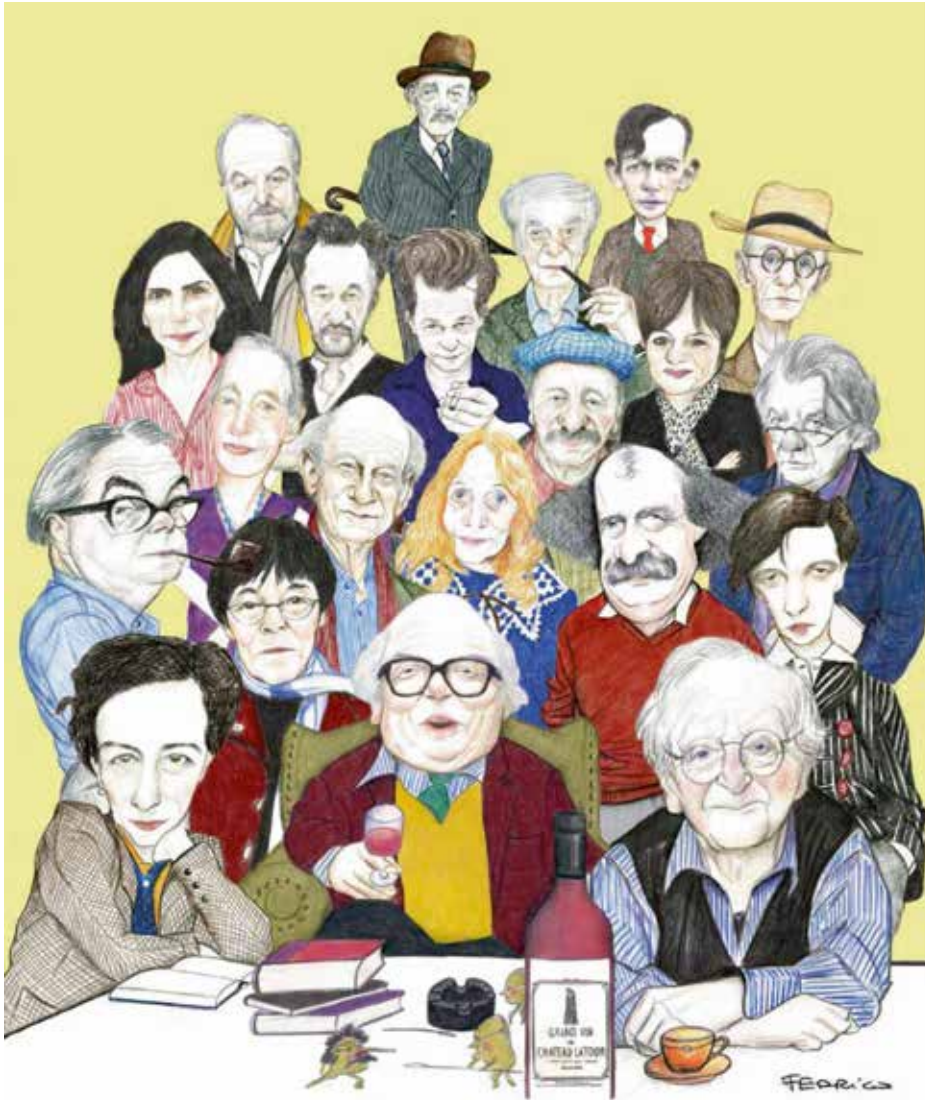
Sie werden aufgepeitscht durch Menschen mit «Nimbus», einer schwer zu definierenden Eigenschaft, die noch am ehesten mit «Charisma» zu übersetzen wäre. Gustave Le Bon nimmt sich Robespierre vor, dessen Reden «verblüffen in ihrer Zusammenhangslosigkeit»: Gemeinplätze und Weitschweifigkeiten, «nicht ein Gedanke, keine Wendung, kein Einfall – es ist die Langeweile in höchster Steigerung». Dennoch vermochte er das Volk in eine Gemeinschaft von tugendrasenden Blutsäufeln zu verwandeln.

### Simple Tricks

Le Bon: «Die Massen haben nur eingeflüsterte, nie vernünftige Meinungen.» Ist es heute etwa anders, wenn man die Jagd etwa auf Ungeimpfte oder Querdenker beobachtet? Le Bon entwirft eine Typologie der Massen; die «verbrecherischen» sicher, aber auch die Geschworenen sind eine Masse, die durch simple Tricks zu beeinflussen sind, und erst recht die Wählermassen.

Die erstaunliche Popularität der Grünen mit ihrer vernunftswidrigen Utopie einer Energiewende durch Windräder und Solarpaneele, die das *Wall Street Journal* als «World's Dumbest Energy Policy» betitelte, eine Politik zudem, die von sämtlichen Regierungsparteien mitgetragen wird, konnte nur eine angstgetriebene hysterische Wählermasse begeistern.

Durchgesetzt wurde sie neben anderen von einer kühl rechnenden Physikerin namens Angela Merkel, die als Kanzlerin an nichts so sehr interessiert war wie an ihrem Machterhalt.



Bunter Dichterstrass.

## Vielstimmige Schweizer Literatur

Daniel Weber

Charles Linsmayer (Hg.): 20/21 Synchron. Ein Lesebuch zur Literatur der mehrsprachigen Schweiz von 1920 bis 2020. Th. Gut. 576 S., Fr. 39.90

Mit Anthologien ist es so eine Sache: Die meisten landen im Büchergestell, bevor man sie gelesen hat. Es sei denn, man vertraut dem Urteil des Herausgebers, der die «Blütenlese» verantwortet, was Anthologie auf Deutsch heisst. Im Fall von «20/21 Synchron» kann man das getrost tun. (Vom Titel, der an ein Haushaltsgerät erinnert, soll man sich nicht abschrecken lassen.)

135 Texte hat Charles Linsmayer ausgewählt, und auf jeweils einer Seite stellt er die Autorinnen und Autoren in Wort und Bild vor. Es gibt wohl niemanden, der berufener wäre für ein solches Grossprojekt als der inzwischen 76-jährige Germanist, der sich seit Jahrzehnten um

die Schweizer Literatur verdient gemacht hat, als Kritiker, Lektor und Herausgeber. Linsmayers Leistung ist es, dass er sich als leidenschaftlicher Literaturvermittler nicht nur an die etablierten Namen gehalten, sondern auch Randfiguren und vergessene Autoren wieder zugänglich gemacht hat. Ein jüngeres Beispiel sind die abenteuerlustige Neuenburgerin Cilette Ofaire (1891–1964) und ihr Seefahrerroman «Ismé» (*Weltwoche* 43/20).

### «Das viereckige Tier»

Ein Meilenstein von Linsmayers Tätigkeit als Herausgeber war in den 1980er Jahren die Edition «Frühling der Gegenwart», in der er dreissig Deutschschweizer Romane aus den Jahren 1890 bis 1950 wieder greifbar machte. Da hob er einige Schätze und bewies, dass vermeintlich Verstaubtes im Licht der Gegenwart erblühen kann.

«20/21 Synchron» zeugt von Linsmayers langjähriger Erfahrung und seiner weitläufigen Belesenheit. Das gilt nicht nur für die Deutschschweizer Literatur, der Band berücksichtigt alle vier Landessprachen. Die Texte sind nicht

chronologisch angeordnet, sondern in achtzehn Themenkreise aufgeteilt, die sich als gute Einstiegsmöglichkeiten ins Buch erweisen: «Wege und Umwege der Liebe», «Von Vätern und Müttern», «Vom Sterben und vom Tod», «Auf der Schattenseite». Was man unter diesen Stichworten versammelt findet – und was die Lektüre so lohnend macht –, ist oft unerwartet. Denn Linsmayer wählt nicht das Naheliegende, er stösst auch bei bekannten Autoren treffsicher auf entlegene Trouvaillen.

Etwa bei Ludwig Hohl, von dem er zwei Briefe aus dem Jahr 1943 an die Zürcher Künstlerin Hanny Fries (mit der Hohl kurze Zeit verheiratet war) abdruckt, berührende Zeugnisse der Armut, in der Hohl in Genf lebte. «Dann wollten die Männer, die den Torf brachten, ihn wieder mitnehmen, als sie hörten, dass ich nicht bezahlen würde», schreibt er ihr.

*Linsmayer stösst auch bei bekannten Autoren treffsicher auf entlegene Trouvaillen.*

Trost findet er in ihren Briefen und vor allem in den Gesprächen am Telefon, das er «das viereckige Tier» nennt – ein damals noch junges Kommunikationsinstrument, dessen Lebhaftigkeit Hohl sehr schätzt.

Viele der zeitgenössischen Autorinnen und Autoren, die Linsmayer in sein Pantheon aufgenommen hat, haben eigens Beiträge für sein Lesebuch verfasst. Zum ersten Thema des Bandes, «Frühe Erfahrungen», haben vier von sechs Autoren Originaltexte beigesteuert – Arno Camenisch, Dana Grigorcea, Hanna Johansen und Eleonore Frey –, die als Kindheitserinnerungen nicht nur literarisch überzeugen, sondern auch biografisch aufschlussreich sind.

Den letzten Teil des Buchs bilden die Autorenporträts, in denen Linsmayer zeigt, was er kann. Seine Einordnungen auf knappem Raum sind subjektiv, aber stets nachvollziehbar und fundiert. Er würdigt den sperrigen Sprachartisten Jürg Laederach ebenso kenntnisreich wie den Klassiker Hermann Hesse. Ist er von der Qualität eines Autors überzeugt, findet er klare Worte, etwa über Jörg Steiner: «Man braucht kein Prophet zu sein, um zu behaupten, dass man das, was er schrieb, noch lange und mit stets neuer innerer Bewegung lesen wird.» Und wo er unsicher ist, verhehlt er es nicht: «Ob Lukas Bärfuss, der die Schweizer Literaturszene lustvoll aufmischt, als schnell verglühender Meteor oder als lang leuchtendes Gestirn in die Literaturgeschichte eingehen wird, kann zurzeit noch niemand beantworten.»

«20/21 Synchron» ist für alle an Schweizer Autoren Interessierten ein praktisches Nachschlagewerk – und gehört zu jenen Anthologien, aus denen man gern immer wieder ein paar Blüten pflückt.

# Wer hat Anne Frank verraten?

Pierre Heumann

Rosemary Sullivan: The Betrayal of Anne Frank. A Cold Case Investigation. Harper Collins. 400 S., Fr. 32.90

Das Buch, das im März auch auf Deutsch erscheint, weckt die Erwartung, dass der Denunziant des jüdischen Teenagers Anne Frank postum entlarvt worden sei, des Mädchens also, das sich während des Zweiten Weltkriegs mit seiner Familie und vier weiteren jüdischen Personen in einem Amsterdamer Hinterhaus versteckte, um nicht von den Nazis ins Vernichtungslager deportiert zu werden.

Die Recherchen gehen auf die Initiative des niederländischen Filmproduzenten und Schauspielers Thijs Bayens zurück; er stellte ein Team aus rund zwanzig Historikern, Kriminologen und Datenspezialisten zusammen. Sie durchforsteten Archive, sichteteten Dokumente, interviewten Zeitzeugen und wandten modernste Methoden an: künstliche Intelligenz, Big Data, DNA-Proben, alles in der Hoffnung, das Geheimnis zu lüften, wer Anne Frank den Nazis ausgeliefert hatte; sie starb Anfang 1945 im KZ Bergen-Belsen.

## Anonyme Notiz

Geleitet wurde das Team von Vince Pankoke, einem pensionierten FBI-Ermittler, der während 27 Jahren Agent gewesen war. Fünf Jahre lang untersuchten er und seine Gruppe über dreissig Theorien. Die Recherchen konzentrierten sich am Ende auf eine anonyme Notiz, die Annes Vater, Otto Frank, nach dem Zweiten Weltkrieg erhalten hatte und die nach seinem Tod entdeckt wurde. Darin heisst es, der renommierte Notar Arnold van den Bergh habe den deutschen Besatzern das Versteck der Franks verraten. Die Notiz war zwar lediglich eine Abschrift, aber in akribischer Kleinarbeit gelang den Ermittlern der Nachweis, dass die Kopie der Notiz mit der Schreibmaschine von Otto Frank geschrieben worden war.

Neben der Notiz stützten sich die Fahnder auf die Tatsache, dass van den Bergh Mitglied des Judenrates war. In den eroberten Gebieten wurden Judenräte von den Nazis eingesetzt, damit sie die nationalsozialistische Politik gegenüber den Juden umsetzten – ein perfides Konstrukt, weil es Juden zwang, gegenüber ihren Glaubensgenossen die menschenverachtenden Befehle der NS-Behörden auszuführen.

Vor diesem Hintergrund ist der im Buch zitierte Satz: «Wir wurden durch Juden verraten», zu verstehen, den Otto Frank nach dem Krieg in einem Interview äusserte. Wen hat er damit gemeint? Pankoke spekuliert: Frank habe mit dem Plural «wahrscheinlich» andeuten wol-

len, dass van den Bergh und der Judenrat hinter dem Verrat stünden. Allerdings hat Otto Frank, der als Einziger der Familie den Holocaust überlebte und 1980 starb, van den Bergh nach dem Zweiten Weltkrieg nie erwähnt. Vielleicht aus Rücksicht auf dessen Krebskrankheit, mutmasst der Ermittler. Vielleicht wollte Frank auch verhindern, dass Antisemiten den – angeblichen – Verrat van den Berghs als Beleg für die Unterstellung benutzen würden, Juden hätten Glaubensgenossen an die Nazis ausgeliefert.

Den Beweis, dass der Notar der Verräter war, bleibt das Team schuldig. Nachdem mehrere Szenarien verworfen wurden, sei nur van den Bergh als möglicher Täter übriggeblieben. Die anonyme Notiz sei zwar kein stichhaltiger Beweis, räumt Pankoke ein, doch als Mitglied des Judenrates habe der Notar erstens «mit ziemlich

## Welcher Emotions-Typus sind Sie?



grosser Sicherheit» Informationen über die Adressen von versteckten Juden gehabt. (Laut Historikern ist allerdings der Verdacht nie erhärtet worden, dass Mitglieder des Judenrates über Adressen von Juden, die sich versteckt hatten, verfügt hätten. Auf diesen zentralen Punkt geht das Forscherteam in seiner «Beweisführung» nicht ein.) Zweitens habe der Notar ein Motiv gehabt: sich und seine Familie vor einer Deportation zu schützen, indem er sich den deutschen Besatzern als «nützlich» erwies. Drittens habe er von den Nazis die Erlaubnis erhalten, sich frei zu bewegen, und er habe regelmässig im Kontakt mit Nazis in Amsterdam gestanden.

Das alles ist vage, die Beweislage sehr dünn. Nicht von ungefähr tauchen deshalb oft Begriffe wie «sehr wahrscheinlich» oder «Es ist plausibel» auf. Ein Beweis sieht anders aus. Der Verräter von Anne Frank ist nicht überführt.

## Die Sprache Einfach schwierig

Nichts ist, wie es scheint. Ein Pferd ist ein Tier, es sei denn, es handelt sich um ein Turngerät oder um eine Schachfigur. Das Wort «Schlag» hat nach dem Grossen Duden sechzehn Bedeutungen, «Zug» ebenfalls, «Rose» neun. Fachsprachler sprechen von Polysemie, Umgangssprachler von Mehrdeutigkeit.

Das kann in Einzelfällen zu Missverständnissen führen, so bei jenem Kapitän, der zu wissen glaubte, was ein blinder Passagier ist. Als ihm gemeldet wurde, es befinde sich einer auf dem Schiff, gab er den Befehl, ihn über Bord zu werfen. Kurz darauf musste er sich die Frage gefallen lassen, was mit dem Blindenhund zu geschehen habe.

Wie soll man Deutschlernenden klar machen, dass es tagsüber der Weizen und das Korn heisst, abends an der Bar aber das Weizen und der Korn? Etwas übersehen (überblicken) kann auch das Gegenteil bedeuten: etwas nicht sehen. Etwas abdecken (zudecken) hat auch die entgegengesetzte Bedeutung: die Abdeckung entfernen. Sind Mönche gewalttätig? Fast könnte man es meinen, wenn man von dieser alten Mönchsregel hört: «Wenn deine Augen eine Frau erblicken, schlage sie nieder.» Und es ist ein Unterschied, ob man einer Mutter schreibt: «Dein Kind sieht dir ungeheuer ähnlich.» Oder: «Dein Kind sieht dir Ungeheuer ähnlich.»

Vermeintliche Widersprüche gibt es zuhauf. «Warte schnell», sagen wir und erhalten zur Antwort: «Es pressiert aber langsam.» Wird uns Unglaubliches berichtet, reagieren wir vielleicht mit einem unlogischen «Ja nee» oder «Komm, geh!». Das Kompliment «Du bist vielleicht schön!» wird als solches aufgefasst werden; «vielleicht» dient hier zur Verstärkung. Entschlüpft uns die Bemerkung «Der ist schön hässlich», müssen wir uns eingestehen: «Das war richtig falsch und ging genau daneben.» Jemanden als vollschlank zu bezeichnen, ist etwas anderes, als zu sagen: «Hey, du bist voll schlank!» Gegen den Satz «Du hast den schönsten Hintern weit und breit» wird die Freundin nichts einzuwenden haben. Ein Komma wird Irritationen auslösen: «Du hast den schönsten Hintern, weit und breit.»

Nichts ist einfach. Es bleibt schwierig. Einfach schwierig.

Max Wey

# Garten des Glücks

Zaz ist zurück! Mit einem intimen Album und einem grausig-schönen Duett mit Till Lindemann. Hier spricht sie über die grosse Liebe, den Verzicht auf Fleisch und die Lust am Töten.

Urs Gehriger

**A**ls vor zwölf Jahren ihr erstes Lied erklang, waren selbst die Legenden des französischen Chansons verzückt. «Sie kann alles singen», schwärmte Charles Aznavour, «sie berührt deine innerste Seele.» Mit einer schier unbegrenzten Variation von Stilen füllte Zaz Stadien, stürmte die Charts und eroberte Herzen in aller Welt.

Vor drei Jahren wurde es plötzlich still um die «neue Piaf». Geistig ausgezehrt und körperlich am Ende, legte Isabelle Geffroy, wie Zaz mit bürgerlichem Namen heisst, eine lange Pause ein. Sie hat ihren Körper und Geist entgiftet, den Mann ihres Lebens geheiratet (seine Identität hütet sie wie einen heiligen Gral) und eine neue Rolle als (Stief-)Mutter gefunden.

Von diesem Neuanfang zeugt ihre neue Platte «Isa», einer Reise zu sich selbst, auf der sie mit einer dicken Überraschung aufwartet. Sie singt ein Duett mit Till Lindemann, bekannt als Frontmann der Brachialrock-Combo Rammstein. Im Clip zu «Le jardin des larmes» (Der Garten der Tränen), fantastisch inszeniert in der Steppe Usbekistans, spriest zwischen dem ungleichen Paar eine zärtliche Blüte. Doch wie bei Lindemann nicht anders zu erwarten, muss das frische Glück in Blut und Feuer untergehen.

Vor ihrer Rückkehr auf die Schweizer Bühnen erklärt Zaz der *Weltwoche*, wie es zu der grossen Wende in ihrem Leben kam.

**Weltwoche:** Nach dreijähriger Stille kehren Sie intim und furios zurück. Sie singen im Duett mit Till Lindemann. Er ist hin und weg von Ihnen. «Sie ist voller Poesie – Intensität in einem Mantel aus Sanftheit», schwärmt er.

**Zaz:** Ohh!

**Weltwoche:** Wie haben Sie das Raubein derart gezähmt?

**Zaz:** (Lacht) Ich glaube, wir sind uns ziemlich ähnlich, wir sind sensibel, wir sind Künstler. Till mag französische Chansons. Als er mich singen hörte, gab es da etwas, was ihm gefallen hat, und er wollte unbedingt mit mir im Duett singen. Die Idee ist bereits vier Jahre alt. Als wir uns dann endlich trafen, haben wir uns sofort

verstanden. Till ist ein leidenschaftlicher, überaus charismatischer und fröhlicher Mensch. Er ist ein grosses Kind.

**Weltwoche:** Der Gesang von Ihnen beiden erinnert an das legendäre Duett von Nick Cave und Kylie Minogue mit ihrem melancholisch-morbiden «Where the Wild Roses Grow». Auch Ihre Mesalliance, inszeniert in der Wüste von Usbekistan, endet wie eine shakespearesche Tragödie. Wer hat sich dieses Skript ausgedacht?

**Zaz:** Das war Till. Er hat den Text geschrieben, dann hat er zusammen mit Regisseur Zoran Biha das Drehbuch für das Video entworfen.

*«Liebe ist nicht selbstverständlich, sie erfordert viel Aufmerksamkeit, viel Kommunikation, viel Geduld.»*

Es ist ein Lied, das dramatisch ist und voller Poesie, es hat etwas Traumhaftes, und gleichzeitig verkörpert es viele dunkle Archetypen. Es hat mir gutgetan, all diese Ängste zu verkörpern. Es ist eine Art Exorzismus, bei dem wir etwas Wunderbares kreieren. Die Ästhetik des Clips ist sehr schön.

**Weltwoche:** Schrecklich schön. Die Liaison endet im veritablen Mordrausch.

**Zaz:** Ja, die Leute haben sicher nicht erwartet, dass ich ein Duett mit Till Lindemann machen würde und ich ihn im Video umbringe und er mich, es fliesst echt viel Blut. (Lacht) Aber das ist das Coole an der Sache. Ich liebe es, die Leute zu überraschen und der Welt zu zeigen, mit welcher Lust ich in verschiedene Rollen schlüpfe und dass ich viel mehr zu bieten habe als das, was die Leute von mir kennen.

**Weltwoche:** Ganz anders als Ihre Mörderkiste mit Lindemann ist Ihr Privatleben ein blühender Garten des Glücks. Sie haben die Liebe gefunden. Oder besser gesagt: Die Liebe hat Sie gefunden. Ein Mann ist in Ihr Leben getreten. Für alle unverbesserlichen Romantiker unter uns, schildern Sie bitte, wie das passiert ist.

**Zaz:** Es ist lustig, ich kannte ihn, ich wollte mit ihm arbeiten, und dann geschah etwas mit uns, aber ich habe nichts gemerkt, bis meine

Freunde sagten: «Ah bah, das ist er.» Ich fragte: «Woher wisst ihr das?», und sie sagten: «Isa, es ist nicht zu übersehen!» Ich bin eigentlich ziemlich hellseherisch, was mein Leben anbetrifft, aber ich hatte mich gepanzert, um nicht leiden zu müssen. Und dann ging plötzlich alles sehr geschmeidig. Er hat mich mit viel Sanftheit erobert. (Lacht)

**Weltwoche:** Wie fühlt sie sich an, die Liebe?

**Zaz:** Liebe ist für mich etwas, was man aufbauen muss. Es gibt das Gefühl der Verliebtheit; dieses lebt von der Illusion. Liebe hingegen ist bedingungslos. Echte Liebe entwickelt sich von Tag zu Tag. Liebe ist nicht selbstverständlich, sie erfordert viel Aufmerksamkeit, viel Kommunikation, viel Geduld. Liebe ist so vielfältig. (Lacht) Man entdeckt sie ständig neu.

**Weltwoche:** Die Liebe kam im Doppelpack. Er brachte ein Mädchen in die Beziehung: Cheïna. Sie haben Ihrer neuen Stieftochter das wunderschöne Lied «Ce que tu es dans ma vie» gewidmet: «Ich werde deine Schwester sein, deine Verbündete, deine Freundin, dein Fels.» Wie lebt es sich in der Patchwork-Familie?

**Zaz:** (Lacht) Es läuft sehr gut! Da ist ein Wesen, das direkt in mein Leben tritt, mit dem Mann, mit dem ich mein Leben teilen möchte. Gleichzeitig habe ich mich bewusst für sie entschieden. Ich versuche, jeden Tag das Beste daraus zu machen. Die neue Situation rüttelt auf, wirft mich auf Elementares zurück und lässt mich einen Blumenstraus von Emotionen empfinden.

**Weltwoche:** Sie hatten wiederholt von Ihrem Wunsch gesprochen, selbst Mutter zu werden.

**Zaz:** O ja, das wünsche ich mir.

**Weltwoche:** Wird Ihr Traum eines Tages wahr werden?

**Zaz:** Ich arbeite daran. (Lacht)

**Weltwoche:** «Isa» ist ein sehr persönliches Album, in dem Sie Intimes aus Ihrer Kindheit und über Ihre Familie preisgeben, den Konflikt mit Ihrem Vater beispielsweise. Das neue Werk ist in Stille gereift. Drei Jahre lang sind Sie komplett aus dem Scheinwerferlicht verschwunden. Warum?



«Ich liebe es, die Leute zu überraschen»: Sängerin Zaz mit Musiker Lindemann.

**Zaz:** Es gab kein Gleichgewicht mehr in meinem Leben. Ich war zu sehr Zaz, die Künstlerin, zu sehr auf der Bühne, zu sehr nach aussen gerichtet, dauernd auf Draht. Da Zaz den ganzen Platz in meinem Leben einnahm, wusste Isabelle nicht mehr so recht, was sie wollte, wer sie ist. Ich brauchte eine Pause, um Abstand zu gewinnen, meine Wurzeln zu finden. Und da war ich plötzlich mit Dingen konfrontiert, die ich vorher nicht sehen konnte. Wissen Sie: In den Jahreszeiten deines Lebens bist du nicht immer am selben Ort, es gibt Zeiten, in denen du dir plötzlich einiger Dinge bewusst wirst, die du lange ignoriert hast. Für mich war dieser Moment gekommen. Ich hatte mir die Pause bereits vor dem Covid-Lockdown auf-

erlegt. Als dann überall das Leben stillstand, hatte ich keine andere Wahl. Auch ich musste runterfahren.

**Weltwoche:** Sie haben Ihr Leben quasi neu aufgesetzt. Sie trinken keinen Alkohol, keinen Kaffee mehr, Sie rauchen nicht mehr, und Sie essen kein Fleisch mehr. Warum diese Askese?

**Zaz:** Als ich endlich zur Ruhe kam, habe ich gemerkt, dass ich einer ganzen Reihe von Süchten verfallen war, die mich aus der Balance brachten. Ich brauchte einen Elektroschock. Als ich an Covid erkrankte, habe ich mir gesagt: Jetzt muss ich handeln. Ich wollte mein Immunsystem stärken und entschloss mich, drei Tage zu fasten. Und da ich ziemlich exzessiv bin, habe ich alles gleichzeitig runter-

gefahren. Das ist meine Art. Alles oder nichts. Das war super intensiv. Danach war der Körper zufrieden, weil er eine ganze Reihe von Dingen ausgeschieden hatte, und der Geist war klar. Als die Fastenzeit vorüber war, sagte ich mir: Eigentlich liebe ich Tiere, ich will sie nicht essen, ich brauche das nicht mehr. Dasselbe mit dem Alkohol, dem Nikotin, dem Koffein. *Bah voilà!* Jetzt lebe ich bald zwei Jahre so, und ich bin eigentlich superglücklich. Ich lebe viel bewusster, viel intensiver, ich habe viel weniger Ängste. Auch wenn ich noch längst nicht alle bösen Geister vertrieben habe, sieht es heute viel friedlicher aus in mir.

**Weltwoche:** Bewundernswert, Ihre Willensstärke. Aber braucht man denn nicht ein paar Sünden? Sonst merkt man doch gar nicht mehr, dass man am Leben ist.

**Zaz:** Ah, die Sünden.

**Weltwoche:** Welches sind Ihre Sünden?

**Zaz:** (Zögert) Ich bin sehr anspruchsvoll. Vielleicht ist das meine Sünde. Ich will, dass alles perfekt ist, manchmal ist es die Hölle. Ich muss lernen, zu akzeptieren, dass es Dinge gibt, die man nicht kontrollieren kann.

**Weltwoche:** Ihrem Publikum geht es nicht anders. Sie schüren Emotionen, die rasch entgleisen. Sie öffnen die Herzen mit sanften Worten, dann schütten Sie eiskaltes Wasser drüber. Wie im letzten Lied auf dem neuen Album – «Et le reste» –, in dem Sie sich von der Welt verabschieden und uns auf einer kaputten Erde zurücklassen:

*Et le voyage se poursuit sans moi  
Puisse-t-il être doux comme un caresse  
Ici je sais que mes mots blessent  
J'espère un jour on se retrouvera  
Pour l'amour la tendresse et le reste*

**Weltwoche:** Auf was kommt es an in dem Leben, das uns noch bleibt?

**Zaz:** Abstand zu gewinnen und über den eigenen Tellerrand zu schauen. Das Leben ist wie ein grosses Spiel. Man ist konfrontiert mit schrecklichen Prüfungen und Ungerechtigkeiten. Manchmal verläuft es so dramatisch, man hat das Gefühl, dass man vor Schmerz nicht überleben wird. Und gleichzeitig ist das Leben voller Wunder, voller unglaublicher Dinge und voller Schönheit. Die Zeit, die uns auf der Erde bleibt, ist so kurz bemessen, aber wir können uns nicht nur die schönen Dinge aussuchen, man muss alles durchleben. Na ja, das ist das Wahnsinnige am Leben, es ist komplett verrückt.

Zaz ist 2022 in der Schweiz live zu erleben in Genf am 10. Februar, in Luzern am 12. April und am 17. Mai in Zürich.

## Film

# Bürokraten mit blutigen Händen

Wolfgang Koydl

Die Wannseekonferenz (D 2022)

Von Matti Geschonnek. ZDF-Mediathek

Eine Villa im Grünen, ein schlichter Konferenzsaal, Tische hufeisenförmig zusammengeschoben, sechzehn Stühle. Personal platziert Namenskärtchen, legt Notizblöcke und Bleistifte bereit. Allmählich trudeln die Teilnehmer ein, stehen zusammen, rauchen eine letzte Zigarette draussen auf der Terrasse.

Wie banal, wie alltäglich, wie selbstverständlich: irgendeine Konferenz mit all den üblichen Hahnenkämpfen, Rangeleien, Besserwissereien und Streitigkeiten. Eine Stunde, anderthalb,

*Der Regisseur hatte den Schauspielern eingeschärft, keine gängigen Nazitypen zu spielen.*

dann zerstreuen sich die Teilnehmer wieder in alle Winde. Abgesegnet wird, wie meist, das, was vom Gastgeber schon vorher beschlossen wurde.

Genau diese Banalität, die der Regisseur Matti Geschonnek in seinem Fernsehfilm über die Wannseekonferenz minutiös eingefangen hat, schnürt dem Betrachter die Kehle zu. Denn auf dieser Konferenz am 20. Januar 1942 ging es nicht um die Vorstellung eines neuen Produkts, die Verabschiedung eines belanglosen Papiers. Die Teilnehmer besprachen und beschlossen die Ermordung aller elf Millionen Juden in Europa.

Gerade einmal neunzig Minuten hatte Sicherheitschef Reinhard Heydrich für die Besprechung eines Unterfangens angesetzt, das viele Teilnehmer für historisch, ja episch hielten. Anderthalb Stunden, eine Spielfilmlänge –

wodurch Geschonneks Film die Versammlung gleichsam in Echtzeit abbildet.

Beklemmend echt wirkt auch der Ablauf der Debatte. Der Regisseur hatte den Schauspielern eingeschärft, keine gängigen Nazitypen zu spielen. Sie hielten sich an die Vorgabe und füllten die Rollen perfekt aus. Sie spielten Bürokraten: Staatssekretäre und Ministerialdirektoren, graue Verwaltungsbeamte, die sich an Recht und Gesetz, an Regeln und Vorschriften hielten, wie sie das zu allen Zeiten getan haben. Und auch heute noch tun.

## Kompetenzgerangel

Darin liegt das eigentliche Grauen, das der Film auslöst. Da sitzen nicht Männer aus einer fernen Vergangenheit oder einer fremden Kultur. Der Ablauf dieser mörderischen Tagung ist jedem vertraut, der einmal an einer beliebigen Versammlung teilgenommen hat, zumal dann, wenn Vertreter der öffentlichen Verwaltung mit am Tisch sassen. «Sie sind Beamter, und wir sind unseren Ämtern verpflichtet», ermahnt ein Teilnehmer einen Kollegen. Diesem Grundsatz folgten die Zivilisten am Tisch. Anders als die Uniformierten von SS und SD, die alles dem Ziel Massenmord unterordnen, verteidigen die Bürokraten die Interessen ihrer Ämter: Kompetenzgerangel mit blutigen Händen. Josef Bühler, Staatssekretär im Generalgouvernement, will in Polen mit der Endlösung beginnen, weil hier das «Judenproblem» am drückendsten sei. Erich Neumann, Staatssekretär im Amt für den Vierjahresplan, hat die Anliegen seines Chefs, Hermann Göring, im Blick: ja nicht den Nachschub an Zwangsarbeitern unterbrechen. Martin Luther, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, will aus Gründen der Optik Deportationen skandinavischer Juden aufschieben.

Wilhelm Stuckart, Staatssekretär im Innenministerium, scheint einen Funken Menschlichkeit zu zeigen, als er es ablehnt, Halb- und Vierteljuden abzutransportieren. Doch der Funke verlöscht, sobald er aufglimmt: Ihn besorgt der Verwaltungsaufwand, wenn man

auch diese Personengruppe mit in die «Massnahmen» einbeziehe.

Der Verwaltungsaufwand, das ist es, was Beamte von jeher scheuen. Das ist heute nicht anders als vor 5000 Jahren in der pharaonischen und vor achtzig Jahren in der nationalsozialistischen Verwaltung. Und es hat sich bis heute nicht geändert, ebensowenig wie die fatale Gewohnheit der Verwaltung, die jeweilige Verordnung, Verfügung oder Vorschrift umzusetzen – ohne Rücksicht auf die Folgen, sei es für den Einzelnen, sei es für das Gemeinwesen. Oder glaubt man wirklich, dass die Beamten, die in den letzten Jahren kafkaeske und beengende Corona-Vorschriften ausgearbeitet und eingeführt haben, ihre Gedanken weiter schweifen liessen als bis zur Tastatur ihres PC?

Der Film wollte zeigen, wie eine Diktatur funktioniert. Tatsächlich hat er gezeigt, wie eine Bürokratie funktioniert. Und dass es ohne Bürokratie auch keine Diktatur gibt.

## Comics

# Funkelnde Perlen

Wolfram Knorr

Yuval Noah Harari: Sapiens. Der Aufstieg. Graphic Novel von Daniel Casanave und David Vandermeulen. C.H. Beck. 248 S., Fr. 39.90

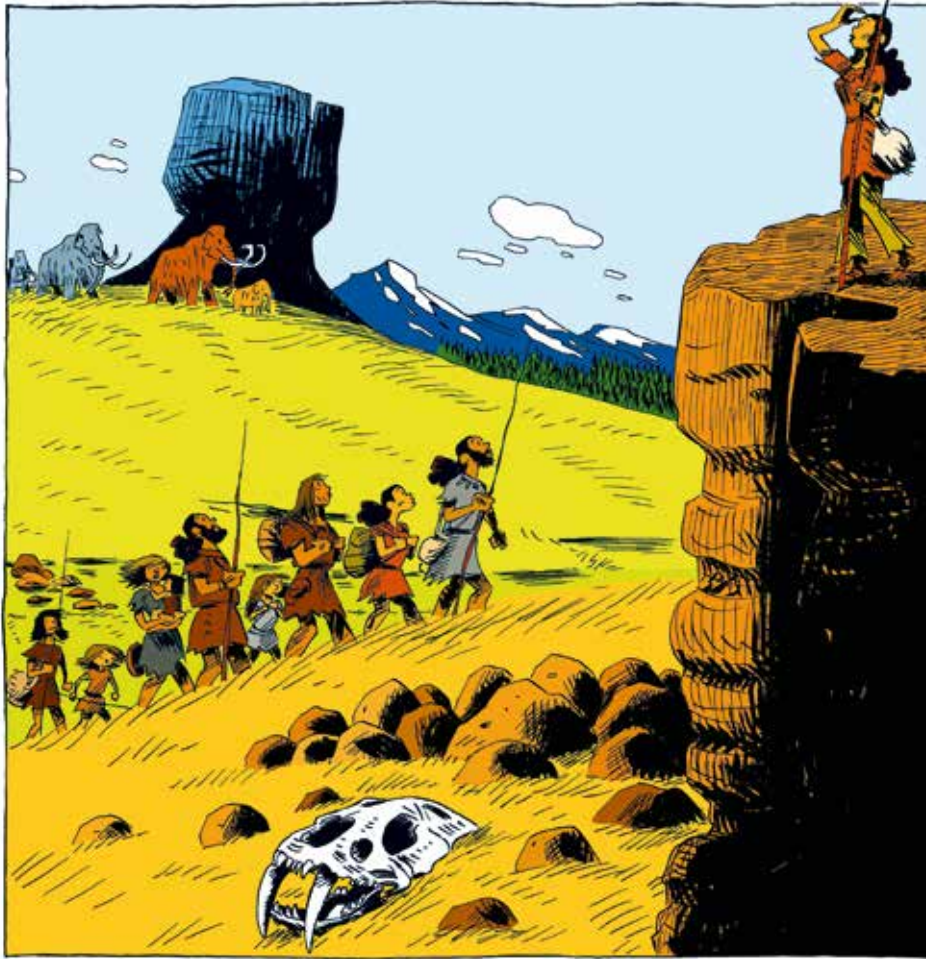
Yuval Noah Harari: Sapiens. Die Falle. Graphic Novel von Daniel Casanave und David Vandermeulen. C.H. Beck. 256 S., Fr. 39.90

Er weiss einfach alles und kann alles sehr verständlich erklären, er schrieb «Eine kurze Geschichte der Menschheit», «Homo Deus» und «21 Lektionen für das 21. Jahrhundert». Und weil die Antworten auf die elementarsten Fragen in einer Zeit, in der das Fragen und Antworten immer schwieriger wird, ihm so flott von der Feder gehen, wurden die Bücher des israelischen Historikers Yuval Noah Harari Weltbestseller.

Der kluge und im positiven Sinne völlig unkomplizierte Kopf, der als Militärhistoriker begann, hat keinerlei Hemmungen, universal zu denken, aus den Tiefen der Vergangenheit hinein in die Zukunft; und er vermittelt die philosophischen und wissenschaftlichen Erkenntnisse und Errungenschaften mit kühner Gewissheit. Und weil Hararis Wissen so leichtfüssig und plastisch daherkommt, hat es Comic-Künstler herausgefordert, dessen «Menschheitsgeschichte» ins Bild zu setzen. Zwei Kenner wissenschaftlicher Graphic Novels, der Belgier David Vandermeulen (Szenarist) und der Franzose Daniel Casanave (Zeichner), haben es gewagt – mit Gewinn.



Beklemmend echt: «Die Wannseekonferenz».



Popkulturelles Phänomen: Hararis «Sapiens» als Graphic Novel.

Das liegt natürlich in erster Linie an Harari, der eben als Wissenschaftler nicht im Elfenbeinturm lebt, sondern rausgeht. Zum Zweiten liegt es daran, dass Hararis populärwissenschaftliche Bücher, die in sechzig Sprachen übersetzt und sechzehn Millionen Mal verkauft wurden, auch mit Illustrationen versehen sind; da ist die Verlängerung zum Comic

*Dass die Macher Profis sind, erkennt man am Raffinement, mit dem sie die Evolution darstellen.*

geradezu logisch. Von den auf vier Bände angelegten «Sapiens»-Büchern sind die ersten beiden, «Der Aufstieg» und «Die Falle», erschienen, ein visueller Parforceritt durch die Geschichte der Menschheit.

Dass die Macher Profis sind, erkennt man rasch am Raffinement, mit dem sie – was wirklich nicht leicht ist – die Evolution darstellen. Szenarist Vandermeulen fand die Lösung, indem er den Autor Harari als Erzählfigur ins Geschehen integriert, begleitet von seiner Nichte Zoe, die natürlich Comics liest und Fragen stellt. Weitere geschickt eingesetzte Sidekicks sorgen für ständige «Rückfragen» und für Humor, um jede Belehrung zu vermeiden.

Die Menschheitsgeschichte als pop-

kulturelles Phänomen: Klar, dass dann auch die Familie Feuerstein auftritt, wenn's um die Steinzeit geht. Mit Jux, Tollerei und tieferer Bedeutung jonglieren die Autoren hochvirtuos mit den dramaturgischen und grafischen Mitteln der Comics, um wissenschaftliche Probleme «sichtbar» zu machen. Auch Superhelden dürfen nicht fehlen. «Dr. Fiction», ein schwarzer «Seher», ist mit Detektivin Selena unterwegs, um den Murks zu erläutern, den die Menschen im Lauf der Geschichte immer wieder anrichten.

Dass man sie nie auf den richtigen Weg führen kann, liegt – sagt er – an den Mythen; von denen können sie nicht lassen. Romantik, Nationalismus, Kapitalismus: «Alles sind Mythen», konstatiert Dr. Fiction, «die von Generationen von Menschen geschaffen wurden.» Da verblüfft so manches, ist aber immer amüsant, bis zu den Wortblasen-Dialogen. Da funkeln Perlen, das Moralisieren ist weit weg.

Die Reise durch die Geschichte mit den wechselnden Zeiten und Figuren aus allen Epochen gibt Casanave kongenial wieder. Wie hingehuscht mit feinem, dünnem Strich, mit pointierter Reduktion aufs Wesentliche entspricht die visuelle Anmutung perfekt Hararis gescheiter Populärvermittlung. Und spannend ist das auch noch. Keine leichte Sache bei einer wissenschaftlichen Graphic Novel.

## TV-Kritik

# Begeisterte Politikmuffel

Anton Beck

Quer: BR Fernsehen. Donnerstags, 20.15 Uhr

«Sehen, was quer läuft» lautet das Motto der Sendung. Was auf den ersten Eindruck anstrengend und ernst wirken mag, hat in Wahrheit ganz viel Humor. Moderator Christoph Süß schlendert kabarettistisch kommentierend durch die Woche und beleuchtet in 45 Minuten, was auf europäischer, bundesweiter oder regionaler Ebene so alles falsch läuft. Weil in den Beiträgen zwischen den Kommentaren die Ungereimtheiten des Lebens und des Staates als interessante Reportagen erzählt werden, ist das kurzweilig wie ein guter Krimi. Beim Bericht über einen Problemwolf in Oberbayern werden etwa Anwohner interviewt, Wolfsschützer, aber auch der um ein Kalb beraubte Bauer. Zu entscheiden, wer schliesslich «recht» hat, ist einem als Zuschauer selbst überlassen – wobei oft auch klar wird, wie komplex vermeintlich einfache Themen sind.

Das wirklich Einzigartige an «Quer» ist aber das Regionale, von dem aus die grossen Verschiebungen erzählt werden. Ob Klimakrise oder die Folgen von Corona – alles wird auf konkrete Menschen, Orte und Probleme heruntergebrochen. Und: So schlimm die Ausgangslage und so verstellt der Ausblick auch zu sein scheinen, ins Apokalyptische oder Hoffnungslose kippen Süß und sein Team nie. Nicht zuletzt liegt das auch am kabarettistischen Schlagabtausch zwischen dem Moderator und dem gespielten Markus Söder am Schluss jeder Sendung. Das dürfte selbst jene begeistern, die sich eigentlich wenig um Politik und das Weltgeschehen kümmern.



## Serien

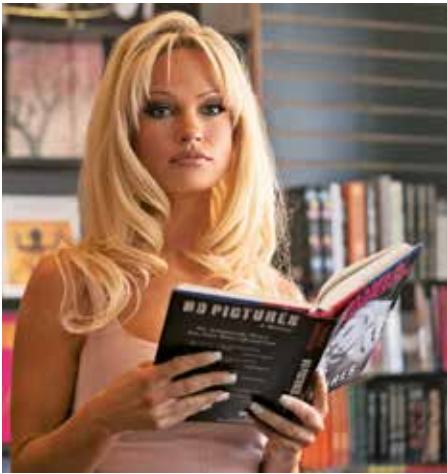
# Sex-Szenen einer Ehe

Benjamin Bögli

**Pam & Tommy (USA, 2022).** Von Evan Goldberg und Seth Rogen. Mit Lily James, Sebastian Stan und Seth Rogen. 8 Folgen, auf Disney+ abrufbar

«Herr, die Not ist gross! Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los.» Als Rand Gauthier den Tresor aus der Villa von Pamela Anderson und Tommy Lee stahl, konnte er nicht ahnen, was er damit anrichtete.

Die Geschichte um die Mutter aller Sex-Tapes, das VHS-Video «Pam & Tommy Lee – Hardcore & Uncensored» aus den neunziger Jahren, ist dermassen spektakulär, dass sie Hollywood jetzt sogar zu einer achtteiligen Serie verwurstete. Ob es sich tatsächlich genau so zutrug, wie gezeigt, wissen nur die Götter. Und Gauthier selbst, denn er ist die Quelle. Das *Rolling Stone*-Magazin hatte ihn 2014 aufgespürt und erzählte auf mehreren Seiten seine Story. Auch «Pam & Tommy» basiert auf diesem Artikel. Es ist eine Saga, die so wohl nur in Kalifornien möglich ist. «Los Angeles wird ja immer im ersten Reflex als oberflächliche Stadt



**Zu lieblich:** Lily James in der Rolle von Pamela Anderson.

mit Glitzer und Glamour gesehen. Aber fast alles, was in den letzten 50, 60, 70 Jahren für die Welt von Bedeutung war, entstand in Südkalifornien», sagte der deutsche Regiemeister Werner Herzog einmal.

### Als Yak verkleidet

Auch das erste Sex-Tape, das es um die Welt schaffte, entstand hier, wo Rock 'n' Roll und Filmkunst, Porno und Hightech miteinander verschmelzen: Gauthier, ein Handwerker, der auch schon mal in einem Pornofilm mitgespielt

hatte, war mit dem Umbau der Villa von Mötley-Crüe-Schlagzeuger Tommy Lee und dessen Frau, dem blonden «Baywatch»-Wunder Pamela Anderson, beauftragt. Wegen einer Nichtigkeit jagte ihn Lee von der Baustelle, demütigte ihn und bedrohte Gauthier mit dem Gewehr. Geld kriegte er keines. Die Rache des Gepeinigten liess nicht lange auf sich warten. In einer Nacht brach Gauthier, als Yak verkleidet, in die Residenz ein und entwendete Lees riesigen Safe. Er fand darin, wie erwartet, Geld, Waffen und Schmuck, unverhofft aber auch ein Hi8-Video, auf dem Pam und Tommy ihren Flitterwochen-Sex mit allem Drum und Dran detailliert dokumentierten. «Bingo!», dachte Gauthier und setzte alle Hebel in Bewegung, um das Material zu veröffentlichen. Weil die Kassette gestohlen war, fand er keinen Vertrieb.

Das Internet war damals, 1995, brandneu. Ein Geistesblitz Gauthiers führte dazu, dass er zusammen mit seinem Geschäftspartner und einem Geldgeber das Tape selber im Netz anonym zum Kauf anbieten konnte. Er kopierte es hundertfach und versandte es per Post an die Besteller. Dumm nur, dass sich sein Compagnon mit dem Geld des Investors aus dem Staub machte. Gauthier blieb auf den Schulden sitzen. Inzwischen hatte das explizite Video eine Eigendynamik entwickelt, wurde von anderen raubkopiert und auf der Strasse verkauft. Das Millionärspaar Pamela Anderson und Tommy Lee fand keine Möglichkeit, die Verbreitung juristisch zu stoppen. Die Affäre zog immer weitere Kreise. Bald waren auch der später wegen anderer Fälle verurteilte Hollywood-Privatdetektiv Anthony Pellicano, der *Penthouse*-Chef und das blutjunge Internet-Wunderkind Seth Warshavsky, «Mark Zuckerberg des Pornos» genannt, in den Fall verwickelt. Letzterer machte das Video schliesslich im Internet zugänglich. Gauthier tat alles plötzlich unheimlich leid.

Das Faszinierende an «Pam & Tommy» ist, neben der unschlagbar süffigen Story, deren Timing. Genau dann, als das Tape herauskam, begann sich die Dienstleistungswirtschaft langsam ins Internet zu verlagern. Diese Goldgräberstimmung – die ungläubigen Blicke, was aus den Teufelscomputern alles rauszuholen ist und was das Web für die Zukunft bedeuten könnte – bringt die Serie genial auf den Punkt. Leider geben die Filmemacher der nicht besonders interessanten *Amour fou* zwischen Schauspielerin Pamela Anderson (Lily James) und Rockstar Tommy Lee (Sebastian Stan) ebenso viel Gewicht. Zudem zeichnen sie, wahrscheinlich unter dem Einfluss der #MeToo-Bewegung, ein zu liebliches Bild von Pamela Anderson, und auch Tommy Lee wirkt brav. Die beiden Schauspieler sind zwar gut zurechtgemacht, und es gibt durchaus prickelnde Phasen, das Drama ihrer Ehe kommt von der Intensität her aber bei weitem nicht an den Skandal um ihr Sex-Tape heran.



**Eins mit sich:** Wagner-Sopran Davidsen.

## Klassik

# Ideal für wilde Weiberrollen

Manuel Brug

**Lise Davidsen:** Edvard Grieg, Lieder.  
Mit Leif Ove Andsnes. Decca

Grosse Mädchen brauchen Zeit zum Wachsen. Grosse Mädchen, die singen, ganz besonders. Denn es könnte ja sein, dass einer dieser selten, genuinen Wagner-Soprane aus ihnen erblüht, der wirklich das Zeug zum Hochdramatischen hat. Die Überfülle des Wohllauts, das dunkle Fundament, von dem das alles aufsteigt, eine breite Mittellage und eine schön flutende, gleissend aufhellende Spitze. Eben all das, um unbeschadet wütend und freudvoll, hoffnungsbereit und zerknirscht, sehnd und sehrend alle Ausbrüche und Ekstasen, Höhen und Tiefen einer Isolde, Brünnhilde, Elektra, Färberin, Turandot bewältigen zu können. Ohne dass die Stimme schon nach wenigen Jahren nur noch ein Scherben ist.

### Rares Talent

So ein grosses Mädchen ist inzwischen die Norwegerin Lise Davidsen. Die Skandinavie-rinnen – wir sagen nur: Kirsten Flagstad, Birgit Nilsson, Catarina Ligendza; heute Iréne Theorin und natürlich Nina Stemme – scheinen für diesen aufreibenden Opern-Job nicht nur die Stimme mitzubringen, sondern auch





das ausgleichende Gemüt, hinterher wieder abschalten, mit diesen wilden Weiberrollen auch im Alltag auf gesunde Art umgehen zu können.

Heute bleibt so ein rares Talent natürlich nicht lange verborgen, es poppt nicht plötzlich am Opernhimmel auf. Die Agenten und Operndirektoren scharften sehr ungeduldig mit den Füßen, als die 1987 geborene Lise Davidsen 2015 den Königin-Sonja-Musikwettbewerb in Oslo und dann in London Plácido Domingos Operalia-Wettbewerb gewann – beides Karrieresprungbretter erster Güte. Davidsen, die an der Grieg-Akademie in Bergen und an der Königlichen Opern Akademie in Kopenhagen studierte, kommt vom Land; als Jugendliche spielte sie Gitarre und wollte mit fünfzehn Jahren wie Joni Mitchell singen. Ihre erste Oper sah sie mit neunzehn Jahren.

### Still und auch jubelnd

Dann aber ging es schnell: Zürich, Wien, Aix-en-Provence, London, München, Berlin. Und der Ritterschlag war 2019 die Elisabeth im extrem komischen «Tannhäuser» von Tobias Kratzer bei den Bayreuther Festspielen, wo sie diesen Sommer im neuen «Ring» auch die Sieglinde singt. Und Festivalchefin Katharina Wagner hat noch Grösseres mit ihr vor. Doch bis dahin macht sich Lise Davidsen klein. Ganz köstlich singt sie mit Leif Ove Andsnes auf ihrer dritten Decca-CD Lieder.

Es fühlt und hört sich so an, als sei den beiden nichts aufgezwungen, als sei diese hohe Schule des Kunstlieds, die diese Künstler hier auf das

sympathischste exerzieren, die grösste Natürlichkeit überhaupt. Dabei könnte es natürlich auch ein Klischee sein, dass ausgerechnet zwei Norweger Edvard Grieg besonders richtig, gut und wahrhaftig interpretieren mögen. Doch wir wollen es gern glauben, so unmittelbar fesseln Lise Davidsen und der wieder einmal als einfühlsam nuancenreicher Begleiter auftretende Leif Ove Andsnes. Dabei lässt Davidsen durchaus die Tigerin aus dem Tank, sie kann aber auch schnurren. Das passt ausgezeichnet

### *Davidsen lässt durchaus die Tigerin aus dem Tank, sie kann aber auch schnurren.*

zu Griegs Lied-Hauptwerk, dem achtheiligen Zyklus «Haugtussa» nach einem Volksepos von Arne Garborg, so etwas wie ein nordisch naturwüchsiges «Frauenliebe und -leben» zwischen Naturmystik und Psychoanalyse.

Die weiteren Sammlungen lassen nordische Folklore nachklingen. Grieg, der in Leipzig studierte, hat freilich auch deutsche Dichter vertont, mal tief und schwer, mal leicht und mit «Tandaradei». Zu ihrem anderen Liedrepertoire hat man bemerkt, dass Lise Davidsen noch auf der Suche nach einer eigenen Interpretation sei. Aber sie, die von Anfang an diese Kunstform gerade auch für ihre Stimme als lohnenden Parcours gewählt hat, scheint in dieser Klangwelt und Wortsphäre völlig eins mit sich. Es fließt, es tönt, es begeistert – still und auch jubelnd, 28 Nummern lang.

## Jazz

# Bach als Ballade

Peter Rüedi

Marcin Wasilewski Trio: En attendant.  
ECM 2677 3810005

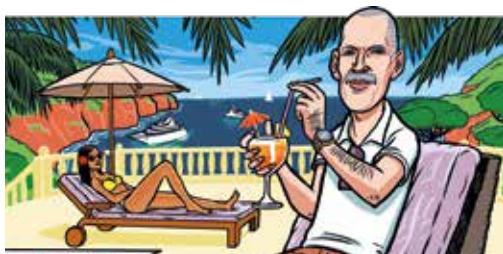
Die drei Polen, seit unglaublichen 28 Jahren eine Band, sind ebenso feinsinnige wie radikale Improvisatoren. Seit ihrer gemeinsamen Teenager-Zeit unterwegs zum Open End, auf der Reise ins Unvorhersehbare, überraschen sie jeder sich selbst und die anderen im Kollektiv. Behutsame Provokation und Einfühlung: Das Trio des Pianisten Marcin Wasilewski, des Bassisten Slawomir Kurkiewicz und des Schlagzeugers Michal Miskiewicz ist ein organischer Organismus, dem der gemeinsame Atem, die Erhebung über die Schwerkraft der je eigenen Findungen hinein in einen schwebenden Zustand der kollektiven Suche nach dem Unerhörten wichtiger sind als individuelle «Selbstverwirklichung». Es geht um stete Bewegung, nicht so sehr auf ein Ziel hin als vielmehr um Bewegung als solche. Bewegung als Zustand, paradox gesagt.

Ihre Musik ist so etwas wie die Feilenspäne, welche die zwischen ihnen strömenden magnetischen Kräfte sichtbar machen. Dass die drei Teile mit dem Titel «In Motion» auf ihrem jüngsten Album, «En attendant», Kollektivkreationen sind, ist da nur folgerichtig.

Allein, auch wo sich die drei in Vorlagen anderer einnisten, verstehen sie diese als Umriss für Imaginationsräume, die sie gemeinsam abtasten, ausdehnen und abstrahieren. Liest sich ziemlich mystisch, das alles, meint aber keineswegs, die drei Melancholiker, die während Jahren nicht von ungefähr Partner des Trompetenmagiers Tomasz Stanko waren, bauten an hermetischen Räumen, zu denen der Zuhörer keinen Zugang hätte. Der wird im Gegenteil in den Prozess geradezu magisch hineingezogen.

Auch aus dem überkommenen musikalischen Kontinuum klinken sie sich keineswegs aus, nur denken sie dabei über den Jazzhorizont hinaus. Auf «En attendant» beschäftigen sie sich zwar, wie schon bei ihrer Zusammenarbeit mit dem Tenoristen Joe Lovano («Arctic Riff»), mit Carla Bley's frühem Stück «Vashkar», seinerzeit enthalten in Paul Bley's epochalem Album «Footloose» von 1963; aber auch, wie schon zuvor, mit einer Pop-Rock-Ikone, diesmal «Riders on the Storm» von den Doors. Und mit der Moll-Aria aus Bachs «Goldberg-Variationen» (Nr. 25), keineswegs ein schrumpfendes «Play Bach» in der Art des einst modischen Jacques Loussier, sondern eine bis in alle Fingerspitzen sensible Aneignung und Auslotung. Bach als Ballade, sozusagen.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein Nachruf

Mark van Huissing

«Nachrufe beleben das Geschäft» und «Sie sind die letzte Gelegenheit, jemanden kennenzulernen». Das sind zwei Sätze eines früheren *Weltwoche*-Chefredaktors, die mir in guter Erinnerung geblieben sind (die Aufzählung ist abschliessend, er war nicht mein journalistisches Vorbild, zu sehr *middle of the road*-Persönlichkeit und darum besser aufgehoben als diplomatischer Korrespondent von Radio SRF, in meinen Augen).

Nichtsdestotrotz kam mir ein paar Jahre später – ich war in der Zwischenzeit MvH geworden, hatte bereits einige berühmte Leute getroffen – die von ihm weiterverbreitete Erkenntnis wieder in den Sinn. Und ich beschloss, bei sich bietender Gelegenheit sowie in ferner Zukunft Nachrufe zu verfassen. Mit Vorteil von Menschen, die ich kennengelernt hatte. Es entstand vor meinem geistigen Auge also so etwas wie die Aussicht auf eine Zweitkarriere oder wenigstens Verlängerung der Laufbahn.

Mittlerweile ist diese ferne Zukunft die Gegenwart geworden. Und Ihr Kolumnist auch ein «Obituarist». Im Ernst: Es macht mir Spass, ich bin mir aber auch der Verantwortung, die in der Jobbeschreibung stehen würde, bewusst. De mortuis nihil nisi bene, von den Toten nichts ausser auf gute Weise (Sprichwoerter.net) – ganz so weit würde ich nicht gehen. Aber Ehrfurcht und Redlichkeit haben sie verdient, schliesslich können sie sich nicht mehr wehren.

Herausfordernd kann sein, den Einstieg zwar spannend sowie zum Weiterlesen verleitend zu schreiben, aber auch die Glanzlichter eines langen Lebens in einen Teilsatz, zwischen den Namen des Verschiedenen und den Umstand, dass dieser gestorben ist, zu stopfen, drück-

te es ein Kollege im *New Yorker* aus. Gutes Beispiel: «Gary Robinson starb hungrig.» (Polizeireporterin Edna Buchanan im *Miami Herald* über einen randalierenden Vorbestraften, der in der Warteschlange einer Suppenküche von einem Wachmann erschossen wurde). Weniger gutes Beispiel (aus der *New York Times*): «Thomas S. Monson, der als Präsident der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage die Anzahl weiblicher Missionare erhöhte, jedoch Forderungen, Frauen zu Priesterinnen zu weihen sowie kirchlichen Widerstand gegen gleichgeschlechtliche Ehen aufzugeben, abwehrte, starb am Dienstag in seinem Haus in Salt Lake City, mit neunzig.»

Vergangenes Jahr zum Beispiel schrieb ich drei Nachrufe – Larry Flint, Elsa Peretti, Nick Kamen – für diese Zeitschrift. Plus ein «Was macht eigentlich?», eine Rubrik, die im Grunde als *obituary*-Vorstufe bezeichnet werden darf. Im laufenden Jahr, und es waren erst vier *Weltwoche*-Ausgaben erschienen, als ich diese Kolumne abschloss, bereits zwei (Nino Cerruti und «Manfred» Thierry Mugler) – Nekrologe beleben das Geschäft tatsächlich, jedenfalls für mich.

Meine erste Würdigung ever war über Rudolph Moshammer, den deutschen Modedesigner und Inhaber einer Boutique in München. Einstieg: «<Fangen wir an, weil so viel Zeit haben wir ja nicht>, sagte er, als er mich empfing.» Das war 2003 und vorausschauend im Nachhinein – zwei Jahre später

*«Viele von uns sind ihr Leben lang gerannt. Nun übe dich im Anhalten.»*

wurde der Sechzigjährige von einem jungen Mann mit einem Kabel in seinem Wohnanwesen erdrückt.

Manchmal ist ein *obituary* wirklich die letzte Gelegenheit, jemanden kennenzulernen. Von Thich Nhat Hanh, dem 95-jährigen vietnamesischen Zenmeister beziehungsweise seinem angewandten Buddhismus hatte ich die längste Zeit nichts gehört (er starb vorvergangene Woche in einem Tempel in Hue, Vietnam). «Es gibt keinen Grund, zu rennen, sich zu bemühen, zu suchen oder zu kämpfen. Sei einfach», schrieb er unter anderem. «Viele von uns sind ihr Leben lang gerannt. Nun übe dich im Anhalten.»

Eine weitere Einsicht, passend zum Inhalt dieser Spalte: «Wir glauben, vor unserer Geburt war nichts und nach unserem Tod wird nichts sein. Darum sind wir voller Furcht vor Vernichtung. Buddha versteht unsere Existenz anders – sein Verständnis ist, dass Geburt und Tod bloss Vorstellungen sind.»

Der Mönch hatte vermutlich recht, ein grosser Lehrer war er mit Sicherheit. Bloss als Nachrufverfasser hätte er's wahrscheinlich nicht geschafft mit dieser Haltung.



## UNTEN DURCH

### Der Müllmann kommt in der Früh

Linus Reichlin

Bruno und ich haben beschlossen, nach unserer Pensionierung einige Rätsel der Menschheit zu lösen, und zwar auf wissenschaftlicher Basis. Als Erstes wollen wir in der international renommierten Wissenschaftszeitung *Science* eine Studie veröffentlichen mit dem Titel «Why the German «Müllabfuhr» always comes at 7.00 o'clock in the morning».

Das klingt trivial, aber nur, bis man versucht, hinter die physikalischen Gesetze dieses Phänomens zu kommen. Bruno und ich haben die offizielle achtstündige Arbeitszeit der deutschen Müllabfuhr auf einer Wandtafel als Skala gezeichnet, auf die wir die Werte 1 bis 8 eintrugen, wobei 1 für die erste Arbeitsstunde am Tag steht und 8 für die letzte. Danach stellten wir unseren Freunden und Bekannten die Frage: «Um wie viel Uhr kam bei euch zuletzt die Müllabfuhr?» Als wir die Uhrzeiten der Skala zuordneten, ergab sich eine signifikante Häufung zwischen der ersten und zweiten Arbeitsstunde der Müllmänner. Das bedeutet, dass die meisten Müllabfuhr-Inzidenzen, wie Bruno und ich es nennen,

damit es wissenschaftlicher klingt, zwischen 7.00 Uhr und 7.30 Uhr morgens stattfinden.

Exakt gesagt, kam die Müllabfuhr in 84,6 Prozent der Fälle im genannten frühmorgentlichen Zeitraum. Bruno, der es noch nicht gewohnt ist, wissenschaftlich zu denken, schlug vor, in unsere in der Wissenschaftssprache Englisch verfasste Studie reinzuschreiben: «The «Müllmänner» come so early, because they want to wake up the people with the «Geschepper» of the container.»

Aber man darf in der Wissenschaft nie die Frage nach dem Warum beantworten, sondern immer nur die nach dem Wie. Das heisst, man muss in einer solchen Studie ganz sachlich einfach nur die Daten auflisten, die beweisen, dass diese verfluchten Mistkerle von der Müllabfuhr frühmorgens bewusst und planmässig ganze Strassenzüge wecken, und zwar mit «the «Geschepper» of the container». Jedenfalls ist unsere Datenlage so zwingend und überzeugend, dass sich aus ihr automatisch der Verdacht ergibt, dass es ohne eine zentral gelenkte Orchestrierung unmöglich wäre, täglich Tausende von Müllmännern dazu zu bringen, ausschliesslich zwischen 7.00 und 7.30 Uhr zu arbeiten.

Bruno wollte in die Studie reinschreiben: «Maybe the German government sticks behind all that!» Aber erstens wäre das eine dummliche Pauschalverurteilung der üblichen Verdächtigen, und zweitens würde es die entscheidende Frage nicht beantworten, die da lautet: Was machen die Müllmänner in der restlichen Zeit? Wo treiben sie sich beispielsweise um 13.30 Uhr herum? Nun könnte man einwenden, dass die meisten Anwohner um 13.30 Uhr gar nicht zu Hause, sondern bei der Arbeit sind, weswegen sie folglich Müllmänner, die um 13.30 Uhr kommen, gar nicht bemerken.

Dies wirft, nebenbei gesagt, die psychologisch interessante Frage auf, ob Müllmänner vielleicht ganz einfach deshalb zu nachtschlafender Zeit kommen, weil sie bemerkt werden möchten. Sie möchten ihre Arbeit vielleicht deshalb nicht um 11.00 Uhr oder am Nachmittag verrichten, weil dann nur die Rentner zu Hause sind und von ihnen Notiz nehmen – und wer arbeitet schon gern für Rentner?

Bruno und ich konnten die Hypothese, dass das frühe Erscheinen der Müllmänner mit ihrem Wunsch nach Aufmerksamkeit zusammenhängt, allerdings widerlegen. Wir befragten 2500 zufällig ausgewählte Personen

unterschiedlicher Religionsangehörigkeit, ob sie sich erinnern könnten, jemals an einem Werktag um 13.30 Uhr die Müllabfuhr gehört zu haben, zum Beispiel, wenn sie real oder simuliert krank gewesen und mit Fieber oder einem Glas Wein tagsüber vor dem Fernseher gesessen seien. «The answer of all religions», wollte Bruno in unsere Studie reinschreiben, «was a fucking NO!»



## FAST VERLIEBT Das richtige Mass an Verletzlichkeit Claudia Schumacher

Die nette, gutgekleidete Kollegin, die keinen Geburtstag vergisst, sich nie krankmeldet, immer ihren Schreibtisch aufräumt – datet seit Jahren, findet keinen Partner. Der lustige Nachbar, ziemlich gross, charmante Lachgrübchen, interessanter Job – datet seit Jahren, findet keine Partnerin. Die schöne Karrierefrau, der aufmerksame Künstler, die menschlich so angenehme Aktivistin: In meinem Umfeld wimmelt es nur so von Dauersingles und Serienmonogamisten, die sich eigentlich etwas anderes wünschen. Und zwar, ganz plump und unindividualistisch: Liebe. Für immer.

Kennen Sie auch dieses seltsame Phänomen? Dass Sie Leute im Bekanntenkreis haben, die Sie richtig toll finden und die jahrelang nach einem Partner suchen, aber einfach keinen finden?

Ich frage mich ja, was die für Leichen im Keller haben. Für meine engeren Freunde unter den Dauersingles kann ich diese Frage sogar beantworten: keine. Zumindest haben sie keine größeren Macken als Britney Spears, und die lebt ja auch ständig in Beziehung.

Woran liegt es also, wenn man völlig normal ist, vielleicht sogar ein ziemlich toller Mensch – aber den richtigen Partner findet man einfach nicht?

Schaue ich auf meine eigene Dating-Biografie zurück, hatte das Gelingen oder Nichtgelingen von Beziehungen und Beziehungsversuchen immer etwas mit meiner eigenen Verletzlichkeit zu tun. War ich verletzlich genug, um mich ehrlich zu zeigen, wie ich war – auch auf die Gefahr hin, dabei verwundet zu werden? Und war ich, das ist genauso wichtig, nicht zu verletzlich und unsicher, um mich wegen jeder Kleinigkeit, die das Gegenüber sagt, verrückt zu machen?

Einer meiner Freunde ist schon so lange Single, dass ihn jede Frau nach dem ersten Date latent nervt. Eigentlich will er, dass alles so bleibt, wie es ist. Schon der leiseste Hauch von Veränderung – der jeden Menschen umweht, den wir in unser Leben lassen – treibt ihn in die Flucht. Im Prinzip würde er am liebsten seinen Kapuzenpullover daten, aber das geht ja nun auch wieder nicht. Am anderen Extrempunkt steht eine Freundin von mir, die nach jedem Treffen mit einem neuen Mann so irritiert ist, dass sie eine Extrastunde bei ihrem Psychologen buchen muss, um jede seiner Äusserungen auf die Goldwaage zu legen. Der eine macht sich gar nicht verletzlich, die andere ist zu verletzlich: Beides macht das Liebe-Finden schwer.

«Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren», wusste Adorno. Ich glaube, es gehört zu jeder intimen Beziehung, dass beide sich verletzlich zeigen – und genauso muss man darauf vertrauen, dass der andere einen deswegen nicht unterbuttert.



„Und dank der Zaubertinte verschwindet der Text nach Aufschlagen der Seite der Kunde muss ein Neues kaufen.“



## FRAUEN

### Carrie Symonds

Noch ein Tag, noch eine Party, noch eine Schlagzeile, und jetzt untersucht also die Polizei unseren glorreichen Führer. Als Kind erklärte Boris Johnson, er wolle «König der Welt» werden. Er hat uns in den Brexit und raus aus Brüssel gekickt, was toll war, doch von seinen Königsträumen scheint nur ein Teil wahr zu werden: dass er mit einer Frau verheiratet ist, der ihre teuren Vorlieben den Spitznamen «Carrie-Antoinette» eingetragen haben.

Schade, denn Carrie ist in vieler Hinsicht bewundernswert. Sie hatte den Mut, ihre Anonymität aufzugeben, um zu verhindern, dass ein Massenvergewaltiger aus dem Gefängnis entlassen wurde; und sie hat Boris davon überzeugt, dass es besser ist, nett zu Tieren zu sein, als sie zu Pferd zu jagen. (Im Jahr 2005 hatte er geschrieben, er liebe die Jagd, nicht zuletzt wegen der «fast schon sexuellen Beziehung zum Pferd».) Aber ihre grünen Neigungen kamen nie gut an in den Labour-Hochburgen, wo man auf Hochenergie-Reindustrialisierung setzt, um in den Regionen der Nation, wo Arbeitsmangel herrscht, neue Jobs zu schaffen.

Möglicherweise ist es ähnlich wie bei Bill und Hillary und Harry und Meghan: dass sie gegenseitig Charakterzüge zum Vorschein bringen, die besser verborgen geblieben wären. Nun sagt niemand, Carrie sei schuld an den Partys; doch könnte ein Mann, der in dritter Ehe eine so junge, hübsche und populäre Frau heiratet, sie auf eine Weise verwöhnen, wie er das bei ihren Vorgängerinnen nicht getan hat. Von Marie-Antoinette ist der Spruch, «Sollen sie doch Kuchen essen», überliefert, als man ihr sagte, die französischen Bauern hätten kein Brot. Nun sieht es so aus, als könnte zu viel Kuchen Carrie und ihrem König der Welt zum Verhängnis werden. Immerhin haben sie einander; hoffentlich reicht das.

*Julie Burchill*

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

## HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Kaiser, Diebe, Lady Di

Das «Schlosshotel Kronberg» bei Frankfurt diente als Kulisse des Films über Prinzessin Diana. Spuren führen auch in die Schweiz.



*Tudor-Gotik in Deutschland:* das ehemalige Schloss Friedrichshof.

**K**urz bevor sich Schloss Friedrichshof in ein Hotel verwandelte, kam es wieder in Privatbesitz. Es ging 1953 an die Hessische Hausstiftung, nachdem es im Zweiten Weltkrieg von der US-Armee beschlagnahmt worden war. In dieser Zeit diente es zuerst als Truppenunterkunft, später dann als Offiziersklub und Residenz von General Dwight D. Eisenhower, dem amerikanischen Oberkommandierenden in Europa und späteren US-Präsidenten. Damals spielte sich im Schloss ein kleiner Krimi ab: Klub-Managerin Kathleen Nash stahl zusammen mit ihrem späteren Gatten, Colonel Jack W. Durant, die hessischen Kronjuwelen, welche die deutschen Aristokraten während des Krieges in einem Keller vergraben hatten. Die beiden Diebe verkauften den Schatz in die Schweiz. Ein Teil davon ist bis heute verschollen.

### Grossmutter Wilhelms II.

Davon kriegte die Erbauerin des Schlosses, Victoria von Grossbritannien und Irland, geboren 1840 im Buckingham Palace, Grossmutter Kaiser Wilhelms II. und Kaiserin von Deutschland für 99 Tage (1888), nichts mehr mit. Sie starb bereits 1901. Das Schloss Friedrichshof liess

sie als ihren Witwensitz 1899 errichten. Ihrer britischen Herkunft trug sie dabei Rechnung. Stilistisch ist der Bau eine Mischung aus Tudor-Gotik, deutscher und italienischer Renaissance sowie hessisch-fränkischem Fachwerk. Wie es das Strukturprinzip englischer Herrensitze verlangt, ist er in einen Herrschaftsflügel und einen Wirtschaftsflügel unterteilt. Wobei Letzterer in schlichterer Architektur und weniger hoch gebaut wurde.

### Ein Gemälde blieb hängen

Dieser authentisch-englische Touch überzeugte letztes Jahr die Filmcrew des Prinzessin-Diana-Dramas «Spencer», das derzeit in den Kinos läuft. Einige Szenen drehte sie im Innern des hessischen Schlosses. Das Interieur musste für den Film teilweise neu arrangiert werden, das grosse Gemälde, das im Speisesaal hängt, durfte aber bleiben. Es zeigt die Herzogin von Kent, die Grossmutter der Schlossherrin Victoria.

Weil das Schloss 1954 zum Hotel umfunktioniert wurde, können das Bild und das grösstenteils ursprüngliche Mobiliar auch normale Bürgerinnen und Bürger bestaunen. Zimmer gibt es ab 225 Euro pro Nacht.

# Walter Brun

Der ehemalige Luzerner Rennfahrer gibt noch immer gern Gas. Noch lieber aber sitzt der 79-Jährige mit seinen Stammgästen im «Allmendhuisli» am Stanser Flughafen.

**Weltwoche:** Wir sitzen in Ihrer Landbeiz «Allmendhuisli», Sie begrüssen alle Gäste mit Vornamen, spendieren dort ein *Halbeli* und hier eine Stange – sind Sie heute ein Mann des Volkes?

**Walter Brun:** Das müssen Sie entscheiden. Auf jeden Fall macht es mich glücklich, mit meiner Partnerin Sylvia hier unter meinen Stammgästen Gastgeber zu sein. Und das 365 Tage im Jahr.

**Weltwoche:** Ihre Beiz hat jeden Tag offen?

**Brun:** Von 7 Uhr in der Früh bis 0.30 Uhr, genau. Wir servieren seit zwanzig Jahren rund um die Uhr vor allem drei Klassiker: Riesenbratwurst mit Rösti, Cordon bleu und unser Filet vom Stein. Vegetarier kommen aber auch auf ihre Kosten, und für Ungeimpfte gibt es draussen immer Platz ums Feuer.

**Weltwoche:** Wie erleben Sie Corona?

**Brun:** Na ja, wir mussten uns halt impfen lassen. Ich war einer der ersten Beizer im Kanton Nidwalden, der die 2-G-Regel durchsetzte. Obwohl ich noch nie im Leben krank war und noch

keine einzige Tablette genommen habe. Ich bin halt ein echter, zäher Entlebucher! Meine Beiz ist heute mein Leben. Hier erlebe ich grosse Gefühle, so wie früher beim Autofahren.

**Weltwoche:** Sie liebten jahrelang das schnelle Leben am Autosteuer.

**Brun:** Ich fuhr selber mehr als tausend Autorennen. Alles begann 1963, als ich mich in einen Ford Cortina Lotus setzte und nicht mehr aufhören konnte, Gas zu geben. 1971 wurde ich Berg-Europameister, 1986 dann Teamweltmeister in der Sportwagenklasse.

**Weltwoche:** Damals gab es in der Rennfahrerszene immer wieder Tote.

**Brun:** In zwei bösen Crashes schrammte auch ich nah am Tod vorbei. Als «schneller Walti», so lautete damals mein Übername, war ich aber einer vom Schlag Niki Laudas: immer Stehaufmännchen! Ich dachte gross und liess mich von Einflüsterern in die Formel 1 drängen. 1988 bis 1990 leistete ich mir also einen F-1-Rennstall, bis

ich merkte, dass arabische Investoren die versprochenen 47 Millionen Franken nie bezahlen würden. Ich ging durch die Hölle und zurück.

**Weltwoche:** Würden Sie gerne heute noch in der Formel 1 mitmischen?

**Brun:** Nein, denn das Auto ist heute viel wichtiger als der Fahrer. Mich interessierte damals die Macht des Menschen über die Maschine – wir hatten ein 5-Gang-Getriebe, der Schaltknüppel war 80 Grad heiss, ich hatte Lederhaut an den Handballen. Heute bestimmt leider fast nur noch die Technik über den Erfolg.

**Weltwoche:** Womit beschäftigen Sie sich sonst noch?

**Brun:** Ich habe nicht nur Benzin, sondern auch Musik im Blut. Als Saxofonist und Pianist spielte ich mit meinen «Swinging Boys» Ländler, Evergreens der 1950er und 1960er Jahre sowie Dixie. Wenn meine Gäste tanzen, stosse ich gerne an: mit Bier, Rotwein oder Grappa. Auch meine Rennautos verbrannten viel «Most». Zum Auspuff kam ja auch Musik raus. Ein Wohlklang!

**Weltwoche:** Verbrenner sind bald eine überholte Technik – wann fahren Sie Elektroautos?

**Brun:** Wohl kaum mehr, solange ich lebe. Ich fahre Jeeps mit 720 PS – die haben viel Platz für Schäferhund Hector, meinen treuen Begleiter. Sie geben mir Kraft und Freiheit!

**Weltwoche:** Wie stehen Sie zur Freiheit in der Schweiz?

**Brun:** Als junger Mann war ich ein grösserer Fan meiner Heimat. Die Behörden haben mir heute zu viel Macht, unsere harte Gesetzgebung lässt leider zusehends Lockerheit vermissen. Wir müssen aufpassen, dass wir nicht bald chinesische oder belarussische Verhältnisse haben. Dort werden Andersdenkende umgebracht!

**Weltwoche:** Apropos Tod: Wenn Sie auf dem Sterbebett liegen, woran werden Sie sich erinnern?

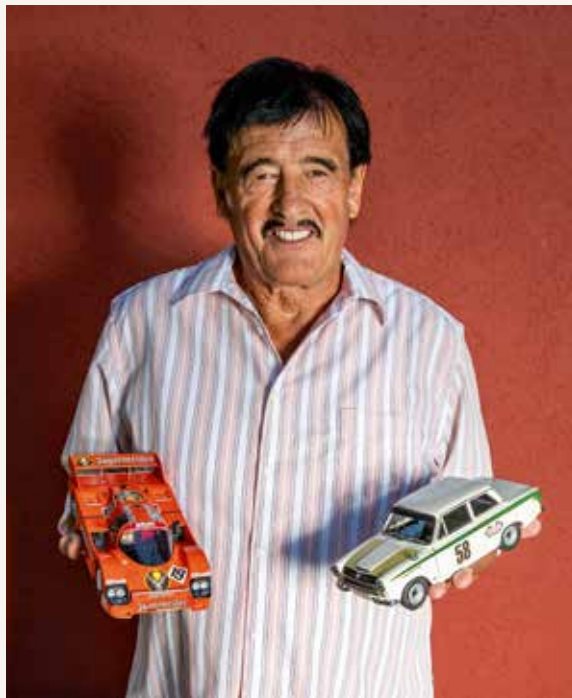
**Brun:** Dass ich viel Gutes und einiges Schlechtes erlebte. Wobei ich finde, das meiste habe ich gut gemacht. Und dann gehe ich in Frieden, frei nach Schiller: «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.» Prost! [Und zur Serviertochter: «Den Herrschaften dort drüben am Stammtisch noch eine Runde aufs Haus!>]

*Mathias Haehl*



«Kraft und Freiheit»: Motorsportler Brun in den achtziger Jahren und heute.

Walter Brun, 79, war Automaten-aufsteller und Autorennfahrer. Er wurde 1971 Europameister und 1986 Teamweltmeister in der Sportwagenklasse. Drei Jahre leistete sich der Luzerner aus dem Entlebuch einen Formel-1-Rennstall.



## Knusprige Hähnchen hoch über dem See

### Landrestaurant Hanegg

Zugerstrasse 310  
8810 Horgen  
Tel. 044 725 42 47

Wenn man vom Zürichsee über den Hirzel nach Zug fährt, kommt man am «Landrestaurant Hanegg» vorbei. Eigentlich ist es vor allem ein Aussichtsrestaurant: Man sieht einen grossen Teil der Ostschweizer Alpen, weit unter sich den See und die Hügel des Oberlands. Hier zu essen, macht aber nicht nur wegen der Aussicht Spass, sondern auch im Wissen, dass das vielfältige kulinarische Programm seit Jahren unverändert für Erfolg sorgt.

Zum Anfangen empfehlen sich ein Rindfleischtatar oder ein Linsensalat mit Riesencrevetten ebenso wie eine Tom-Kha-Gai-Suppe oder, für die jeweiligen Aficionados, eine Knoblauch-, eine Zwiebel- oder eine Flädli-suppe.



Hier finden sich viele der in der Schweiz besonders beliebten Klassiker wie Kalbsgeschneitzeltes, Cordon bleu, Rindsfilet mit oder ohne Kräuterbutter, aber auch Kalbssteak mit Morchelsauce. Es gibt wohl Fischknusperli und frischen Fisch aus dem Zürichsee von Hurden, aber getreu dem Restaurantnamen ist das «Güggeli», das knusprige Mistkratzerli, hier der Renner.

Wir haben erst frische Felchenfilets meunière geteilt und dann ein Mistkratzerli. Der Fisch

war auf der Haut gegart und sehr saftig. Das Hähnchen war wohl zuletzt noch kräftig mit Butter übergossen worden und glänzte goldbraun wie aus dem Bilderbuch. Dazu gab es – wenn schon, denn schon – knusprige Pommes frites.

Das «Hanegg» ist weder ein Gourmet- noch ein Luxusrestaurant, aber auch keine billige Brathahnstation. Seine Beliebtheit verdankt es der vernünftigen Einsicht, dass man den Gästen am besten das bietet, was sie wollen. Auch an einem Wochentag ist hier über Mittag kaum ein Platz zu finden, wenn man nicht reserviert hat – so begehrt ist die sympathische Beiz mit der prächtigen Aussicht, dem freundlichen Service und dem vielfältigen Angebot.

Vernünftig sind auch die Preise. Wir haben zu zweit mit je einem Glas Wein und Kaffee rund hundert Franken bezahlt.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Châteauneuf als Gesamtkunstwerk

Château de Beaucastel. Châteauneuf-du-Pape 2019, 14,5 %. Arvi, Melano. Fr. 86.15  
www.arvi.ch

Das Wort «Klimaskeptiker» hat mich schon immer verwundert. Das Klima ist, was es ist, ihm mit Skepsis zu begegnen, ist so absurd, wie das Wetter «persönlich» zu nehmen.

Was gemeint ist, ist allerdings schon klar: die Klimawandel-Skepsis in allen Schattierungen, von nachvollziehbaren Einwänden gegen wissenschaftliche Argumentationen bis zur generellen Verneinung gesicherter Fakten zum Klimawandel respektive dessen vom Menschen gemachten Ursachen. Klimaleugnern letzterer Art ist zu raten, sich mal bei denen umzuhören, die das Wetter tatsächlich und mit Grund persönlich nehmen. Bei den Weinbauern.

Dabei liegt es in der Natur der Natur, dass der Klimawandel besonders dort im Wortsinn brisant erfahren wird, wo seit je nicht die Reife der Trauben das Problem war, sondern deren Überreife. Zu schwere, zu alkoholmächtige, zu pompöse Weine, die zunehmend aus der Gunst der Wein-



freunde gefallen sind. Gefragt sind mehr und mehr feinziselierte, schlanke Kreationen.

Schlechte Zeiten, möchte man meinen, für Anbauggebiete wie die südliche Rhone und deren Herzstück, die Appellation Châteauneuf-du-Pape. Allein, unter der Mühe-waltung der inspiriertesten Produzenten kommen aus diesem heissen Landstrich, aus den mit grossen, runden Kieselsteinen bedeckten Rebbergen nach wie vor einige der grössten Weine Frankreichs und damit der Welt. Einmal abgesehen vom mythischen Château Rayas, ist der biodynamisch geführte Betrieb von Château de Beaucastel zweifellos der Primus inter Pares. Auf einem einzigen zusammenhängenden Rebberg von 80 ha (!) im Norden der Appellation, dem kühlen Mistral ausgesetzt, zieht die Familie Perrin alle

dreizehn in der DOC zugelassenen Rebsorten, und so ist ihr Châteauneuf 2019 ein eigentliches wohlkomponiertes Gesamtkunstwerk, mit Schwergewicht Grenache (30 %), Mourvèdre (30 %), Syrah (15 %), Cinsault (5 %) und der autochthonen Cou-noise (10 %) – nebst weiteren Minderheitsbeteiligungen lokaler Exoten. Die multiple Cuvée, subtil austariert, ist ein hochkonzentrierter, sehr dichter, komplexer, schwarzfruchtiger Wein, aber auch ein Nonplusultra an Frische und Delikatesse. Ein feinziseliertes Monument und wie jedes grosse Kunstwerk auf mehreren Ebenen zu geniessen: als sensorisches Rätsel ebenso wie als reines Trinkvergnügen.

Dabei war 2019 abermals ein extrem trocknes Jahr. Die tief im unter den Kieselsteinen liegenden Lehm und Kalk wurzelnden Reben überlebten gleichwohl ohne zu grossen Stress und wurden endlich im September durch Regen erlöst. Eine späte Rettung. Kommen, bleibt die aus, noch grosse Weine von der südlichen Rhone? Umsicht und Erfahrung sind jedenfalls gefragt wie nie. Wie die beispielhafte von Jean-Pierre und François Perrin auf Beaucastel.

# Es riecht nach Freiheit

Der Golf GTI Clubsport 45 ist das reine Fahrvergnügen und die vollkommene Spassgarantie.



Vielleicht ist hier der Wunsch Vater des Gedankens, aber ich finde, es riecht ein wenig nach Freiheit und Frühling. Draussen ist es zwar kalt, aber trocken und schön, das Ende des Corona-Hygienestaats scheint näher zu rücken. Für die kommende Ausgabe des *Gault&Millau*-Magazins fuhr ich in den letzten Wochen kreuz und quer durch meine alte Heimat, unterwegs zu den kulinarischen Vorzügen des Kantons Aargau. Es gibt viel zu entdecken, so viel kann ich verraten.

Aber was würde sich – aus Treue zu lieb-gewonnenen Vorurteilen – besser für eine Tour durch diesen schönen und stark unterschätzten Kanton eignen als der neue VW Golf GTI Clubsport 45 mit Aargauer Kennzeichen? Ein Vorstadtraum in «Kings Red / Deep Black» mit 300 PS, einer Akrapovic-Sportabgasanlage und einem Fahrprogramm, womit der Wagen speziell für die Nordschleife des Nürburgrings abgestimmt werden kann. Mit seinen prominenten Seitenschwellern, dem grosszügigen Heckspoiler und der aufreizend roten Zierleiste in der Front ist dieser GTI ein ziemlich auffälliger Kompaktsportwagen, und gerade weil man nichts davon zum Leben wirklich braucht, ist er ausserdem das reine Fahrvergnügen und die vollkommene Spassgarantie.

Als ich mir die ersten Bilder und Daten des Clubsport-Golfs ansah, war ich ja etwas skeptisch. Frontantrieb und 300 PS schienen mir auf dem Papier eine heikle Kombination zu sein. Ich bin schon verschiedene aktuelle Produkte aus dem Volkswagenkonzern mit halb so viel Kraft, aber ebenfalls mit vorne angetriebenen

Rädern gefahren, und die Wahrscheinlichkeit, dass diese beim zügigen Losfahren kurz durchdrehen, ist meiner Erfahrung nach ziemlich hoch.

Beim Clubsport allerdings kommen die 221 Kilowatt aus dem 4-Zylinder-Turbomotor erstaunlich direkt und unverfälscht auf die Strasse. Sowohl beim leicht übermotiviert angefahrenen Kreisverkehr zwischen Mägenwil und Othmarsingen als auch bei der nachdrücklichen Beschleunigung aus dem Stand während des Einbiegens auf ein vielversprechendes Stück Landstrasse zwischen Meisterschwanden und Wohlen macht der Golf immer genau das, was ich von ihm erwarte.

Natürlich sind über 60000 Franken für einen kompakten 300-PS-Wagen ein sportlicher Preis, die Gegenleistung dafür ist allerdings ausgezeichnet. Das Cockpit des Golf 8, das Verarbeitungsniveau des Innenraums, die einen gut umfassenden Sportsitze und vor allem die erwähnte Qualität der dynamischen Vorwärtsbewegung machen aus dem Golf GTI Clubsport 45 ein ebenso gelungenes wie begehrenswertes Auto – ein passendes Symbol für Freiheit, wie wir Aargauer sie uns vorstellen.

#### VW Golf GTI Clubsport 45

Motor/Antrieb: Turbo-Benziner 4 Zylinder, Frontantrieb, 7-Gang DSG; Leistung: 300 PS/221 kW; Hubraum: 1984 ccm; max. Drehmoment: 400 Nm/2000–5200 U/Min.; Verbrauch (kombiniert nach WLTP): 7,4 l/100km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 55 300.–; Testwagen: Fr. 64 250.–



#### OBJEKT DER WOCHE

## Schussfahrt auf elf Lagen

«Valaiski» nach Mass  
Ab ca. 3000 Franken erhältlich

Alpine Innovation muss nicht aus den Bergen kommen. 2017 hauchte der Kölner Branding-Spezialist Claudio Menz, 55, mit seinem Team der verblassten Schweizer Marke Valaiski neues Leben ein. Unter diesem Namen bietet er seither das «bespoke ski tailoring» an. Beim Produkt handelt es sich um einen Ski, der haargenau auf die Bedürfnisse des Kunden abgestimmt ist. Der Käufer kann bis hin zur Oberflächen-gestaltung alles mitbestimmen. Nur die Herstellung liegt ganz in den Händen der Fabrikanten. Menz spricht von einer einzigartigen Anfertigung des elflagigen Holzkerns: «Auf der Basis eines Rennskis, der sonst nur Profisportlern zugänglich ist, erschaffen wir Modelle für die normale Piste.»

Bis jetzt liefen die Verkäufe über Mundpropaganda. Bei Valaiski-Kunden handle es sich um bodenständige Skiliebhaber auf der Suche nach den idealen Latten und nicht um jene, die den letzten Bling-Bling-Schrei haben müssten, erklärt Menz. Abnehmer findet er auf der ganzen Welt und natürlich auch in der Schweiz. Die Skis werden im Wallis hergestellt. Dort entwickelte der studierte Maschinenbauingenieur früher in den Ferien seine Leidenschaft für den alpinen Sport. Später, als Skilehrer, bemerkte er, wie gross das Potenzial handgemachter Bretter ist. Mit Valaiski gehe für ihn nun der Traum vom perfekten Ski in Erfüllung. Die Herstellung dauert drei Wochen. Informationen: valaiski.com.

*Benjamin Bögli*



«Wein und Gesang»:  
Weinexperte Albert Osmani.



Volles Haus:  
Chapiteau in Zug.



Gemeinsame Wohnung:  
Nina Burri, Freund Marco Desimoni.



«Highway to Hell» bis «Stairway to Heaven»:  
die Musiker unter Strom.



«Hunde, wollt ihr ewig rocken?»:  
Die Geschichte des Rock 'n' Roll auf der Bühne in Zug.

## BEI DEN LEUTEN

# Himmelreich der Riffs

«This Is Rock» begeisterte in Zug  
alle Generationen.

Thomas Renggli

**H**unde, wollt ihr ewig rocken?» Für Marc Storace und Fernando von Arb ist die Antwort simpel: «Yes! Wir spielen, bis wir umfallen.» Die beiden sind Mitglieder der erfolgreichsten Schweizer Band der Welt – Krokus! In der wuchtigen Bühnenshow «This Is Rock» von «Das Zelt» führen sie durch die Geschichte des Rock 'n' Roll. Christa Rigozzi erblickte das Licht der Welt in einem Jahr (1983), in dem die Neue Deutsche Welle die Welt überspülte und Michael Jackson die Hitparaden monopolisierte. Doch die ewige Miss Schweiz aus dem Tessin sagt: «Ich bin eine Rock-Queen – ohne Wenn und Aber. In der Jugend schlug mein Herz im Rhythmus von AC/DC, und zu Hause im Wohnzimmer inszenierte ich mit meinem Bruder Christian kleine Konzerte.»

Das hören «Zelt»-Direktor Adrian Steiner und seine Frau Cathrine gerne. «Das Zelt» hat sich seit der Pandemie weiterentwickelt. So begleitet erstmals eine Weindegustation die Show: «Wein und Gesang» passe schliesslich bestens zusammen, sagt Steiner lachend. Musikalisch bekennt er sich zur vielleicht schrillsten Band der Musikgeschichte: Kiss! «I was made for lovin'

you, baby», ruft er seiner Frau auf der Bühne zu. Im VIP-Bereich schlägt die Politprominenz diplomatischere Töne an. Der Zuger Bildungsdirektor Stephan Schleiss, ein bekennender Queen-Fan, sieht aber durchaus Parallelen zwischen seinem Kerngeschäft und der lauten Musik: «There's no business like show business», sagt er frei nach Marilyn Monroe – und erntet Zustimmung vom Zuger Stadtrat Urs Raschle: «Die Politik muss manchmal auch ein bisschen Show sein.» Mitten im Zügelstress schafft es die Kontorsionistin Nina Burri rechtzeitig nach Zug. Ihre musikalische Präferenz bleibt aber quasi in der eigenen Familie. Denn ihr Freund Marco Desimoni, mit dem sie in Lachen die erste gemeinsam Wohnung bezieht, ist Sänger der Band Weekaend.

Im vollbesetzten Chapiteau freut sich das Publikum über die vielleicht spektakulärste Show der Innerschweiz seit dem Rütlichswur. Und selbst die jüngeren Zuschauer dürfen beeindruckt zur Kenntnis nehmen, das die gute alte Rockmusik das ganze Spektrum des weltlichen und geistlichen Lebens abdeckt: vom «Highway to Hell» bis zur «Stairway to Heaven».





«There's no business like show business»:  
Stephan Schleiss, Sarah Fischer.



Im VIP-Bereich:  
Familie Falkenberg.

«Das Zelt»-Gäste:  
Bachelor Patric Haziri, Moira Musio.



«Wir spielen, bis wir umfallen»:  
Musiker von Arb, Storage.



«I was made for lovin' you, baby»:  
Veranstalter Adrian Steiner, Gattin Cathrine.



«Auch ein bisschen Show»:  
Stadtrat Urs Raschle mit Sarah Raschle.



«Rock-Queen – ohne Wenn und Aber»:  
Christa Rigozzi.

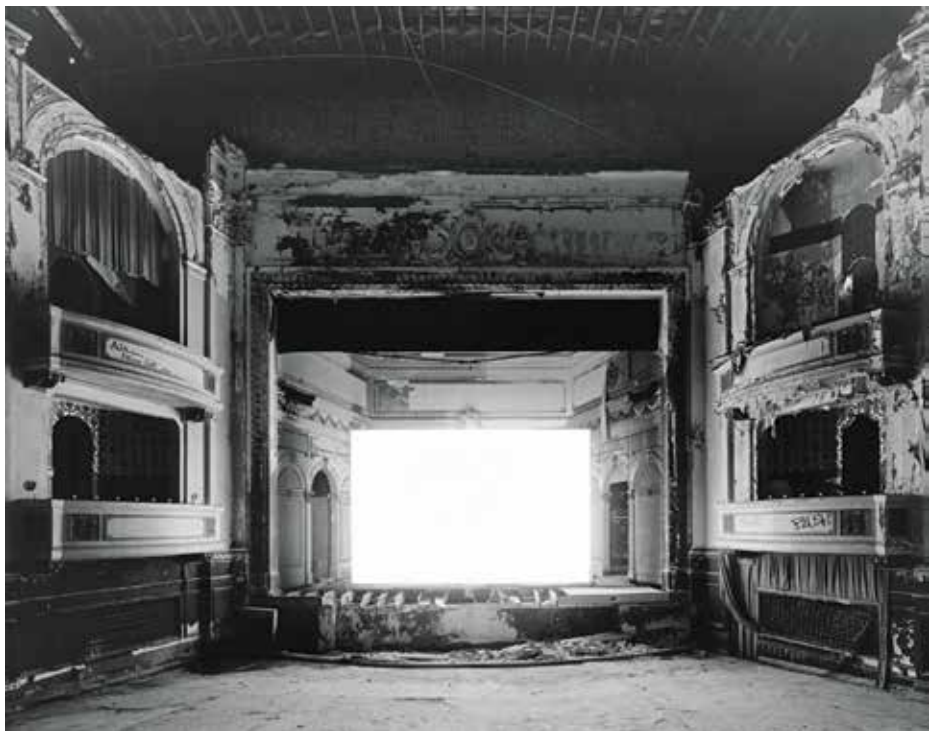


Organisation ist alles: «Das Zelt»-Team mit Linn Schaan, Michiel Laheij, Adrian Steiner,  
Catherine Pfeifer, Irene Steiner, Jacqueline Lanza.

# Entleerung des Inhalts

**A**us der Fotografie wissen wir: Je mehr man etwas ausleuchtet, desto mehr löst es sich in nichts auf. Manchmal sind Sinnbilder aus der analogen Welt hilfreich, um den digitalen Zeitgeist zu beschreiben. Der Fotograf Hiroshi Sugimoto arbeitete seit den späten siebziger Jahren an der Fotoserie «Theaters». Dabei stellte er seine Kamera in einem Kinosaal auf ein Stativ, öffnete im Moment der Filmprojektion die Linse und liess sie bis zum letzten Moment geöffnet. So speicherte er den ganzen Film als eine einzige Aufnahme. Sichtbar blieb die Kinoleinwand, die als Rechteck im Kinosaal schwebt. Der Film entleert sich durch die Langzeitbelichtung, der Inhalt löst sich in ein leuchtendes Nichts auf. Es scheint, als hätte Hiroshi Sugimoto das Zeitalter des Bildes und des blinkenden Smartphone-Displays vorausgesehen. Seine Fotos erscheinen als Mahnmal der Entleerung des Inhalts zu flüchtigem Content. Man könnte auch sagen, nur was im rasenden Zeitalter von Social Media stehenbleibt, bleibt sichtbar.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».



*Leuchtendes Nichts: «Theaters» von Hiroshi Sugimoto.*

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, mir fällt auf, dass die Frauen, die ich treffe, sich nicht wirklich binden wollen und das Modell «Friends with Benefits» bevorzugen. Ist das bloss ein Trend, oder liegt es an mir?*  
R. T., München

Das Modell «Friends with Benefits» ist tatsächlich eher neu. Und ich erachte es als sehr interessant und gut, denn: Je moderner und offener eine Gesellschaft ist, desto weniger müssen Frauen sich darum sorgen, was andere über sie denken. Auch sind sie nicht darauf angewiesen, einen Ehemann zu haben, der sie finanziert und durch den sie gesellschaftlich anerkannt sind.

Warum es aber ausgerechnet bei Ihnen so läuft, dass Frauen keine feste Beziehung eingehen möchten, kann verschiedene Gründe haben. Es kann sein, dass Sie *mixed messages* vermitteln und damit auf eine unbewusste Art zeigen, eigentlich auch nicht wirklich verfügbar zu sein. Denn häufig ist es eine Spiegelung der eigenen Verfassung, welche Beziehungstypen man anzieht. Irgendetwas in Ihnen könnte also eine gewisse Unverbindlichkeit ausstrahlen. Wenn es Sie aber stört und Sie sich eigentlich mehr Verbindlichkeit wünschen würden, dann könnte man sich durchaus auch fragen, wieso Sie das mitmachen. Wieso bleiben Sie mit jemandem in Kontakt, der «nur» Freundschaft plus liefert?

Zum Schluss ein kurzer Ausflug, warum viele Frauen das Modell «Friends with Benefits» so schätzen: Sie haben gern unverbindlichen Sex, aber lieber mit jemandem, dem sie vertrauen können.

**Dania Schifftan** ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Daiana Zemskova

Mit ihrer Schlangenshow löst sie unter arabischen Prinzen Begeisterungstürme aus. Hollywoodstars buchen sie privat. Die Russin führt ein Leben, das es eigentlich nur im Märchen gibt.

Im Glitzerparadies Dubai liegt die Märchenstadt Madinat Jumeira, ein Miniatur-Venedig, durchzogen von künstlichen Kanälen, im Schatten des majestätischen Burj al-Arab, dem viert höchsten Turm der Welt. Inmitten dieser Pracht empfängt uns Daiana Zemskova zum Abendessen. Mit pechschwarz glänzendem Haar, Lederhandschuhen und einem Traumfänger um den Hals wartet sie auf einem weissen Kissen.

«Ich brauche vier Kaninchen und ein paar Mäuse», sagt sie, während sie in der Speisekarte schmökert, «aber frisch müssen sie sein.» «Sie servieren hier im edlen <Taverna> Kaninchen und Mäuse?», frage ich erstaunt. Daiana bricht in herzhaftes Gelächter aus. «Ach, mir fiel bloss ein, dass ich meine zwei Pythons füttern muss.»

Indignierte Blicke vom Nebentisch quittiert Daiana mit einem Schmunzeln. Sie hat schon immer ihr Ding gedreht und Kritiker links liegenlassen. Sonst sässe sie jetzt nicht hier, im Paradies, wo ihr die arabische Welt zu Füßen liegt. Mit ihrer Firma Daianaz Events & Entertainments inszeniert sie gigantische Bühnenshows, die bei Ölscheichen und Durchlauchten Begeisterungstürme auslösen. Für Filmstars wie Morgan Freeman und den «Sex and the City»-Star Sarah Jessica Parker arrangiert sie Shows im privaten Rahmen. Und selbstverständlich fehlen dabei nie ihre beiden Lieblinge, die Pythons Lord und Pharao.

## Im Bund mit Lawrence of Arabia

Bereits als Mädchen, geboren im fernen Kirgistan in der Endphase des Sowjetimperiums, lebte Daiana in einer Fantasiewelt. Sie zeichnete, bastelte, sang und tanzte. Mit zehn drängte sie in die Kunstschule für Kindertalente. Die Mutter, angestellt im Militärkomplex, war strikt dagegen. «Künstlerinnen sind wie Putzfrauen», erklärte sie. Da fälschte Daiana kurzum Mutters Unterschrift auf der Bewerbung – und wurde mit Begeisterung aufgenommen.

Ihr erstes Geld verdiente sie mit Zeichnungen von Madonna und barbusigen Frauen. Westliche Magazine waren Mangelware in der Sowjetunion, so verkauften sich Daianas Porträts wie warme Semmeln. Mit achtzehn gewann sie ein Casting und gehörte zum ersten



«Ich brauche vier Kaninchen und ein paar Mäuse»: Unternehmerin Zemskova.

Kontingent von Fotomodellen und Tänzerinnen, das Russland nach China schickte.

Doch auch in Schanghai wurde es Daiana bald zu eng. Von Kindsbeinen an träumte sie von «Alice im Wunderland», ihrem Lieblingsbuch. Also setzte sie über nach Dubai. Tagsüber jobbte sie als Fitnesstrainerin, in der Nacht liess sie ihren Bauch tanzen. Dann geschah das, was es eigentlich nur im Märchen gibt. Ein Prinz verliebte sich in sie. Nicht irgendein Prinz – der Nachfahre eines engen Kampfgefährten des legendären Lawrence of Arabia, der vor gut hundert Jahren den Araber-Aufstand anführte, und zu dessen Ehren die Familie seither den Namen

«Awrence» trägt. «Er war ein wunderbarer Mann, hübsch, liebenswürdig, humorvoll.» Selbst Daianas exotischen Hochzeitwunsch erfüllte ihr der Prinz, wenn auch widerwillig: ihre erste Python.

Doch anders als die Würgeschlange liess sich Daiana nicht einsperren. Ihr Prinz liess sie aus dem goldenen Käfig springen. Seither ist die Single-Frau auf eigene Faust unterwegs. Stets im Aufbruch zu neuen Horizonten, zaubert sie neuerdings hinter dem DJ-Pult. Ihr erster Deep-House-Mix heisst – wie könnte es anders sein: «Serpenta».

Urs Gehriger

# Sein Hip-Hop ist das neue Ballett

Kathleen McNurney, Präsidentin von Danse Suisse, hat in Basel ein Talent mit internationalem Potenzial aufgespürt.

Lilo Weber

**M**ännlichkeit liegt in der Luft. Hörbar, sichtbar, riechbar. Die acht Männer vom Tanz-Ensemble des Theaters St. Gallen stampfen ihre Füsse in den Boden – und sich selbst beinahe mit. Das ist heftig, hitzig, explosiv. Hier kommen uralte Männerbilder auf die Bühne, die zugleich unterwandert werden. Und aus dem Publikum schreit einer sich die Kehle aus dem Hals, treibt die acht Männer an, als müssten sie ohne ihn gleich zum Kirchgebet niederknien. Oder sich zurück an die Stange im Ballettstudio stellen. Was selbstredend nicht zur Debatte steht. Die Tänzer geniessen sichtlich die coolen Bewegungen, die sie mit Muhammed Kaltuk erarbeitet haben. Und jetzt heisst es «Man Up» und Füsse runter, ganz runter, schnell, schnell. Die Arbeit mit balletttrainierten Tänzern sei ihm nicht ganz leicht gefallen, sagt der Basler Choreograf. Er fürchtete erst, die Tänzer mit ihren langen, äusserst beweglichen Gliedern würden einen wie ihn nicht ganz ernst nehmen. Kein Problem.

So steil ist kaum je ein Stern am Schweizer Tanzhimmel aufgestiegen. 2018 schloss Muhammed Kaltuk seine Studien an der Höheren Fachschule für zeitgenössischen und urbanen Bühnentanz in Zürich ab. 2020 wurde er mit seinem Solo «FivE» ans Internationale Solo-Tanz-Theater-Festival nach Stuttgart eingeladen – und gewann den ersten Preis. Und schon reissen sich die Schweizer Stadttheater um seine Arbeit. In der laufenden Spielzeit choreografiert er gleich an drei Dreispartenhäusern: nach St. Gallen auch in Luzern und Basel. Es ist, als hätten die Stadttheater auf einen wie ihn gewartet. Dabei ist er nicht aus ihren Reihen gewachsen, hat nicht in ihren Ballettsälen gelehrt und nicht von ihren Bühnen gestrahlt. Muhammed Kaltuk kommt von der Strasse her, vom Street-dance und Hip-Hop.

## Mit Putzen zum Training

Mit vierzehn sah er im Jugendhaus Reinach in Baselland seine erste Battle von Hip-Hoppem und Breakern und hat sich sofort in diese Bewegungskunst verliebt, erzählt er: «Diese Ausdruckskraft, die Vibes, die Musik – das hat mich



«Eigene Sprache»: Expertin McNurney.

Kathleen McNurney war Tanzleiterin am Theater Luzern bis Sommer 2021. Sie ist Präsidentin des Berufsverbands Danse Suisse und dieses Jahr Jurymitglied beim Prix de Lausanne. Über Muhammed Kaltuk sagt sie: «Er hat in der Verbindung von Hip-Hop, urbanem und zeitgenössischem Tanz eine eigene Sprache gefunden. Er ist leidenschaftlich, diszipliniert, hartnäckig – und hat etwas zu sagen. Als Choreograf hat er den Gipfel seiner Karriere noch nicht erreicht, doch seine Arbeit in der Schweizer Tanzlandschaft muss man beobachten – und insbesondere auch geniessen. Seine Arbeit ist professionell, aktuell und immer erfrischend ehrlich. Sehr cool.»

total in Bann gezogen.» Es war das, was er machen musste. Und weil ihm das Geld für den Tanzunterricht fehlte, brachte er sich anfangs die Moves zusammen mit Freunden selbst bei. Dann machte er mit einer Tanzschule eine Vereinbarung. Er würde die Schule putzen und dafür Training auf Pump bekommen. Bis zu seinem ersten Lehrlingslohn.

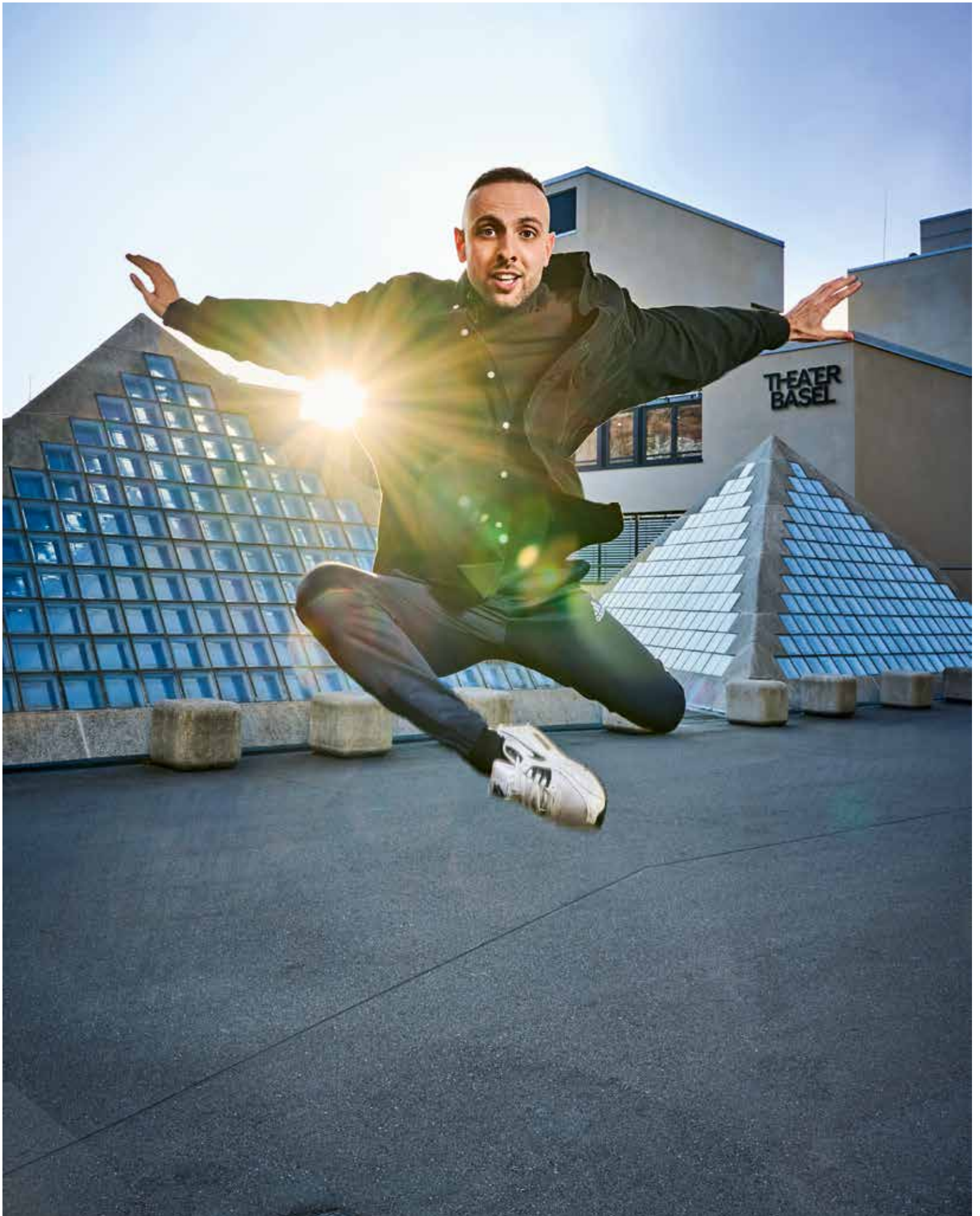
Muhammed Kaltuk wurde Fachmann Gesundheit: «Ich liebe diesen Beruf. Wenn ich das Tanzen nicht hätte, würde ich sofort zu-

rück in die Pflege gehen.» Das tat er während des Shutdowns auch, als an Auftritte nicht zu denken war. Jetzt hat er wieder das Tanzen. Neben seiner Lehre trainierte er damals weiter, gewann Hip-Hop-Meisterschaften im In- und Ausland und tanzte mit seiner Gruppe Special Elements regelmässig bei Konzerten, an Modenschauen und im Fernsehen. Doch: «Es fehlte etwas. Ich wollte andere Formen, neue Tanzstile kennenlernen.» Und er wollte Hip-Hop als Theater machen, Tanz mit Aussage. Tanzen, was ihn bewegt. So kam er an die Höhere Fachschule für zeitgenössischen und urbanen Bühnentanz. Die Schule war ihm, dem zweitältesten der Studierenden, ein mächtiger Augenöffner. 2017 gründete er die neue Kompanie MEK, mit der er an Verbindungen von Hip-Hop mit zeitgenössischem Tanz und anderen Traditionen forscht.

## Bedeutung des Kopftuchs

Und was bewegt ihn? Leben zwischen den Kulturen, als Türke, der hier geboren, hier zur Schule gegangen ist, der auf Schweizerdeutsch denkt und gegenüber Stereotypen dünnhäutig geworden ist. Zum Beispiel, wenn er im T-Shirt neben seiner Mutter mit Kopftuch durch die Strasse geht und glaubt, diese Blicke zu lesen: Aha, die Frau ist verhüllt, aber der Mann muss das nicht. «Wie reagiere ich? Muss ich mich anders anziehen, mich bedecken, aus Respekt ihr gegenüber? Aber warum eigentlich?» Solche Gedanken sind in seine Arbeit mit dem Ensemble des Luzerner Theaters, Tanz Luzern, eingeflossen. In «Dene wos guet geit» mit Songs von Mani Matter und anderen wird den Tänzerinnen und Tänzern das Tuch Verbindung und Grenze zugleich. «Das Kopftuch hat für mich viele verschiedene Bedeutungen, auch positive.»

Inzwischen ist Muhammed Kaltuk bereits weitergezogen ans Theater Basel. Hier erarbeitet er mit Tänzerinnen und Tänzern seiner eigenen Kompanie MEK und des Ballettheaters Basel das Stück «Territory» mit Musik unter anderen von Max Richter und Missy Elliott. Premiere ist am 26. Februar.



**Heftig, hitzig, explosiv:** Tänzer und Choreograf Kaltuk, 31.

# Nicole Berchtold, Moderatorin

Die Glamour-Garantin des Schweizer Fernsehens findet, dass es noch mehr Bundesräte bräuchte. Angst machen ihr sture Menschen; an ihr erstes Mal kann sie sich nicht erinnern.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Berchtold:** Alle, die im Alltag uneigennützig ihren Mitmenschen helfen.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Berchtold:** In der Seele.

**Weltwoche:** Verdienen Sie genug?

**Berchtold:** Genug ist sehr relativ, ich würde sagen ja.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Berchtold:** Vor der Uneinsichtigkeit, dem Egoismus und der Sturheit der Menschen.

**Weltwoche:** Wer ist Ihr Vorbild?

**Berchtold:** Menschen, die sich immer wieder aus der Komfortzone herauswagen.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Berchtold:** Eigentlich die gleichen Eigenschaften wie bei einer Frau: Loyalität, Anstand, Humor, Intelligenz und Herzlichkeit.

**Weltwoche:** Welcher Bundesrat ist überflüssig?

**Berchtold:** Keiner. In der derzeitigen Jahrhundert-Ausnahmesituation, in der wir gerade stecken, bräuchte es wahrscheinlich noch ein paar mehr.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Berchtold:** Das entscheidet das Parlament.

**Weltwoche:** Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

**Berchtold:** Keines, das gehört sich nicht. Tagebücher sind per se persönlich.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Berchtold:** Dass Fisherman's-Friend-Bonbons in Kombination mit Vanille-Joghurt schmecken.

**Weltwoche:** Wie oft lügen Sie pro Tag?

**Berchtold:** Bewusst lüge ich hoffentlich gar nie.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Berchtold:** An einen übergeordneten Lebenssinn.

**Weltwoche:** Wären Sie gerne ein Mann?

**Berchtold:** Nein.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrem Körper?

**Berchtold:** Nichts.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

**Berchtold:** Mit meinem.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Berchtold:** Nein. Habe ich nie genommen.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Berchtold:** Man soll die Probleme erst lösen, wenn sie da sind.

**Weltwoche:** Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

**Berchtold:** Das ist etwas, was sich nicht hypothetisch beantworten lässt.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Berchtold:** Weil es mir im Alltag zu kompliziert ist.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Berchtold:** Es gibt schon viel zu viele Gesetze, ich würde eher ein paar absetzen als neu schaffen. Wussten Sie, dass der Verzehr von Katzen und Hunden für den Eigenbedarf erlaubt ist und dass man nach 22 Uhr die Autotür nicht mehr zuknallen darf?

**Weltwoche:** Haben Sie schon getötet?

**Berchtold:** Nein.

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Berchtold:** Meine Eltern.

**Weltwoche:** Hätten Sie lieber eine andere Nationalität und wenn ja, welche?

**Berchtold:** Nein.

«G&G – Gesichter und Geschichten» u.a. mit Nicole Berchtold wird täglich um 18.35 Uhr auf SRF1 ausgestrahlt.



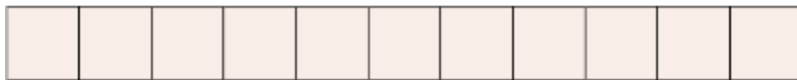
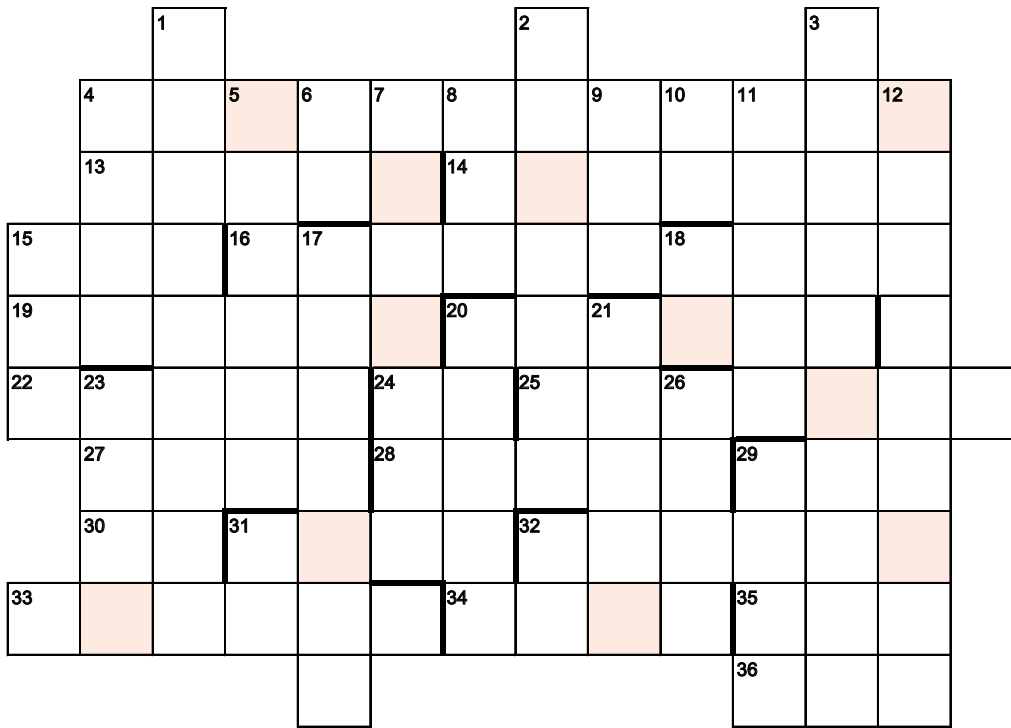
«Man soll die Probleme erst lösen, wenn sie da sind»:  
Journalistin Berchtold, 43.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Berchtold:** Keine Ahnung. Es war anscheinend nicht so prägend, dass ich es mir gemerkt hätte.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Berchtold:** Mein Mundwerk.



**Lösungswort** — ein Modehund?

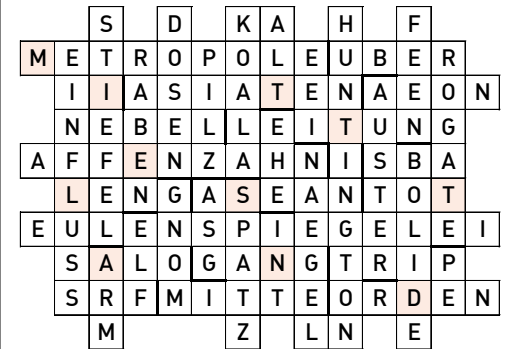
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 Lokal, das der Assimilation von Ausländern dienen soll? 13 Roten-Fortsetzung 14 können auch ja, ja, so gelb, gelb, gelb oder rot, rot, rot blühen 15 weibliche Hälfte von Utopia 16 Halitosis tönt besser, riecht aber gleich 19 unter diesem Namen ist Gardarsholm besser bekannt 20 Handel a la Hans im Glück 22 Madagasse mit Zebrawild-Schwanz 24 in Deutschland 0,001 km<sup>2</sup>, in der Schweiz etwa 242,84 km<sup>2</sup> gross 25 kann man mit Gläsern, mit Bierkrügen und natürlich auch mit ... 27 siehe 35 waagrecht 28 in Teilen des Schweizer Mittellands traditioneller Vorgänger des Halloween-Kürbisses 29 zum Gebet auffordernder norditalienischer Lokalwind 30 kommt sowohl in Braunstein als auch in Hemmnissen vor 31 umstrukturiertes Team 32 auch als Weisser Wolf bekannter Mutant 33 Briefträgerin der Spezies *Bubo scandiacus* 34 in Koffern zu finden 35 in weiblicher Form 27 waagrecht, männlich kleiner und süsser 36 in einem Verein gleich doppelt vorhanden

**Senkrecht** — 1 im Fall von Kopfschmerzen unerwünschte, im Fall von Regionalzügen geschätzte Eigenschaft 2 Input, nicht nur für Maschinen, sondern z. B. auch für Behörden 3 in so mancher Leidenschaft zu finden 4 für die Lichtregulierung oder göttlicherweise für atmosphärische Lichtbrechungserscheinungen zuständig 5 je nach Gegend sich paaren oder Liebesapfel 6 ergänzt Gelhaar und Counter 7 erbinformationhaltiges Verdauungsorgan? 8 Colour Flügel verleihender Stiere und wettertauglicher Fische 9 liegt sowohl im Gezeter als auch in Frankreich 10 kleinster US-Bundesstaat in kürzester Form 11 angebliche Quelle irrationaler Entscheidungen 12 was sich ein Luchs mangels Lagerfeuer nicht genehmigen kann 15 kopflose Epik 17 im Stil der Vereinten Nationen? 18 «Strafe» für ein verkrüppeltes 2. X-Chromosom 20 man muss keinen Dreck am Stecken haben, nur weil man dies am Stecken hat 21 so flüssig ist völlig unnötig 23 sitzt mitten in der Kammer 26 vor allem bekannt dafür, sehr kleines sehr schnell zu machen 29 wäre keine, wenn sie nicht mitten im Nirgendwo liegen würde 31 lokalisiertes Re 32 26-senkrecht- Standortkanton

© Daniela Feurer – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 752



**Waagrecht** — 3 KApplan / keine Ahnung 7 METROPOLE 12 UBER 14 II (röm. 2 / Gemeinde in Finnland) 15 ASIATEN (Anagramm) 16 AEON 17 NEBEL 18 LEITUNG 20 AFFENZAHN 22 SBAHN 24 CHALLENGE 26 ASEAN 28 TOT (franz. f. früh) 29 EULENSPIEGELEI 32 Mika SALO 34 GANG 35 (S)TRIPPE 37 SRF 38 MITTE 39 ORDEN 40 LN (liquid nitrogen = Flüssigstickstoff)

**Senkrecht** — 1 STIEFEL 2 DOSEN 3 KOALA 4 ALT 5 HUNTINGTON 6 FEEN («Die Feen» v. R. Wagner) 8 EINFLUSS (ein Fluss) 9 RABEN 10 PILZ 11 EEI 13 ROGATE 16 AUSTER 19 EHE 21 NAEGEL 23 BOLIDE 25 PhysioGNOMIE 26 ASGARD 27 SPATZ 30 ELF 31 (T)INTENTE 33 ARM 36 PE (Peru)

**Lösungswort** — MITTELSTAND

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# DER NEUE LEXUS NX PLUG-IN HYBRID

FEEL MORE IN EVERY MOMENT

Entworfen, um zu begeistern - die nächste NX Generation. Mehr Emotionen und Effizienz in jedem Moment. Mit Hybrid oder Plug-in Hybrid Antrieb. Jetzt bei Ihrem Lexus Partner erleben.

 **LEXUS**  
EXPERIENCE AMAZING